

Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei

Karl Braun

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

1-5. 171

Bilder

aus

der deutschen Kleinstaaterei.

Von
Karl Braun-Wiesbaden.

...Quaeque ipse miserrima vidi,
Et quorum pars magna fui."
Virgil. Aeneid. lib. II. vers 5-6.

Fünfter Band.
Kleine Kultur- und große Ruhmesbilder.

Dritte Auflage.

Hannover.
Carl Kümpfer.
1881.

**Kleine
Kultur- und große Ruhmesbilder**

1864—1874.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.



Hannover.

Carl Rümpler.

1881.

LOAN STACK

Druck von August Grime in Hannover.

DD95

B69

1881

V.5

Herrn Bellier de Lannay
in Breslau.

Inhalt des fünften Bandes.

Kleine Kulturbilder.

	Seite
1. Heimathlos	3
2. Bad Schwalbach	17
3. Der Inséparable	49
4. Verkehrte Verkehrspolitik	71
5. Der kleinstaatliche Muster-Beamte	91
6. Vom deutschen Rechtswirrwarr	111
7. Zur Geschichte von Thron und Altar in Deutschland	119

Große Ruhmesbilder.

1. Prinz Victor von Wied	139
2. Bismarck vor dem Kriege	207
3. Das Märchen von Kaiser und Reich	251

IV.

Das Cabinet für kleine Kulturbilder.



1.

Seimathlos.

(Geschrieben 1869.)



Heimathlos.

Ein Akt aus den Amts-Akten.

Motto:

Was ich bin? wer löst mir je die Frage?
Was ich kann? wer gönnt mir den Versuch?
Was ich muß, vermag ich's ohne Klage? —
So viel Arbeit um ein Leidentuch!

Graf Platen.

Es war in den mittleren Jahren dieses Jahrhunderts, als der Bürgermeister des Dorfes E. im herzoglich nassauischen Amte D. dem Herrn Amtmann schriftlich anzeigte, daß in seinem Dorfe ein Judenmädchen Namens Däubche M. erkrankt sei und eine besondere Pflege erfordere. Die Herrschaft, bei der besagtes Mädchen als Diensthote gelebt, habe ihre gesetzliche Verpflichtung erfüllt, sechs Wochen die Kranke gepflegt, der Zustand sei aber eher schlimmer als besser geworden: eine skrophulöse Augenentzündung lasse eine vollständige Erblindung befürchten. Das Mädchen, arm und nicht im Stande, sein Brod selbst zu verdienen, mußte nach diesen Vorgängen von seiner Heimathsgemeinde ausreichend unterstützt werden; wenn die Gemeinde des zufälligen Aufenthalts im Nothstande Hülfe gewährt hatte, konnte sie dafür Vergütung von dem Armenfond der Unterstützungsgemeinde verlangen.

Der Herr Bürgermeister zu E. hatte aber gleichzeitig gemeldet, das Judenmädchen sei ohne alle Legitimationspapiere außer einem Geburtschein, der als Ort der Geburt einen Flecken im Fürstenthum . . . , im Bezirke des Kreisamtes zu D., angab und als Eltern des Kindes den Moses M. und dessen Ehefrau Zette, heimathsberechtigt zu S. im Amte N. des Herzogthums Nassau, bezeichnete. Das Amt zu D. hatte natürlich die Heimathsverhältnisse des unglücklichen Mädchens zu constatiren und setzte sich zunächst mit dem Amte N. in Correspondenz und suchte zu erlangen, daß die Gemeinde S. die Heimathsangehörigkeit desselben anerkenne und damit die Unterstützungspflicht auf sich nehme. Aber die Gemeinde erklärte durch ihr Organ, Bürgermeister und Gemeinderath, daß ein Jude Namens Moses M. und dessen Ehefrau niemals bei ihnen recipirt gewesen oder auch nur gewohnt habe, die Namen schon seien ihnen gänzlich unbekannt. Mehr war dorthier nicht zu erfahren, man konnte sich auch leicht denken, daß die Gemeinde, die wohl wußte, warum die Anfrage ergangen, selbst wenig geneigt war, wirklich vorhandene Spuren zu verfolgen.

Die Correspondenz ging hin und her zwischen den herzoglich nassauischen Aemtern zu D. und N. und dem fürstlichen Kreisamte zu D. und noch einigen anderen Polizei- und Verwaltungsstellen im deutschen Vaterlande, wohin gerade Spuren zeigten, daß die Eltern des unglücklichen Judenmädchens dort einmal Aufenthalt genommen, oder wohin die Vernehmung der armen Person, die gerade nicht starken Verstandes oder besonderer Bildung war, leitete.

Die Eltern hatten in ewiger Wandererschaft am Rheine

aufwärts, in Deutschland und im Elsaß und wieder herab bis zu den Niederlanden einen Handel im Hausiren getrieben, die Abstammung des Vaters zeigte nach dem Elsaß, jedenfalls war er Franzose gewesen. Zunächst ließ sich das Vorhandensein einer legitimen Ehe zwischen Beiden sehr bezweifeln; man fand bald Bestätigung für den Zweifel. Es konnte ermittelt werden, daß die Mutter des Mädchens selbst darüber sich geäußert, sie hatte bei allen Wanderungen immer wieder von Zeit zu Zeit ihren Rückweg gefunden dahin, wo sie wollte geboren sein, nach der Gegend von S. im Amte N. des Herzogthums Nassau, und hatte ihren Zuhälter mitgebracht, von dem sie selbst angab, daß er ihr durch einen Rabbiner im Elsaß angetraut sei, ohne die bürgerlichen Erfordernisse der Eheschließung dort oder hier erfüllt zu haben. Das Mädchen war nach Allem geseklich als uneheliches Kind zu betrachten, es war daher nicht mehr der Mühe werth, dem natürlichen Vater nachzuspüren; dessen Heimathsangehörigkeit konnte nichts entscheiden. Es wurde aber schließlich das Verhältniß der Mutter, die schon seit vielen Jahren verschollen war und ihr Kind im Alter von etwa zehn Jahren in E. bei einer jüdischen Familie zurückgelassen, die es unterhielt und später als Magd in Dienst nahm, ziemlich sicher gestellt. Sie war allerdings wahrscheinlich in der Gemeinde S. geboren, hatte wenigstens dort sich längere Zeit aufgehalten und ältere Leute erinnerten sich, daß sie mit ihrem Vater, einem armen Handelsjuden, und mehreren Geschwistern lange Zeit in einem verfallenen einzelstehenden Gebäude, der verlassenen Ruine eines ehemaligen Hofhauses, gewohnt habe. Dieses Gebäude hatte allerdings zur Gemarkung der Gemeinde S. gehört, es war von allen

Wohngebäuden weit entfernt, wie schon gesagt, ein Rest eines Wirthschaftsgebäudes auf einem Gute, das wahrscheinlich parcellirt worden war.

Es fanden sich nach längerem Verhandeln auch noch Akten des Amtes zu N., die in entfernte Zeiten zurückzuführen schienen: so Wunderliches und Grauenhaftes war darin zu lesen. Aber die Akten waren erst etwa 50 Jahre alt, und sie betrafen das eigenthümliche Verhältniß der Juden, die weder als Staats- noch als Gemeindebürger bis zum Jahre 1848 vollgültig angesehen wurden; sondern eine ausgestoßene Rasse bildeten, deren Mitglieder sich durch eine besondere Abgabe den Rechtsschutz erkaufen konnten, der gerade nicht weit her war, sie aber vor Todtschlag, Veranbung und dergleichen schützte.

Die Juden waren bis dahin recipirte Schutzjuden und zahlten Judenschutzgeld; in den Schutz wurden regelmäßig nur die ältesten Söhne aufgenommen, — sie durften heirathen und das Handelsgewerbe treiben, die anderen Kinder mußten als Diener, Gehülften und ähnlich sich ernähren. Aus besonderer Gnade wurden aber auch jüngere Söhne neben dem ältesten in den Schutz aufgenommen, und es soll ein ganz einträgliches Vermittlungsgeschäft höherer Staatsdiener gewesen sein, dergleichen Gesuche von jungen Juden zu befürworten. Die böse Welt sagt, daß eine schöne junge Braut des um den Schutz nachsuchenden Juden die einflußreichste Fürsprecherin der unterthänigsten Vorstellung bei manchen älteren und jüngeren Beamten gewesen sei.

Man hat zu der Zeit auch versucht, die Juden zum Ackerbau und zu den Handwerfern zu bringen, indem man jedem den Schutz versprach, der als Ackerbauer oder Hand-

werksmann seinen Unterhalt verdienen wollte. Man hat damit nicht Viele gefesselt und Viele haben diese Fessel nur kurze Zeit getragen, um, wenn sie den Schutz erhalten hatten, sich wiederum dem Handel zuzuwenden, für welchen sie Fähigkeiten und, ausdrücklich sei es gesagt, gute, ja treffliche Eigenschaften gleichsam als angeborene Mitgift mitbrachten. Solche Kleinhändler, Trödler, Hausirer, Aufkäufer sind und waren eine wirthschaftliche Nothwendigkeit in dem ackerbautreibenden und verhältnißmäßig zu der Zeit armen Lande, das kaum Städte aufzuweisen hatte und aus dem man principiell alle Industrie fern hielt oder, wie z. B. den Bergbau, durch endlose Scherereien darnieder hielt.

Was nutzte dem wirthschaftlichen Bedürfniß und den berechtigten Interessen der Individuen gegenüber der Polizeizwang? Die jüdische Bevölkerung vermehrte sich und trieb ihren Handel, den man mißgünstig ansah, mit oder ohne hohe obrigkeitliche Lizenz.

Die Gründung eines Hausstandes dem Menschen wehren, heißt ihn wirthschaftlich unterdrücken und seinen Erwerbstrieb, seine Sparsamkeit hemmen, seine Moralität vernichten. Es mag bei solchen Restrictionen erklärlich sein, daß sich ein jüdisches Proletariat bildete, während nunmehr, nachdem seit 21 Jahren die Israeliten die bürgerliche Gleichberechtigung erlangt haben, keine Religionsgenossenschaft so wenig Hülfbedürftige zählt als die der Juden. Der Ausdruck „Betteljude“ ist ein technischer geworden in den Polizeiverordnungen des Herzogthums Nassau während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, während man jetzt einen bettelnden Juden kaum findet.

Die nicht in den Schutz recipirten Juden hatten wohl ebenso wie ihre begünstigteren Glaubensgenossen die guten Eigenschaften der Häuslichkeit, der Familienliebe, das lebendige und thätige Gefühl verwandtschaftlichen Zusammenhaltens, aber man hatte durch eine verkehrte Gesetzgebung Alles in malam partem vertirt.

Die gedrückten und ihrer ersten Menschenrechte, sowie der wirthschaftlichen Selbstständigkeit beraubten Menschen fanden allerlei Hinterthüren, um das Gesetz zu umgehen und in Ermangelung des Rechtes einen Hausstand zu gründen, wählten sie das Concubinats. Streng in ihrem religiösen Ritual, suchten sie wenigstens die Bestätigung ihrer Religion für solche Verhältnisse, die staatlichen Gesetze sanctionirten den factischen Zustand nicht. Auswärtige, namentlich vielfach französische Rabbiner segneten solche eheliche Bündnisse und beruhigten die Gewissen damit; der Staat offenbarte eine fast wilde Grausamkeit.

Ein Edict vom 29/30. März 1811 enthält ein strenges Verbot gegen das Heirathen inländischer Juden im Auslande. Motivirt wird dieses draconische Gesetz mit der voraussichtlich aus solchen Heirathen entspringenden Belästigung der Armenkassen und der daraus erwachsenden Gefahr für die öffentliche Sicherheit. Es sollen also alle Heirathen inländischer Juden im Auslande verboten sein ohne besondere Erlaubniß der Districtsregierung, die Ehe soll, wenn ohne diese Erlaubniß geschlossen, nichtig sein, der Uebertreter der Verordnung unnachsichtlich mit sechs Monaten Zuchthaus belegt und dann die Mutter mit den Kindern vom Vater zwangsweise getrennt und in ihre Heimath, resp. über die Grenze

verwiesen werden. Das Gesetz stand nicht bloß auf dem Papier, es ist auch ausgeführt worden und bestand eigentlich bis zum Jahre 1848 zu Recht, zuletzt allerdings wohl außer Anwendung.

Und so hatte ein armer Jude im ersten und zweiten Decennium dieses Jahrhunderts sich häufig und vielfach in dem Dorfe S. des Amtes N. aufgehalten, und obwohl er nicht in den Schutz recipirt worden war, hat man ihn doch für dort heimathsberechtigt, resp. zur Judengemeinde gehörig betrachtet, ja es war ihm von den Lokalverwaltungsbehörden ein Paß ausgestellt, mithin mindestens sein Heimathsrecht und seine Staatsangehörigkeit anerkannt worden.

Der arme Handelsjude hatte auch Anstrengungen gemacht, den Schutz zu erhalten, aber vergebens, er hatte keine Gönner gefunden, und er hatte wahrscheinlich keine schöne Braut erworben, die einen Fußfall vor einem einflußreichen Hof- oder Staatsdiener hätte wagen können. Die menschliche Natur und die Gesetze derselben kamen in Kampf mit der staatlichen Gesetzgebung und der Jude Gumpel verschwand aus S. und man hat lange Jahre nichts von ihm gesehen.

Er kam aber wieder und zwar mit einer Frau und mehreren Kindern. Er wollte in Frankreich getraut worden sein und dachte wohl, die Länge der Zeit habe sein Andenken in Vergessenheit gebracht und die Gesetze milder gemacht oder ihre Handhabung lässiger werden lassen. Er ernährte sich selbst, und da man aus Mißtrauen gegen die vom Gesetze Geächteten ihm keine Wohnung im Dorfe gewährte, bezog er jene alte, oben erwähnte Ruine, den Rest eines verschwundenen Hofhauses. Er schien Niemanden zu belästigen und seine Familie ebensowenig, aber es erschien eines Tages der

Ortschulze und der Gemeindediener oder Spießmann und erklärten den erschreckten Leuten, daß die Frau mit ihren Kindern als eine Ausländerin müsse über die Grenze gebracht werden, daß eine Ehe nicht existire. So habe das herzogliche Amt zu N. befohlen. Alles Zammern und Winseln der armen schwachen Frau, des Mannes und der Kinder half nicht; als der Ortschulze sah, daß Gewalt nöthig werden würde, requirirte er die mit dem Polizeidienste betraute sogenannte Reservemannschaft und diese Leute thaten nach dem Edict vom 29/30. März 1811 und brachten Frau und Kinder über die Grenze; der Nachbarstaat mag es ebenso gemacht haben und Niemand weiß, wo die Armen hingekommen sind.

Der Jude Gumpel blieb allein zurück in seiner verfallenen Hütte, er hatte sich Weib und Kindern auf dem Schub nicht anschließen dürfen. Man sah ihn allein seine Wanderung machen und allein seinen kleinen Haushalt führen, bis er endlich nach etwa einem Jahre eines Tags wieder mit seinen Kindern erschien; diese waren plötzlich da, ohne daß man wußte, woher sie gekommen und wie sie sich gegenseitig gefunden; die Mutter erschien nicht mehr, sie war dem Vernehmen nach im Auslande in Krankheit und Elend verkommen. Krankheit und Elend schien auch in der alten Ruine zu hausen; es starben Kinder; wenn eins erwachsen war, ging es fort; der alte Mann wurde immer hinfälliger, er starb auch; und das letzte Kind war ein Mädchen Namens Zette.

Diese Zette hat nach ihres Vaters Tod ebenfalls sich dem Hausiren ergeben und auf ihren Wanderschaften wahrscheinlich ihren Zuhälter, wenn nicht alle Anzeichen trügen, einen elsässischen Juden, kennen gelernt und sich mit demselben

nach jüdischem Ritual ehelich verbunden, wie sie gelegentlich erzählte. Auch diese Ehe war keine nach den nassauischen Gesetzen, insbesondere dem Edict vom 29/30. März 1811, gültige. Aber gegen sie kam die Härte des Gesetzes nicht zur Anwendung, ja es erscheint glaubhaft, daß auch sie von dem herzoglichen Amte zu N. einen Paß erhalten, mithin als Staatsangehörige des ehemaligen Herzogthums Nassau betrachtet worden ist, wenngleich eine gesetzliche Verpflichtung dazu nicht bestanden hat.

Eben diese Jüdin Zette hatte in den 40er Jahren das Mädchen, von dem Eingangs die Rede war, nach E. gebracht und dortselbst zurückgelassen. Danach war sie aber nicht wieder gesehen worden, sie scheint gestorben zu sein.

Alles dies wurde, natürlich in etwas anderer Form, in Protokollen, Rescripten, Berichten, Schreiben, Registraturen u. s. w., hübsch quadrangulirt und nach Umständen paginirt, in einem schönen Aktenfascikel deponirt.

Das herzogliche Amt wollte und konnte nicht entscheiden, welcher Gemeinde das unglückliche Judenmädchen mit der scrophulösen Augenentzündung hinzuweisen sei; es sprach vor Allem die wahrscheinliche Geburt der Mutter und der Umstand, daß sie sowohl wie schon ihr Vater nassauische Pässe erhalten und benutzt hatten, für die Heimathsberechtigung in S. im Amte N. Da aber diese Gemeinde auf ihrer Weigerung beharrte, mußte die Sache der Landesregierung vorgelegt werden.

Das Amt zu D. that dies mit einem Bericht, worin es aus den gepflogenen Verhandlungen nachwies:

- 1) daß der Großvater des Kindes sicherlich nassauischer Unterthan gewesen,

- 2) die Mutter wohl als solcher anerkannt worden sei, wengleich sie vielleicht, oder wahrscheinlich, aus einer nach dem Edict vom 29/30. März 1811 ungültigen Ehe entsprungen war.

Aber die Weisheit einer Regierung hatte solche Motive zu einer Entscheidung nicht nöthig, sie beschloß, sich auf den Gothaer Vertrag, welchem die herzogliche Regierung am 15. Juli 1851 beigetreten war, zu berufen.

Dieser, seiner Zeit vernünftige Vertrag spricht davon, unter welchen Umständen sich einer der contrahirenden Staaten einer Person, die nicht zu seinen Angehörigen gehört oder gehörte, entledigen kann.

Es entscheidet zunächst bei Einundzwanzigjährigen ein fünfjähriger Aufenthalt oder die Eheschließung und subsidiär der Ort der Geburt über die Verpflichtung des andern Staates zur Aufnahme der heimathlosen Personen. Kinder vor zurückgelegtem 21. Jahre sind nach den Verhältnissen ihrer Eltern zu beurtheilen.

Das fragliche Mädchen war noch nicht 21 Jahre alt, sein Vater war unbekannt, seine Mutter wurde als uneheliches Kind betrachtet, weil deren Mutter als Ausländerin und nicht gesetzlich getraute Concubine des alten zu S. im Amte N. ansässigen Juden Gumpel über die Grenze gejagt worden war.

Es sollte der Ort der Geburt entscheiden, und die Geburt war unzweifelhaft im Flecken E. bei . . . im Fürstenthum . . . erfolgt.

Die nassauische Landesregierung hat das Amt zu D. angewiesen, mit dem fürstlichen Kreisamte in D. in Verbindung zu treten, um auf Grund des Gothaer Vertrags die Ueber-

nahme des armen Judenmädchens in das Fürstenthum zu veranlassen; bei den Verhandlungen sollte verschwiegen werden, daß der Großvater das Mädchens und wahrscheinlich auch seine Mutter durch nassauische Pässe als nassauische Unterthanen vor Zeiten waren anerkannt worden. Danach geschah auch und das fürstliche Kreisamt zu D. hat nicht lange angestanden zu erklären, daß es das unglückliche Geschöpf, wenn Alles, wie vorgetragen, läge, nach E. übernehmen wolle. Aber es hat sich doch die Akten aus, um selbst zu prüfen.

Die Akten konnte das herzogliche Amt in ihrer Vollständigkeit nicht geben, weil eben darin in einem Schreiben des Amtes zu N. die Wahrscheinlichkeit der Heimathsberechtigung der Mutter des Mädchens zugegeben und die Thatsache der Paßertheilung erwähnt war. Das Amt aber, oder vielmehr die dort fungirenden Beamten, hatten einen Begriff von anständiger Verwaltung und wollten die gravirenden Aktenstücke nicht herausnehmen und nicht die Hand dazu bieten, eine andere Behörde zu täuschen.

In einem „gehorsamsten Bericht“ wird die herzogliche Landesregierung gebeten, sie möge entscheiden, was zu machen sei: ihre und des Amtes Akten würden die . . . Regierung nicht überzeugen, daß sie in dem vorliegenden Fall aus dem Gothaer Vertrag verpflichtet sei, sondern im Gegentheil zu energischer Weigerung auffordern. Es wurde wiederholt beantragt, die Zugehörigkeit des Mädchens zur Gemeinde E. anzuerkennen. — Das geschah nicht. —

Die Regierung forderte das Amt auf, unter Weglassung der bezeichneten einzelnen Aktenstücke, dem fürstlichen Kreisamte zu D. die übrigen Verhandlungen zur

Verfügung zu stellen, und vergebens blieb eine zweite Reclamation des Amtes, welches natürlich fürchten mußte, man würde die fehlenden Nummern und Blätter vermissen und mißtrauisch reclamiren.

Endlich geschah, was die Landesregierung wollte und das . . . Kreisamt zu D. hatte nicht eben eifrig in den Akten gelesen und die Lücken nicht bemerkt, sondern die Verpflichtung der fürstlichen Regierung anerkannt und dem armen Judenmädchen eine Heimath gegeben. Hoffen wir, daß es dort in humaner Weise aufgenommen und gepflegt worden ist.

Die herzogliche Regierung aber hatte durch hohe Verwaltungsweisheit und in der ernstesten Bemühung um das Wohl ihrer Unterthanen, einer armen Gemeinde eine Last, welche vielleicht deren Mittel überstieg und dann auf Landesmittel übernommen werden mußte, abgewendet und einen diplomatischen Sieg im Kleinen erfochten, mit dem sich wohl dann und wann der siegreiche Referent oder Decernent gerühmt haben mag.

Obiger Sachverhalt ist buchstäblich wahr und von meinem Freunde C. Scholz den Akten entnommen.

Die einzige Aenderung, die ich mir in dem Manuscript erlaubt, besteht darin, daß ich die Namen der Personen, der Orte und der Behörden theils getilgt, theils geändert habe. Dies geschah in menschenfreundlicher Absicht. Denn das arme Judenmädchen lebt noch. Wenn aber die betreffenden Beamten des Fürstenthums . . . durch diese Blätter Kenntniß von dem wahren Sachverhalte erhielten, dann wäre es ja wohl möglich, daß das arme Geschöpf von Neuem ausgewiesen und in die Heimathlosigkeit hinausgestoßen würde.

2.

Bad Schwalbach.

(Geschrieben 1864.)



Bad Schwalbach.

Fürstliche Badereisen aus drei Jahrhunderten.

Motto:

„O fortunatos, sua si bona norint!“
Virgil. Georgic. II, 458.

Wenn ein kleines deutsches Gebirgsbad, das bisher der großen Welt ziemlich unbekannt war, auf einmal im Laufe weniger Wochen von der Kaiserin des Westens und von der Kaiserin des Ostens besucht und auf einige Zeit zum Aufenthalts- und Kurort gewählt wird, wie im Jahre 1864 Bad Schwalbach, so ist es natürlich, daß die neugierige europäische Welt wissen will, wie es dort aussieht. Nun sollte man freilich denken, darüber könne man in jedem Handbuche der Geographie Auskunft erhalten. Denn dieses sagt uns, daß Schwalbach ein nassauisches Landstädtchen von etwa 2000 Einwohnern ist und in den Bergen des Taunus nicht weit vom Rhein, 900 Fuß über der Meeresebene und 670 Fuß über dem Spiegel des Rheins liegt, und daß es treffliche Heilquellen hat, welche vorzugsweise bei Frauenkrankheiten gebraucht werden, und weiter gegen Blutarmuth, Muskel- und Nervenschwäche, Krankheiten der Schleimhäute und eine Reihe anderer Uebel. „Denn ein ordentliches Bad“, sagt der geistreiche Verfasser des Struwelpeter, „muß für Alle gut sein,

mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche bereits gestorben sind und derer, die kein Geld haben.“

Mit der obigen Auskunft aus Cannabich's Leitfaden ist jedoch das Publikum nicht zufrieden. Sie enthält gerade das, was man gern wissen möchte, nicht. Deshalb müssen andere Mittel ergriffen werden. Die großen englischen und französischen Blätter und die deutschen Zeitungen, welche mit jenen zwar nicht in Größe des Formats, wohl aber in Schnelligkeit der Nachrichten wetteifern, schicken ihre Berichterstatter und Correspondenten, ihre Zeichner und Specialartisten. Durch sie erfährt denn das Publikum alltäglich auf das Allergenaueste, wie die Kaiserin Eugenie an diesem Tage gekleidet war, daß sie z. B. ein dunkelbraunes einfaches Kleid, hochgeschürzt, kurz und ohne Schleppe, und darüber eine Jacke von blanem Tuche mit goldenen Knöpfen, einen runden schwarzen Hut mit einer weißen Feder und einen kurzen, bis an die Nasenspitze reichenden Schleier trug, daß ihre zierlichen Stiefeletten sehr hohe Absätze hatten, daß sie in der Hand ein Stöckchen führte, auf welches sie sich beim Gehen zu stützen pflegt u. s. w. Es erfährt ferner, wie die Hofdamen und Cavaliere heißen, welche sie von Paris mitgebracht, und welche Besuche sie erhalten hat, daß den einen Tag der Herzog von Nassau, den andern der Prinz Reuß, den dritten der König von Preußen und sein Gesandter der Graf Bernstorff, daß ferner der Fürst und die Fürstin Metternich, der auf dem Schloß Schaumburg a. d. Lahn in einer Art von Exil lebende Erzherzog Stephan von Oesterreich, weiter der Prinz Nikolaus von Nassau, endlich der Kaiser von Rußland in Begleitung seines Adjutanten v. Adlerberg, da waren. Kurz, „wer kennt sie Alle, nennt die Namen, die

gastlich hier zusammenkamen?“ Ohne Zweifel werden hierzu die illustrierten Blätter auch einige Abbildungen bringen. Alles das befriedigt die Neugierde des Publikums, aber es befriedigt sie nicht ganz. Denn es giebt außerdem noch Dinge, die es zu wissen nöthig hat, und die bei einem so kurzen Aufenthalte selbst der tüchtigste Correspondent oder Specialartist nicht wahrnimmt und nicht kennen lernt, weil dazu ein längerer Zeitaufwand und eine Art von Studium nöthig ist. Da ich seit einer langen Reihe von Jahren jeden Sommer meines Gichtleidens halber Wiesbaden besuche und von da häufig Ausflüge nach dem benachbarten Schwalbach mache, das man zu Wagen in zwei und einer halben Stunde erreicht, und da ich sowohl im Juli, während die Kaiserin von Rußland, als auch im September, während die Kaiserin von Frankreich dort war, einige Zeit in Schwalbach zugebracht und neue Beobachtungen zu den alten gemacht habe, so bin ich, obgleich mit der Feder nicht so bewandert, wie ein Correspondent, und mit dem Griffel oder dem Crayon nicht so geübt, wie ein „Specialartist“, vielleicht nicht ungeeignet, als Cicerone für Schwalbach und Umgegend zu dienen. Versuchen wir es denn einmal.

Es geht nichts über eine gute Eintheilung. Wie Horik in seiner empfindsamen Reise die Reisenden in mehrere Arten abgetheilt, so habe ich mir die deutschen Bäder in drei Klassen getheilt, nämlich in 1) Heilbäder, 2) Luxusbäder, 3) Sommerfrischen. Die Heilbäder werden besucht von den Kranken, die gesund werden wollen, die Luxusbäder von den Gefunden, die krank werden wollen. („Ob gerade wollen?“ Nun, das will ich dahingestellt sein lassen; sie geben sich aber in der Regel so, als ob sie es wollten.) Die Sommer-

frischen werden besucht von den Gesunden, die gesund bleiben wollen. Seitdem in England das Spiel verdrängt worden ist durch die Wette, welche letztere vor dem ersteren den großen Vorzug hat, daß sie nicht durch den Zufall, sondern durch Verstand und Calculation geleitet wird und nebenbei vielerlei vernünftige und wirtschaftliche Zwecke fördert — wie z. B. die Wette bei den Rennen die Pferdekennntniß und die Pferdezucht; seitdem Frankreich die öffentlichen Spielbanken von seinem Boden vertrieben hat, haben sich die letztern in erschreckendem Umfange in einigen der kleinern und kleinsten deutschen Länder angesiedelt, in Badeorten, die, wenn sie es nicht schon früher waren, dadurch zu wahren Luxusbädern geworden sind, d. h. zu Orten, wo man nicht die Gesundheit, die Ruhe, die Genesung sucht, sondern die Unruhe, die Zerstreuung, die Debauche findet. Während in diesen Spiel- und Luxusbädern Alles schimmernd und prunkend, unruhig und geräuschvoll, verwirrend, sinnbethörend und aufregend ist, pflegt in denjenigen Bädern, in welche der Kranke und der Genesende eilt, Alles still und friedlich, idyllisch und natürlich zuzugehen. Letzteres ist auch in den „Sommerfrischen“ der Fall, die man hauptsächlich in Süddeutschland, in Bayern und Tyrol, in Thüringen, im Harz u. s. w. kennt und schätzt. Der gemüthliche Ort Tegernsee, die herrlichen Inseln des Chiemsee's, das gastliche Haus der guten Jungfer Scholastika am nördlichen Rande des zwischen hohen Bergen versteckten, tiefblauen Achensee's in Tyrol, sind solche „Sommerfrischen“, wohin man eilt, nicht weil man krank ist, sondern weil man krank zu werden fürchtet und dem zuvorkommen will. Der vielgeplagte Anwalt, der ewig bewegliche Kaufmann, der unter dem Altentstaub mürbe und lahm gewordene

Beamte finden dort ihren gesunden Schlaf, ihre kräftige Verdauung, ihre starken Nerven, ihren abhanden gekommenen Appetit und ihre frische gute Laune wieder; das Mägdlein geneset da von der Liebe Leid; und die Mutter, die den Tod eines Kindes betrauert, lernt hier zwar nicht vergessen — denn ein Mutterherz vergißt nicht — aber dem aufreibenden Schmerzens-Kultus entsagen. Sie findet Ruhe und Trost im stillen Schoße der Natur, am Herzen der treuen Erde, in welchem in der fernen Heimath ihr Liebling ruht.

Das sind die drei Klassen Bäder in ihrer Reinheit, in ihrer Abstraction. Im concreten Leben kommen sie mehr oder weniger gemischt vor. Wiesbaden ist ein treffliches Heilbad, allein seitdem das Hazardspiel mit den unnennbaren Dingen, die drum und dran hängen, so sehr überhand genommen hat, ist es zu drei Viertel ein Luxusbad geworden, in welchem wir, die alte Garde der Sichtbrüchigen, Mühseligen und Beladenen, obgleich wir Stammgäste sind, und wie der Bergmann jagt, „das Alter im Felde“ für uns haben, jetzt nur noch die Geduldeten, nur eine schwache und wenig berücksichtigte Minorität sind, weil wir den Modelastern zu hulldigen, theils nicht die Fähigkeit und theils nicht den Willen haben. Ob diese Metamorphose dem Bade auf die Dauer zum Vortheile gereicht, ob überhaupt ein Luxusbad, das den Lärm protegirt, und ein Heilbad, das die Ruhe fordert, mit einander vereinbar sind, das ist eine Frage, die ich hier nicht untersuchen, sondern dem eigenen Nachdenken des geneigten Lesers überlassen will.

Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß sich ein Heilbad und eine Sommerfrische recht gut mit einander vertragen,

vorausgesetzt, daß der betreffende Ort wohlgelegen ist und vor Allem frische Wald- und Bergluft hat. Dies ist der Fall bei unserm Schwalbach, das heuer von zwei Kaiserinnen aufgesucht wurde. Gehen wir deshalb nach Schwalbach. Aber wo liegt es? Fahren wir rheinwärts bis Mainz und gehen wir dort auf den beliebten Aussichtspunkt „die neue Anlage“, so sehen wir nach Norden blickend die malerisch gezogenen Umrisse und Außenlinien der Höhen des Taunus vor uns, der schon seinem Namen nach, wie die „Tauern“ im Salzburgischen, in Steiermark und in Kärnten, daran erinnert, daß diese Gegend ehemals von Kelten bewohnt war, welche später dem deutschen Stamme der Franken Platz machen mußten. Dazu kam später als drittes Element das römische; und man sieht es noch heutzutage dieser Bevölkerung an, daß sie keineswegs rein germanischen Blutes ist. Das Taunusgebirge, in welchem Bad Schwalbach liegt, ist mit Flüssen und Bächen umgrenzt. Südlich fließt der Main, der gegenüber Mainz in den Rhein fällt. Der letztere ändert dort dem ersteren zu Liebe seinen bis dahin nordwärts gerichteten Lauf und begleitet ihn eine Strecke weit westwärts bis Bingen, wo er sich dann wieder nördlich wendet und somit die westliche Grenze des Taunusgebirges bildet bis nach Lahnstein. Da fällt die Lahn in den Rhein. Sie begrenzt den Taunus im Norden. Westlich besorgen dies einige kleinere Flüsse, welche nördlich von Höchst in den Main fallen. Dies ist das Gebiet, womit wir es zu thun haben. Mitten zwischen diesen Hügeln und Bergen, angelehnt an ein laub- und wiesenreiches Thal, durchschnitten von geschwägigen Bächen, die sich mit den blauen Wellen der Mar vereinigen, drei starke Stun-

den von Wiesbaden nordwestlich, liegt Bad Schwalbach, im nassauischen Kanzeistyl Langenschwalbach genannt, weil es einen langgestreckten, schmalen Körper hat. Dem Laufe der Flüsse folgend, können wir es von drei Seiten erreichen, von Diez an der Lahn aus, indem wir längs der Lahn hinauffahren, welche bei Diez mündet und an Schwalbach vorbeifließt; von Vorch aus, wo die Wisper in den Rhein mündet, die in der Nähe von Schwalbach entspringt; und von Niederwalluf, einer Station der nassauischen Eisenbahn, aus, wo die „Waldrasse“, die ehemalige Grenze zwischen dem Gau „Königshundert“ und dem Rheingau, aus der Nähe von Schwalbach kommend und an dem Bade Schlangenbad vorbeifließend, in den Rhein fallend eine Bucht bildet, in der die fleißige Bevölkerung Rheinschiffe zimmert. —

Am 7. September kam die Kaiserin Eugenie nach Schwalbach. Die ganze politische und unpolitische Welt zerbrach sich den Kopf über die Beweggründe und Veranlassungen dieser Reise, die höchst unerwartet kam. Man dachte eher an die entferntest liegenden Combinationen, an tausenderlei öffentliche und private Motive, als an die doch so nah gelegene Möglichkeit, daß auch eine Kaiserin ebenso gut, wie jeder andere Sterbliche, einmal krank sein, daß sie an Verstimmung der Nerven oder an Blutmangel, oder irgend einem andern der Leiden, die der vornehmen Frauenwelt eigenthümlich sind, und gegen die Schwalbach schon seit fast dreihundert Jahren eine anerkannte Specialität ist, laboriren und das Bedürfnis fühlen könne, sich an ein stilles Plätzchen zurückzuziehen, das ihr Heilung verspricht.

Zwei Vorzeichen waren indeß bereits eingetreten, aus

welchen eine sehr feine Spürnase hätte abnehmen können, daß Etwas im Gange war. Das im nassauischen Rheingau gelegene und durch seinen guten Wein bekannte Schloß Johannisberg gehört bekanntlich dem Fürsten Metternich. Kurze Zeit vor der Ankunft der Kaiserin Eugenie in Schwalbach hatte sich das Schloß Johannisberg, das sonst seinen Eigenthümer selten sieht, des Besuches nicht bloß des Fürsten, sondern auch der Fürstin, einer geborenen Gräfin Sándor aus Ungarn, einer etwas excentrischen Dame, die in der besonderen Gunst der Kaiserin Eugenie steht, zu erfreuen. Dieser Besuch war ein Vorläufer der Erscheinung, welche für das benachbarte Schwalbach in Aussicht stand. Während der österreichische Gesandte Paris verlassen hatte und auf Schloß Johannisberg weilte, wurde in Paris der September-Vertrag zwischen Frankreich und Italien abgeschlossen, — gewiß eine kleine, aber nicht angenehme Ueberraschung für den österreichischen Gesandten. Vielleicht auch für die Kaiserin Eugenie.

Ein wirklicher Vorläufer im wörtlichsten Sinne war ein leerer Pariser Eisenbahnwagen, der schon am 5. September von Bingen über Mainz und die Rheinbrücke auf der links-mainischen Bahn hinauf nach Frankfurt und von da auf der (rechts-mainischen) Taunus-Bahn wieder herunter nach Castel (dem rechts-rheinischen Brückenkopf des links-rheinischen Mainz) und Wiesbaden und auf demselben Wege wieder zurücklief, ohne daß irgend Jemand die Motive einer solchen unerklärlichen Handlungsweise eines französischen Personen-Waggon zu enträthseln wußte. Da indessen auf unseren Eisenbahnen öfters Dinge vorkommen, die kein Verstand der Verständigen erklären kann, so beruhigte man sich vorerst wieder über das

auffallende Ereigniß, in welchem das Bewußtsein unserer mangelhaften politischen Organisation Anfangs sogar Indicien von französischen Rheinufer-Gelüsten erblicken zu müssen glaubte. Wenige Tage darauf befreite uns die Ankunft der Kaiserin Eugenie, welche ganz denselben Weg nahm, wie der leere Wagen, von allen trüben Gedanken; und es wurde uns klar, daß der verdächtige Waggon nur unsere Eisenbahnen und deren Schienenweite u. s. w. prüfen, aber nicht vorbereitende Handlungen zur Annectirung der Rheinlande vornehmen wollte. Die Kaiserin behielt ihre eleganten Gesellschaftswagen, die sie von Paris mitgebracht hatte, bis nach Wiesbaden bei und machte, um dies zu können, den Umweg über Frankfurt, weil sie hierbei Rhein und Main auf Eisenbahnbrücken passiren konnte. Sie legte die Strecke von Paris nach Wiesbaden ohne Unterbrechung innerhalb der gewöhnlichen Fahrzeit der Eilzüge zurück. Von Wiesbaden bis Bad Schwalbach fuhr sie in einer gewöhnlichen Wiesbadener Stadtdroschke mit zwei Pferden. Die ganze Reise dauerte etwa zwanzig Stunden; und jede Privatperson hätte sie ebenso schnell zurücklegen können. Denn die Kaiserin Eugenie bediente sich nur solcher Transportmittel, welche auch dem übrigen Publikum zur Verfügung stehen. Es ist eine merkwürdige und bisher noch nicht genug gewürdigte Thatsache, daß die Dampfkraft nicht nur die Bewegung beschleunigt hat, indem sie Zeit spart und den Raum verkürzt, sondern auch auf das Reisen der bürgerlichen Gesellschaft von der obersten Klasse derselben bis herunter zu der untersten in der Art nivellirend eingewirkt hat, daß heutzutage selbst der mächtigste Fürst im Wesentlichen nicht schneller auf der Eisenbahn reisen kann, als der bescheidenste seiner Unterthanen.

Das Dampfroß hat die sechs- und achtpännigen Karossen abgeschafft, und der Telegraph hat die fürstlichen Läufer, die uns in unserer Jugend durch ihren Stab, durch ihren Azteken-Federbusch und durch ihrer Füße Schnelligkeit imponirten, zu einem Mythos oder wenigstens zu einem überflüssigen Dinge gemacht.

Der Fortschritt der Menschheit wird uns erst klar, wenn wir kulturgeschichtliche Parallelen in Raum und Zeit ziehen. Gestatte man mir eine solche Vergleichung zwischen der Bade-reise der Kaiserin Eugenie im neunzehnten Jahrhundert und der des Kurfürsten August von Sachsen im sechszehnten Jahrhundert, in dem Jahrhundert des Wiederauflebens der Wissenschaften und der Reformation.

In dem Hauptstaatsarchiv in Dresden befindet sich ein dicker Actenfaszikel, überschrieben: Akten, betreffend die Reise, so Kurfürst Augustus nach Elfeld (Eltsville) im Rheingau am Rhein unterhalb Mainz wegen Gebrauchs des Sauerbrunnens zu Schwalbach anno 1584 gethan hat." Den wesentlichen Inhalt daraus hat der verdienstvolle Archiv-Director v. Weber in Dresden in einer interessanten Schrift „Aus vier Jahrhunderten“ (Leipzig 1858) veröffentlicht.

Kurfürst August von Sachsen litt im Winter 1582 auf 1583 am Magen. Sein Leibarzt Dr. Paul Luther, ein Sohn des Reformators, empfahl ihm, sich „egliche Fäßlein Wasser aus dem Sauerbrunnen eine Meile von Friedland“ (Liebenwerda) kommen zu lassen und in Dresden zu trinken. Ein anderer Leibmedicus empfahl, den „Sauerborn in Schwalbach“ an Ort und Stelle zu gebrauchen, hielt es aber, bevor man das Wagestück unternahm, eine so bedenklich weite Reise in

einen fast noch unentdeckten Welttheil anzutreten, für dringend gerathen, zuvor Erkundigungen darüber einzuziehen, ob auch Leute in des Kurfürsten Alter (er zählte damals sechsundfünfzig Jahre), die „solchen Brunnen zumal noch nicht gebraucht, und sonst des Wassertrinkens nicht gewohnt,“ eine derartige Kur vertragen könnten. Schwalbach gehörte damals dem Landgrafen von Hessen-Rheinfels. An diesen schrieb der Kurfürst August einen eigenhändigen Brief und erhielt darauf die Antwort, die Kur sei gut. Der Landgraf fügte auch bei „ein Regiment“ (d. h. eine Anweisung zum Gebrauche des Wassers, ein Reglement), „welches ihm sein Bruder Ludwig communiciret, der den Brunnen schon mehrmals gebraucht“; er bemerkte aber dabei, Seine Kurfürstliche Gnaden werde sich „in dem Dorfe Schwalbach nicht behelfen können, weil daselbst die Gelegenheit gar zu geringe und enge sei.“

Unter diesen Umständen wagte es der vorsichtige Kurfürst nicht, die Reise im Frühjahr 1583 anzutreten, er beschloß vielmehr, einen zuverlässigen Mann, der mit seinen persönlichen Bedürfnissen und Liebhabereien wohlvertraut sei, vorauszusenden, damit er für den Fürsten der Kur-Sachsen diese unbekanntenen Regionen im fernen Lande der rheinischen Franken erforschen und seinem Herrn „ein bequemes Losament (Wohnung) ausrichten“ könne. Der Hoffourier Neumann ritt im April 1583 mit diesem ehrenvollen Auftrage rheinwärts ab, versehen mit einer von dem gelehrtesten Hofgeographen gefertigten Reiseroute, die indeß nicht ganz correct war und ihn manchmal im Stiche ließ.

Nun folgt eine „lange bange Pause“ danach in den Akten. Endlich im Herbst 1583 läuft ein Bericht des getreuen Hoffouriers bei dem in Krankheit und Ungeduld harrenden

Kurfürsten ein. Der Fourier ist endlich „post varios casus, post tot discrimina rerum“ nach einer wahrhaft odhßeischen Irrfahrt durch die weiten Strecken des deutschen Reiches, die man jetzt mit der Eisenbahn in einer Nacht durchheilt, an dem Ort seiner Bestimmung angelangt. Er hat Langenschwalbach erreicht, das von dem Landgrafen, seinem Herrn, als ein Dorf, von dem gewissenhaften Fourier correcter als ein Flecken (Marktflecken) oder „Flecklein“ (kleiner Flecken) bezeichnet wird. Er hat auch „in einem großen und wüsten Gebirge und wüstem Grunde etwan einhundert und fünfzig Schritt von dem Flecklein Langenschwalbach“ den „Sawerborn“ entdeckt, — denselben, der jetzt in wohlgepflegten und hübschen frischen Parkanlagen liegt, den Namen „Weinbrunnen“ führt und gegenwärtig jeden Morgen Schlag acht Uhr von der Kaiserin Eugenie an Ort und Stelle mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit getrunken wird.

Der getreue Fourier schreibt von dem Schwalbach von 1583 (in welchem damals die „Villa Arnold Herber“, worin gegenwärtig die Kaiserin von Frankreich zur Miethе wohnt, noch nicht existirte, denn sie ist erst 1863 erbaut) Folgendes: „Ich finde, daß Ew. Kurfürstliche Gnaden an diesem Ort kein gut Lager haben können; denn dieses Flecklein ist gar übel gebaut, es hat geringe Häuser und arme Leute, die eitel (bloß) Tuchweber sind. Es ist zwar ein Rathhaus da, allein es hat nur eine ordentliche Stube, auch liegt es ganz offen und hat keine Befestigung und soll sich doch allerlei loses Gesindel in dieser Gegend herumtreiben. Wenn aber Ew. Kurfürstliche Gnaden gnädigst damit zufrieden sein wollen, so will ich in die große Rathhausstube mit Brettern eine Wand ziehen; es giebt dann eine Stube und eine Kammer, beides

14 Ellen lang und 8 Ellen breit. Auch ist draußen auf der Treppe noch ein klein Stüblein und Küchlein und oben ist ein großer Boden, woraus man mit bretternen Wänden zur Noth auch noch Kammern machen könnte, wenn es Ew. Kurfürstliche Gnaden so haben wollten.“

Der kluge Fourier traut selbst nicht, daß dem Kurfürsten das mittelst bretternen Verschläge auszubauende Rathhaus des Fleckens Rangenschwalbach sehr gut gefalle, deshalb bringt er außerdem noch eine Reise nach einem mehr oder weniger geeigneten Orte in der Umgegend in Vorschlag. Zunächst die eine halbe Meile entfernte, von Karl dem Großen gestiftete berühmte Benediktiner-Abtei Bleidenstadt, die indeß damals schon ihrem 1632 durch die Schweden vollendeten Untergang entgegen sah. Neumann schreibt von ihr in wegwerfendem Tone: „Allda ist nichts, denn ein alt verfallen Kloster, darinnen wohnen vier von armem Adel und liegen nur einige geringe Bauernhäuser umher.“

Weiter sagt er, anderthalb Meilen Wegs von dem Schwalbacher Sauerborn und eine starke Meile von Mainz liege auch ein Städtlein und Schloß, das sich Wißbaden nenne und dem jungen Grafen von Nassau-Idstein gehöre; das habe er auch besichtigt; Schloß und Städtlein seien wohl gebaut und gut befestigt, auch sei ein warm Bad allda, es gebe dort gute Gelegenheit und Herberge, der Kurfürst könne dort Hofgejinde und Pferde alles wohl unterbringen, auch seien sonst dort Essens- und Trinkens-Speisen und alles Nöthige wohl zu bekommen; — nur sei es etwas zu weit von dem Schwalbacher Sauerborn entlegen.

Der Landgraf von Hessen-Rheinfels hatte das ganz in der

Nähe von Schwalbach gelegene nassauische Schloß Adolphsack vorgeschlagen. Allein der Fourier verwirft es, „weil es daselbst an der Pestia neuerlich gestorben habe“, (d. h. weil dort eine Tod bringende Epidemie grassirt), weil das ganze Schloßlein nur drei Stuben und Kammern über einander habe und die anderen Gebäude böß und baufällig seien.

Schließlich empfiehlt Neumann zum Quartier das Städtchen Elfeld (Eltville, alta villa) am Rhein, die Hauptstadt des Rheingaaues, worin damals ein Bizedom (Vicedominus, Bizethumb) als Statthalter des Kurfürsten von Mainz hauste. Der Fourier schreibt, „es sei ein lustiges Städtlein und schöner Ort, habe gute Luft, und fließe der Rhein am Städtlein und Schlosse vorbei; das Wasser könne man jeden Tag frisch von Schwalbach haben, wenn man in die dazwischen liegenden Orte Träger auf Rélais lege; das Schloß sei mit Gräben und sonstigen Befestigungen wohl versehen, auch habe es feine Gemächer darin.“ Nun zählt der Fourier die Gemächer auf. Man sieht daraus, daß damals ein Kurfürst des heiligen römischen Reiches bescheidenere Ansprüche hinsichtlich der Wohnung machte, als heutzutage jeder wohlhabende Bürger. Es waren nämlich in dem Eltviller Schlosse „drei Stuben mit Kammern und noch eine große Stube ohne Kammer, die der Erzbischof von Mainz als Tafelstube gebrauchte, einige Dachkammern und eine Kammer an der Wendeltreppe.“

Diese nach damaligen Begriffen prachtvolle Wohnung erhielt den Beifall des sächsischen Fürsten. Man gab dem Kurfürst-Erzbischof von Mainz einen Wink und dieser beeilte sich, seinen Collegen einzuladen, in dem Eltviller Schlosse „Herberge zu nehmen“, indem er die Versicherung beifügte:

„Ew. Liebden soll Thor und Pforten offen und soll uns Ew. Liebden ein lieber und angenehmer Gast sein.“ Ueber dem Hin- und Herschreiben war das Frühjahr 1584 gekommen. Nach Vorbereitungen, die länger als ein Jahr gedauert hatten, setzte sich der Kurfürst endlich in Bewegung. Er reiste wacker darauf los und brauchte dennoch achtzehn Tage, um von Dresden nach Eltville zu gelangen. Er nahm Weib und Kind mit und sein Gefolge bildete einen langen Zug von Roß und Reißigen, für den immer schon mehrere Tage vorher „die Nachtlager verordnet und wegen der Geleitung und Ausrichtung Anordnung geschehen“ mußte. Zuerst kam „Seiner Kurfürstlichen Gnaden Leibwagen“, sechsspännig mit zwei Reserverpferden, dann der „gnädigsten Frau“ und dann der „Fräulein“ Wagen, jeder mit sechs Pferden. An zweiter Stelle kamen die Wagen des höheren Hofgesindes und der nächsten Bedürfnisse, darunter des Stallmeisters Kutsche mit 4 Pferden, der gnädigsten Frau „Kammermenscher“-Wagen mit 6, des Geheimrathes Pistor Wagen mit 4, des Cabinetsecretärs Wagen mit 4, des Doctors und des Prädikanten, des Trabanten-Hauptmanns, der Kammerjungen (Wagen), des Küchenmeisters, des Kellermeisters und der Leibschneider Wagen, ein jeglicher mit 4 Pferden, 2 Kammerwagen mit 6 und mit 4 Pferden, ein Bettwagen mit 6, 4 Küchen- und Kellerwagen mit 16, 3 Küst- und Kastenwagen mit 8 und die Stallkutsche mit 4 Pferden und Alles geleitet von 15 Reißigen zu Pferde. An dritter Stelle kam „das andere Hofgesinde“ mit seinen Pferden; an vierter folgten die Kammerjunger, 9 Mann mit 18 Pferden; an fünfter 14 Truchsesse mit 21 Pferden, an sechster endlich ein ganzer

Troß Reifige und Knechte mit einigen dreißig Pferden. Letztere wurden geführt von einem „einspännigen Hauptmann“ und einem „einspännigen Leutnant“. So nannte man Hauptmann und Lieutenant zweiter Klasse, die nur ein Pferd hatten, im Gegensatz zu denen erster Klasse, welche zwei Pferde führten und „zweispännige“ hießen. Im Ganzen waren's 209 gewöhnliche Pferde und dazu noch 16 „Leibpferde“ des Kurfürsten. Und nun mache man sich ein Bild davon, wie sich das in den bodenlosen Hohlwegen der damaligen Zeit abgezappelt haben mag.

Die Fürsten am Rhein boten Alles auf, um es dem Herrn aus Sachsen so behaglich wie möglich zu machen. Der Landgraf von Hessen ließ Tag und Nacht am Weinbrunnen Schildwache stehen, damit derselbe nicht verunreinigt werde, was indeß doch auch ohnedies wohl Niemanden eingefallen wäre. Schon mehrere Tage, ehe August von Sachsen nach Eltville kam, hatte sich der Kurfürst von Mainz in hocheigner Person dorthin begeben, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei, und das Schloß mit Wein, Hafer und Korn zu versorgen.

Troß dieser Kette von Umständen und Schwierigkeiten scheint es dem Kurfürsten wohlgefallen zu haben. Denn er kehrte im Sommer 1585 mit seiner Gemahlin Anna wieder.

Der Fourier Neumann, wenn er die Wohnstätten prüft, ob sie „ein gut Losament“ abgäben, fragt immer in erster Linie, ob sie „wohl befestigt und gut verwahrt“ seien. Zuerst kommt die Frage der Sicherheit, dann erst die des Comforts. Nicht ohne Grund. Wir wissen ja alle aus Uhländ's

schönem Gedicht, wie nahezu „Eberhard der Graf im Barte, Württembergs geliebter Herr“, von seinen Feinden im Wildbad aufgehoben worden wäre, und noch im Jahre 1709 wurde der Deutschmeister Kleinholz in dem benachbarten Schlangenbad mitten im Frieden von einer französischen Rotte gefangen und fortgeführt; nur den wackern Bauern, die mit „deutschen Hieben“ intervenirten, verdankte er seine Befreiung.

Das prachtvolle Eltviller Schloß steht noch und ist nach heutigen Begriffen ein bescheidenes Wohnhaus. Jetzt ist ein nassauisches Amt und die Wohnung des Amtmanns darin. Als ich vor Jahren einmal sein Inueres besichtigte, hatte die Frau Amtmann das große Zimmer im Thurm, worin ehemals August von Sachsen wohnte, als Obstdürre in Benutzung. „*Sic transit gloria mundi!*“

Während 1583 die Badereise eines deutschen Kurfürsten mehr als ein Jahr Vorbereitung und achtzehn Tage Zeit (jetzt fährt man in zwölf Tagen nach Amerika) kostete, entschließt sich 1864 die Kaiserin von Frankreich am 5. September, nach Schwalbach zu gehen und am 7. September um 3 Uhr Nachmittags ist sie da. Ihre Reise kostete zwei Tage Vorbereitung und einen Tag Zeit. Während der deutsche Kurfürst 1583 zweihundertfünfundzwanzig Pferde und fast eben so viel Menschen mitnimmt, reist 1864 die französische Kaiserin in Begleitung von zwei Cavalieren, zwei Hofdamen und einer Vorleserin, mit einigen Dienern und sechs Pferden. Damals starrte selbst auf einer harmlosen Badereise Alles in Waffen, jetzt sieht man keine anderen, als höchstens das zierliche Spazierstöckchen der Kaiserin. Damals mußte sich der fürstliche Kurgast hinter Wall,

Schießcharte und Graben, hinter Roß und Reifigen decken, obgleich er innerhalb der Grenzen deutschen Volkes und deutschen Landes blieb. Heute reist die Kaiserin der Franzosen nach Deutschland, indem sie die Gendarmen und Polizeidiener, die man eifrig zu ihrer Verfügung stellt, so schnell wie möglich fortgehen heißt. Sie wohnt in einem Privathaus, das allen Comfort, aber keine Sicherheit und Befestigung bietet. Sie genießt keinen Schutz, als den ihrer Anmuth und Würde, keine Sicherheit als die, welche die Ehre der deutschen Nation gewährleistet. Aber dieser Schutz ist mächtiger als der des vormals stark verwahrten und wohlbefestigten Thurmes von Eltville, in welchem gegenwärtig die Gattin des nassauischen Paschas mit drei Roßschweifen ihre Pfäulen dörrt, in demselben Gemach, welches ehemals das Prunkgemach eines der mächtigsten Fürsten des Reichs abgab.

Angesichts dieser Umgestaltung der Welt erscheint wohl die Frage gestattet, ob 1864 die kleinen Territorien in Deutschland noch dasselbe Maß von Berechtigung genießen, wie 1584?

Ein Pendant zu der Reise des Kurfürsten August von Sachsen, eines der intelligentesten und angesehensten Fürsten der damaligen Zeit, giebt uns Dr. Walther in Darmstadt in der Badereise des Landgrafen Philipp von Hessen, nach dem Tagebuch des Leibarztes dieses Fürsten, des Dr. Georg Faber. Die letztere fällt in das Jahr 1637, also ein halbes Jahrhundert später, als die erstere. Sie beweist nichts, als daß es in der Zwischenzeit nicht besser, sondern wo möglich noch schlechter geworden war in Deutschland. An dem gesegneten Rheinstrom hausten die Pest und französische Marodeure. Beide nahmen auf Seine landgräfliche Gnaden nicht

die geringste Rücksicht. Das Ziel der Reise war Ems. Dieses berühmte Bad (den auf dem linken Lahnuser gelegenen Theil, „im Spieß“ genannt, mitinbegriffen) war damals unter drei verschiedene Landesherrschaften getheilt. Den Theil auf dem rechten Lahnuser besaßen nämlich die Fürsten von Nassau-Oranien und die Landgrafen von Hessen-Darmstadt gemeinschaftlich; das linke Ufer gehörte Kurmainz. Der Ausgangspunkt der Reise war das hessische Landstädtchen Bugbach in der Wetterau, zwischen Frankfurt a. M. und Gießen gelegen. Die Reise ging von Bugbach bis Frankfurt zu Land, von da zu Wasser, den Main und den Rhein hinunter bis Lahustein und von da die Lahn hinauf nach Ems. Man legt heutzutage diese Strecke auf der Eisenbahn in wenigen Stunden zurück und passirt, außer etwas Oberhessen, nur preussisches Gebiet. Damals brauchte man acht Tage und passirte folgende Territorien: 1) das Landgräflich-Hessische (Bugsbach); 2) das Mainzische (Niedermerse); 3) das Hanauische (Schwalheim); 4) das Friedbergische; 5) wieder das Mainzische (Oberwillstadt); 6) das Rödelheimische (Ilbenstadt); 7) das Burg-Friedbergische (Groß-Carben); 8) wieder das Mainzische (Bilbel); 9) das Hanauische (Reckbach); 10) das freireichsstädtische Frankfurterische; 11) dann auf dem Main das Hessische und wieder das Kurmainzische, die sich, den Fluß öfters überschreitend, viermal durcheinander schlängeln; ferner auf beiden Ufern des Rheins: 12) Kurmainz; 13) Herrschaft Eppstein; 14) Herrschaft Wiesbaden; 15) Kurpfalz; 16) das Rheingau; 17) Kurpfalz; 18) Kurtrier; 19) Hessen-Darmstadt; 20) Kurtrier; 21) Kurmainz; und endlich an der Lahn: 22) Mainz; 23) Hessen; 24) Oranien-Nassau. Bei der Aufzählung dieser

zwei Duzend Länder sind jedoch die reichsunmittelbaren Herrschaften (Ritter, Abteien, Stifter u. s. w.), welche keine Reichsständschaft hatten, mit Stillschweigen übergangen. Eine Art Territorialhoheit hatten jedoch auch diese, d. h. sie übten den großen und kleinen Blutbann und legten sich das Recht bei, ihre geliebten Unterthanen zu brandschagen, in welchem Vergnügen sie nur zuweilen durch das Reichskammer-Gericht in Wezlar ein wenig gestört wurden. Wenn wir diese „kleinen Herren“ den größeren, d. h. den mit Reichsständschaft begabten, noch hinzurechnen wollten, so würde die Zahl der auf der kurzen Strecke zwischen Bugbach und Bad-Ems gelegenen „Länder“ leicht von zwei Duzend auf sechs Duzend zu bringen sein.

Hören wir nun, wie Seine Fürstliche Gnaden der Landgraf reiste: Das Gefolge des Landgrafen und seiner Gemahlin bestand aus dem Hofmeister, zwei Hofjüngern, zwei adeligen Jungfrauen, dem Arzt, dem Kammerreiber, Bereiter, Pagen, Barbier, Koch, Frauenzimmerchneider, Trompeter und einigen anderen Dienern. Man fuhr zum Theil in Kutschen zum Theil wurde geritten, so daß 38 Pferde nothwendig waren. Die Abreise von Bugbach erfolgte am 2. August Morgens in aller Frühe und man kam in Frankfurt um 12 Uhr an, wo man in des Philipp Braunen Behausung neben dem Döfen logirte. Am 3. August Morgens um 6 Uhr begab man sich zu Schiff. Man hatte einen Frankfurter Schiffmann accordirt, welcher zwei Knechte zum Rudern stellte und 30 Reichsthaler für die Fahrt nach Niederlahnstein erhielt. Sobald man vom Lande abgefahren war, ließ der Landgraf durch den Pagen das Morgengebet und das Gebet für die Reisenden und Wanderleute lesen und den Morgen gesang anstimmen.

Um zwei Uhr Mittags kam man in Mainz an, wo man am Zollhause anfuhr. Man hielt sich aber nicht auf, und fuhr weiter nach Rüdelsheim, wo man zu übernachten gedachte. Weil man aber erfuhr, daß sehr viele Kranke im Orte waren, so zog man Bingen vor, und kam um 7 Uhr daselbst an.

Am 4. August fuhr man wieder um 6 Uhr ab, verriethete das Morgengebet und stimmte den Morgengesang an, wie am ersten Tage. Bei Bacharach mußte man am Zoll anfahren und den Commandanten begrüßen. Derselbe lud den Landgrafen zur Mittagsmahlzeit ein, „es hat aber wegen Furtreisens nicht sein können“, und der Landgraf begnügte sich damit, einige Maaß Wein ins Schiff bringen zu lassen. Bei St. Goar wurde man von einigen Officieren des Landgrafen Georg von Darnstadt begrüßt und von diesen ein Trunk angeboten, der aber „wegen Eilfertigkeit“ nicht angenommen werden konnte. Bei Oberlahnstein fuhr man aus dem Rhein in die Rahu. Dort mußte man sich aber auf ein anderes Schiff begeben, weil das Frankfurter Schiff nicht fortzubringen war. Aber auch das neue Schiff mußte stundenweis durch die Diener gezogen werden. Um 7 Uhr Abends kam man glücklich in Ems an, fand aber das hessische Schloß durch Soldaten, die einige Zeit lang darin quartiert waren, arg verwüstet.

Gleich am ersten Tage des Badeaufenthalts wurde man durch ein Badegeschenk des Landgrafen Georg erfreut, bestehend in einer Dhm Wein, Pasteten, Salmen und einem Haummel, sowie in einem Rachen, „damit sich die Fürstliche Familie auf dem Wasser erlustigen könne“.

Worin bestanden aber nun die Freuden des Badeaufenthalts? Hören wir, was das Tagebuch des thatenreichsten

Tags über Thun und Treiben erzählt: „Am 6. haben sich J. F. Gnaden beiderseits frühe umb 6 Uhren ins Badt begeben und darinnen wider die Ordnung 2 Stundtlang verharret. Nachmittag haben J. G. um 3 Uhr bis zu 4 Uhr gebadt und nach der Abendmahlzeit mit den Junkern und Jungfrauen hinausspazieret, sich mit Umblaufen und dergleichen Kurzweil erlustiret. Am 7. haben J. F. Gn. das Baden frühe eingestellt und usm Saal predigen lassen. So ist auch diesen Morgen der Bott Christoph wieder nach Buzbach abgelauffen. Bei der Mittagmahlzeit haben J. F. Gn. Johann Eberhardt von Wolffskehle, igo zu Nassau wohnend, zur Tafel berufen lassen, wie auch den Pfarherr zu Embs. Nach der Mittagmahlzeit haben sich J. F. Gn. mit einander abermahls usm Wasser mit der Fischerei belustiget und diesen ganzen Tag nicht gebadet. Den 8. haben sich J. F. Gn. frühe um 5 Uhr ins Bad begeben und 4 Stunden darinnen verharret. Diesen Mittag haben J. F. Gn. über dem Wasser unter einer grünen Hütten Tafel gehalten und bin ich neben Junker Georg von Lindan nach der Mahlzeit zu Pferd nacher Koblenz abgefertiget, aber wegen pestilenzischer infection nicht dahin kommen, sondern nur zu Mühlheimb im Thal verblieben, daselbsten 2 Stund gefüttert, hernacher wiederumb zurück usm Abend um 7 Uhr in Embs angelangt, da wir J. F. Gn. noch unter der Hütten Tafel haltend angetroffen. Den 9. seindt J. F. Gn. beiderseits frühe um 5 Uhr in's Badt gegangen, ich aber mit Georg dem Balbirer und dem Heffischen Vogt usm Wasser nacher Niederlahnstein gefahren und allda rothen und weißen Wein, die Ohm vür 5 Thaler überkommen und mit demselben gegen Abend wiederumb zu

Embs ankommen. Nach gehaltener Mittagsmahlzeit seindt J. F. Gn. mit dero Gemahlin, beeden Jungfrauen, Junkern, Kammersehreiber und Pagen auf der Löhne nachher Mühlheim im Thal gefahren. Gegenüber lieget ein Nonnenkloster, alda J. F. Gn. anlanden wollen; als aber etliche französische Soldaten alda gewesen, haben sie straks wieder umbgewendet, die Nacht aber alda im Wirthshaus, zum Hufeisen genant, verblieben und den 10. Morgens umb 8 Uhren zu Pferd alhier im Badt sembtlichen wieder angelangt.“ In dieser einfachen Abwechselung ging Tag für Tag hin. Am 26. brach man weiter von Embs auf. Das Tagebuch erzählt: „Wir haben drei Nachen gehabt, es ist aber auf der Lahn bis nach Niederlahnstein gar böse zu fahren gewesen wegen des kleinen Wassers, daher denn auch J. F. Gn. nicht wohl können fortkommen; doch ist es mit J. F. Gn. nacher geschwinder gangen, da die anderen beiden Nachen an verschiedenen Orten stecken blieben, daher denn auch J. F. Gn. allein zu Niederlahnstein ankommen. In Niederlahnstein haben J. F. Gn. einen Trunk und Brodt vor die Schiffleute reichen lassen, weil sie viele Mühe gehabt und oft in's Wasser steigen mußten.“ Am 24. August um 3 Uhr kam man bei Mainz an. Unterwegs hatte man aber mancherlei „Fährlichkeiten“ zu bestehen gehabt. Der Landgraf war unwohl geworden, mehrere Personen des Gefolges hatten das Fieber bekommen, und als man in Geisenheim übernachten wollte, wo man Abends spät angekommen war, konnte man kein „Rosament“ finden, so daß am Ende Bürgermeister und Schultheiß das Rathhaus öffnen mußten, „wo noch eine Stube gewesen, darinnen J. F. Gn. mit dero Gemahlin logieret, sonsten aber nichts zu beißen

und brechen gefunden worden, außer was J. F. Gn. mitgebracht. Der Rath hat J. F. Gn. zwei Kannen Wein verchrt.“ Am Samstag den 2. September — also nach acht-tägiger beschwerlicher Reise — kam man wieder in Buzbach an.

Und das nennen unsere Romantiker „die gute alte Zeit“.

Heutzutage legt ein wandernder Schneidergeselle diese ganze Strecke, deren Transportkosten für den Landgrafen nach heutigem Gelde ein paar hundert Gulden betragen, mit ein paar Gulden in wenig Stunden zurück und dazu noch weit bequemer und besser; auch werden ihm für ein billiges Stück Geld, das zu verdienen ihm nicht schwer fällt (vorausgesetzt, daß er nicht der Theorie des Herrn von Schweitzer huldigt), weit bessere Speisen und Getränke unterwegs verabreicht, als damals Seiner landgräflichen Gnaden. Dazu schwellt dem Schneidergesellen noch das demokratische Bewußtsein die muthige Brust, daß regierende Herren, Fürsten, Herzoge, Grafen, Barone, Millionäre und Rabob's, welche auf demselben Zug fahren, um keine Minute schneller vom Weg kommen, als er, und daß sie sich in diesem Falle von dem Schneidergesellen nur dadurch unterscheiden, daß sie sich mehr langweilen und mehr bezahlen müssen. Denn die letzte Klasse ist weit billiger als die erste, und während auf der ersten nur gegähnt wird, herrscht auf der letzten stets eine lebhafte und heitere Conversation.

Der Landgraf hatte Noth, mit drei Tagen für den Hinweg und acht Tagen zum Rückweg auszukommen, und es gelang ihm dieses Uebermaß „eifertigen Furtreisens“ nur in Folge seiner Hochfürstlichen Qualität. Ein gewöhnliches Menschenkind würde durch alle die Umständlichkeiten und Weit-

läufigkeiten der Rheinschiffahrts-Abgaben und Passage-Zölle, mit deren Erhebung damals ein jeder der zwei Duzend Landesherren auf dieser kurzen Strecke einem verehrlichen reisenden Publikum aufwartete, ohne Zweifel noch 14 Tage länger aufgehalten worden sein. Der Landgraf hatte sich von seinen fürstlichen Brüdern hiervon dispensiren lassen. Ganz ungeschoren kam jedoch auch er nicht durch. Er mußte, um seine bonne volonté zu zeigen und damit aus sothanem Vorgang kein nachtheiliges Präjudicium hergeleitet werden könne, doch wenigstens am Zoll in Mainz und in Bacharach anfahren; nur die Zwischenstationen schenkte man ihm in Gnaden.

Wenn hentzutage besagter Schneidergeselle so schlecht behandelt würde, wie damals der regierende Landgraf, so würde er sich zum sofortigen Losschießen der allerblutigsten und allersocialdemokratischsten Revolution berechtigt glauben.

„Aber“, wird der Romantiker sagen, „trotz alledem war es die „gute alte Zeit“; denn der Landgraf betet; können Sie das von Ihrem frivolen Schneidergesellen mit gleicher Sicherheit behaupten?“

Letzteres wohl gerade nicht. Aber warum betet denn der Landgraf? Er betet doch nur deshalb, weil er sich von Gefahr unringt sieht und weil er einige, nicht ganz unbegründete Zweifel hat, ob er mit heiler Haut davon kommt. Uuter gleichen Umständen würde ohne Zweifel der frivole Schneidergeselle hentzutage auch beten. Sollen wir aber, damit er es thut, alle jene Gefahren zurückwünschen?

Als der Landgraf reiste, konnte er in Rüdelsheim nicht landen; denn es waren viele Kranke und ein großes Sterben in dem damals noch mit hohen Mauern und Thürmen ein-

gepferchten feuchten und kalten Orte, in demselben Orte, der jetzt so lachend und einladend, so frohmüthig und sonnenhaft, sich hinlagert am Fuße der Bergdistricte „Hinterhaus und Bischofsberg“, deren Namen damals auswärts völlig unbekannt waren, deren Ruf aber heute schon bis zu unseren Antipoden gedungen ist wegen des Weins, den sie produciren und der doch immer erst der zweite ist; denn an der Spitze marschirt — Ehre, wem Ehre gebührt! — der „Rüdesheimer Berg“.

„Aber billig war doch der Wein zur Zeit des Landgrafen; denn sein Leibarzt erzählt, er habe „in Lahnstein rothen und weißen Wein die Ohm vor fünf Thaler überkommen“, wird mir hier wieder mein Romantiker einwerfen.

Nun, das ist zwar richtig. Der „Lahnsteiner“ ist auch heute noch, obwohl genießbar, nicht sehr theuer. Aber den damaligen Lahnsteiner, welchen der regierende Landgraf 1637 auf Anrathen seines Leibarztes mit Hochgenuß schlürfte, würde 1869 unser mehrerwähnter vagirender Schneidergeselle, ohne dazu eines ärztlichen Gutachtens zu bedürfen, wegen seiner übermenschlichen Säure mit dem Titel eines „Rachenputzers“ belegen und voll sittlicher Entrüstung als eines edlen Proletariers unwürdig zurückweisen. Zur Zeit des Landgrafen gab man dem Wein, bevor man ihn trank, einen starken Zusatz von Süßigkeiten und Gewürzen aller Art, aus demselben Grunde, warum man heutzutage gewisse Weine mit Vorliebe zur „Dowle“ verwendet, nämlich weil sie zu schlecht und zu sauer sind, um sie pur zu trinken. Man genoß damals „Honig-Wein“ und „Würz-Wein“, weil man guten Wein überhaupt nicht hatte. Wer daran zweifelt, der studire einmal mit den alten Flur- und Pagerbüchern in der Hand die Bemerkungen in dem

Lande der Franken, Ratten und Lotharinger. Er wird finden, daß damals der Weinbau eben so extensiv betrieben wurde, wie jetzt intensiv; daß das Wein-Areal zehnfach so groß war, als gegenwärtig und daß man damals Wein zog an Stellen, die man heutzutage kaum als zum Kartoffelbau qualificirt anerkennt.

Kurz der Schneidergeselle Brutus Stürmer genießt heutzutage für ein billiges Stück Geld weit besseren Wein, als damals Seine Gnaden der Landgraf, und das verdankt er erstens dem allgemeinen Kultur-Fortschritt und zweitens der Entwicklung zur deutschen Einheit, welche, und zwar zunächst in der unscheinbaren Knechtsgestalt des Zollvereins, die Exuberanzen des Territorialismus und der Kleinstaaterie und damit die wirtschaftliche Abschließung und Unfreiheit überwunden hat. Dies habe ich im Einzelnen nachzuweisen versucht in meiner Geschichte des „Weinbaues im Rheingau“.

In Rüdesheim also findet der Landgraf „viele Kranke“. Zu Coblenz kann der landgräfliche Leibarzt nicht hinein, weil dort „Pestilenz und Infection“ herrschen. Er muß auf dem rechten Rheinufer bleiben, also da, wo jetzt die „Stadt“ Ehrenbreitstein liegt. Diese existirte damals noch nicht. Man kannte nur die „Feste“ Ehrenbreitstein. Weiter landeinwärts in einem Seitenthälchen des Rheins lagen einige Mühlen, um welche sich nach und nach verschiedene Herbergen und sonstige Häuser gruppiert hatten. Man nannte diesen kleinen Ort Müllem, Mühlheim im Thal, oder auch schlechtweg „im Thal“. Die Eingeborenen nennen die Stadt Ehrenbreitstein heute noch so. Wenn der Coblenzer Spießbürger über die Schiffbrücke nach dem rechten Rheinufer wandelt,

so sagt er: „Ich gehe in den Thal.“ Er ist nämlich etwas brouillirt mit dem Artikel, wie der Berliner mit den Casibus.

Das „Mühlheim im Thal“ aber, wohin der Landgraf auf der „Böhne“, d. i. auf der Lahn, gefahren und wo er im „Huseisen“ übernachtet mußte, ist wieder ein anderes. Es wird heute „Mellen“ geschrieben. Das ihm gegenüber, auf dem rechten Lahnufer gelegene Nonnenkloster, wo Seine Fürstliche Gnade eigentlich nächtigen wollten, aber durch die Nachricht von der Anwesenheit französischer Kriegsvölker verschreckt wurden, ist während der Gräueltat des dreißigjährigen Kriegs vom Erdboden verschwunden. Auch das hessische Schloß in Bad-Ems hatten die Soldaten devastirt. Und endlich gar Geisenheim war damals so heruntergekommen, daß für einen regierenden Herrn kein ander Quartier, als ein elendes Kämmerlein im alten Rathhaus, zu haben, dabei aber nichts zu reißen und zu beißen war.

Jetzt prangt Geisenheim mit einer neuen prachtvollen gothischen Kirche, einem neuen Rathhause im Rundbogen-Stil (beides Werke des in Wiesbaden wohnhaften Oberbaurath Philipp Hoffmann, dessen Name schon wegen der griechischen Kapelle auf dem Neroberg bei Wiesbaden und wegen der neuen Synagoge daselbst auf die Nachwelt zu kommen verdient), und es ist umgeben von einem Kranze lachender Villen, unter welchen sich namentlich das „Monrepos“ des Generalconsuls Lade durch Pracht und Geschmack auszeichnet und gleich fähig wie würdig wäre, den mächtigsten Fürsten der Welt und dessen Gefolge aufzunehmen. Während damals hier nichts zu reißen und zu beißen war, wie sich der landgräfliche Leibmedicus drastisch ausdrückt, kann man jetzt das

schöne Gedicht, welches Friedrich Rückert in seinen „Westlichen Rosen“ der Stadt Schiras gewidmet hat, füglich auf Geisenheim umdichten und sagen:

„Eine Ros' im Flore
Steht vor jedem Thore;
Eine Flasche mit Weine
Steht auf jedem Steine
Hier in Geisenheim.

Aus des Musti Hause,
Von des Rabi Schmause,
Fließet eine reine
Quelle edler Weine
Hier in Geisenheim.“

Zu Pestilenz und Infection, zu Marodeurs und Franzosen, zu schlechtem Lofament und schlechtem Wein kamen dann auch noch die mancherlei „Fährlichkeiten“ auf dem Wasser. Armer Landgraf!

Bald kommt man auf der Pöhne (Lahn) wegen des schlechten Wassers nicht fort; die Rähne bleiben stecken, die Schiffer müssen ins Wasser springen, um sie wieder flott zu machen, zu ziehen und zu drücken. Auf dem Rhein ist es noch schlimmer. Unterhalb Rüdesheim und Bingen durchzieht damals eine Felsbank den Strom. Hier schießen die Schiffe eine reißende Stromschnelle hinunter, um, wenn sie nicht sehr geschickt geführt werden, dem darunter rauschenden Strudel, genannt das Binger Loch, zum Opfer zu fallen. Dann greift der wilde Wisperwind das Schiff an und versucht es zu werfen. Dann drohen die Klippen des „wilden Gefährts“ bei Bacherach. Dann sind die Fährlichkeiten der Bodenlei und der St. Goarer Bank zu bestehen; hier erhält nämlich das Schiff allemal einen wirbelnden Stoß, der es mit großer Hefstigkeit über die Bank

hinweg reißt. Und so geht es weiter. Kein Wunder, daß es den Landgraf auf dem Wasser im kleinen Schiffe mit wildem Weh ergriff, obgleich ihm die Zauberjungfrau Lorelei, die überhaupt nicht einer alten Sage entnommen, sondern ein Machwerk der neuesten Zeit ist (— es thut mir aufrichtig leid, dies dem romantisch denkenden Leser sagen zu müssen, aber zwischen uns sei Wahrheit! —), in keiner Weise mit Zudringlichkeiten oder magischen Künsten unter die Augen gegangen war.

Heute ist die Lahn schiffbar gemacht und die Klippen im Rhein hat Preußen gesprengt. Wer aber trotzdem sich dem Wasser nicht anvertrauen will, der findet auf beiden Ufern, wo vor Kurzem noch nicht einmal ein fahrbarer Weg existirte, Eisenbahnen. Und alle diese Wunder, die hat keineswegs „mit ihrem Singen die Lorelei gethan“, oder sonst irgend ein vornehmes oder zauberhaftes Wesen, sondern der einfache, bescheidene, prosaische, hausbackene Zollverein, gegen den sich der süd- und westdeutsche zwerghaasliche Unverstand, wie gegen das schrecklichste aller Uebel, so lange und so heftig gewehrt hat, der Zollverein mit seiner wirthschaftlichen Freiheit und Einheit, erfunden von, wie sich etwa ein radikaler Heißsporn in Stuttgart oder Zopfingen ausdrücken würde, von „ein paar obskuren preussischen Bureaukraten“, während doch unsere Urenkel, wenn sie (was zu hoffen und zu wünschen) mehr Verstand haben, als wir, die Namen Maassen und Kühne, die Namen der Gründer und Förderer des deutschen Zollvereins, des Vorläufers des neuen deutschen Reichs, nicht ohne Ehrfurcht und Dankbarkeit aussprechen werden.

3.

Der Inséparable.

(Geschrieben 1870.)



Der Inseparable.

Motto:
Wie's berich't',
So's geschich't'.
Bauernregel.

I.

Der Schauplatz.

Wiesbaden hat eine Eigenthümlichkeit. Jeder seiner Fehler wird durch zwei Tugenden aufgewogen. Ich vermag nicht zu leugnen, daß es dort im Sommer zuweilen ein wenig heiß ist, wenn in dem Kessel, worin das Bad liegt und wo sich ein größeres fließendes Wasser nicht vorfindet, von oben die Sonne und von unten die heißen Quellen ihre Wärme mit einer Macht ausstrahlen, welche einem vollblütigen Menschen lästig werden kann.

Wenn dies ein Fehler ist — die Badegäste, die Gichtbrüchigen mit inbegriffen, halten es wohl für einen Vorzug — so liegt ein doppeltes Mittel, ihn zu verbessern, sehr nahe.

Vor der Thür liegt uns erstens der Rheingau und zweitens der Taunus. In beiden findet man Kühlung. Der Taunus bietet uns ein frisches, grünes Waldgebirge, der Rheingau bietet uns sowohl das Spiel der Winde und der Wellen auf dem herrlichen grünen Strom, von welchem Ernst Moriz Arndt sagt, er sei Deutschlands Weinstrom, aber nicht Deutschlands Rain- (Grenz-) Strom, als auch die erbauliche und beschauliche Ruhe des kühlen Kellers.

Sie sind wirklich sehenswerth, diese Keller; schöner und größer als die Wohnräume der Menschen, schwimmen sie, wenn der hohe Wirth des ober- und unterirdischen Hauses gut gelaunt ist, in einem leuchtenden Meere von Gasflammen, das uns jene im Schweigen so beredten Apostel, genannt Stückfässer, zeigt, denen man an ihrem bescheidenen Köcklein nicht ansieht, welche Concentration von Licht, Luft und Leben in ihnen waltet.

Wie der Rheingau den Strom und den Keller (von den Bädeler'schen „Sehenswürdigkeiten“ zu sprechen, betrachte ich als außerhalb meines Berufes liegend), so bietet uns der Taunus auch ein Zwiefaches, nämlich die Wald-einsamkeit auf der einen und die Gebirgs-Bäder auf der andern Seite. Mancher wird die erstere vorziehen; und es ist in der That keine üble Art des Müßigganges, wenn man sich an den Rand einer der einsamen Waldwiesen setzt und beobachtet, wie der Hirsch, vorsichtig und galant zugleich, seine „Ruhe“ (lautet nicht ästhetisch, ist aber der technisch richtige Ausdruck) zu Tische führt oder um es richtig zu sagen, zur „Aetzung“.

Was mich anlangt, so ziehe ich die menschliche Staffage in der Landschaft der thierischen in der Regel vor. Als es mir daher eines Tages — es war im Anfang der sechsziger Jahre — in Wiesbaden zu heiß ward, fuhr ich gen Schwalbach, in der Absicht, dort dem Amtmann Sommer, dem ich einen Besuch schuldete, denselben abzustatten und dann mit ihm und seinen Angehörigen womöglich nach Schlangenbad zu fahren.

Die beiden Gebirgsbäder Schwalbach (im officiellen

nassauischen Kanzleistyl „Langen=Schwalbach“ genannt, obgleich der Gegensatz, ein kurzes Schwalbach, nicht existirt) und Schlangenbad erfreuen sich neben sonstigen Vorzügen, welche in den Büchern geschrieben stehen, einer außerordentlich erfrischenden Wald- und Gebirgsluft.

Doch davon will ich hier nicht reden, sondern von einer Art von Erlebniß.

II.

Die Handlung.

Ich nahm des Amtmanns Einladung zum Essen an, in der Hoffnung, daß es mir, obgleich er Anfangs behauptete, er sei durch Geschäfte verhindert, nach Schlangenbad zu gehen, doch noch gelingen werde, ihn nachträglich dazu zu bereden.

Während wir zu Tische saßen, überreichte ihm ein Diener ein großes Schreiben, Actenformat, Dienstsiegel; „ein reitender Regierungsexpresser aus der Residenz habe es gebracht.“

Der Amtmann erbrach und las es. Dann legte er es mißmuthig bei Seite und verließ das Zimmer, indem er um Entschuldigung bat und bald wiederzukommen versprach. Wir Alle waren sehr neugierig, was wohl Wichtiges in der Hauptstadt geschehen sei, die ich doch erst vor vier bis fünf Stunden anscheinend im Zustand der Ruhe und Zufriedenheit hinter mir gelassen. Sogar die Damen waren neugierig, was sie doch sonst bekanntlich nie sind; endlich fragte mich die Frau Amtmann, ob es denn ein Staatsverbrechen sei, wenn man von dem Inhalt der Depesche Kenntniß nehme;

als Frau fühle ſie ſich doch halbwegs verpflichtet, ſich darum zu kümmern, was die gute Laune ihres Mannes getrübt habe.

Ich ſtimmte ihr, was die menſchliche Seite der Sache anlangt, gänzlich bei, was aber die rechtliche betraf, ſo ſprach ich die unmaßliche Anſicht aus, da ich kein Beamter ſei, ſo begehe ich ſicherlich keine Felonie, wenn ich das Aktenſtück leſe; und wenn ich es, wie bei wichtigen Dingen zuweilen meine Methode, laut leſe, ſo könne es auch Anderen nicht zum Verbrechen angerechnet werden, wenn ſie zufällig, auf dieſem Wege Kenntniß erhielten, was darin ſtehe.

Hierauf ſchwieg die Tafelrunde und da in dem Corpus juris, welches wir Juriften als unſere oberſte Rechtsquelle verehren, geſchrieben ſteht, daß, „wer ſchweigt, wo er reden könnte und ſollte, als zuſtimmend zu betrachten und zu behandeln ſei“, ſo nahm ich mir die Freiheit, von dieſer Rechtsregel Gebrauch zu machen und das antliche Schreiben zu entfalten. Es beſtand, wie die Erdrinde, aus verſchiedenen Schichten; und da mir die innerſte die intereſſantere zu ſein ſchien, ſo las ich dies zuerſt. Es war ein Brief einer Madame de Melgoumoff (vielleicht lautete der Name auch etwas anders) an Seine Hoheit, den Herzog Adolf von Naſſau, welcher Brief vom geſtrigen Tage datirt war und etwa ſo lautete:

Eure Hoheit glaube ich mit einer Bitte angehen zu dürfen. Ich bin Ruſſin und von guter Familie. Eine Verwandte von mir iſt Hofdame Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Großfürſtin Helene, deren Neffe Eure Hoheit ſind, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt. Ich bin ſeit acht Tagen hier in Schlangenbad und wohne in Eurer Hoheit Gaſthof

(— damit meinte die gute Dame offenbar den „Rassauer Hof“, ein Etablissement, welches zum Staats-Domanialgut gehört und an einen Gastwirth verpachtet ist, während die Russin anzunehmen schien, der Herzog betreibe selber Gastwirthschaft); ich bin so glücklich ein paar außerordentlich seltene Vögel zu besitzen. Es ist eine reizende kleine Art von Papageien, welche stets paarweise haufen und sich niemals trennen, weshalb man sie „Les inséparables“ nennt. Ich habe diese Thierchen mit auf Reisen genommen und habe sie heute, da sie außerordentlich zahm sind, aus ihrem Käfig gelassen. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß ich plötzlich durch einen Umstand genöthigt wurde, das Zimmer zu verlassen, welchen Umstand namhaft zu machen, hier nicht an seinem Orte sein würde, und daß unmittelbar darauf die Zimmerkellnerin eintrat. Bei dieser Gelegenheit ist der Eine der beiden „Unzertrennlichen“ ins Freie entwischt. Wie? Das ist mir noch ein Räthsel. Ich will nun nicht sagen, daß Eure Hoheit rechtlich haftbar sind für die Fehler der Dienstboten in Ihrem Hôtel. Ich wende mich nicht an die Rechtsverbindlichkeit des Grundherrn, sondern an die Großmuth des Fürsten, des Neffen unserer erhabenen Großfürstin. Wenn ich in Rußland wäre, würde ich mir selbst zu helfen wissen. Die Kellnerin würde ihrer gerechten Strafe nicht entgehen und sämtliche Leibeigene würden aufgeboten werden, um bei schwerer Verantwortung den Flüchtling wieder einzufangen. Aber hier, fern vom heiligen Rußland, in einem fremden Lande, dessen Gesetze mir unbekannt sind oder, um es richtiger auszudrücken: von dessen Gesetzen ich nur so viel erfahren habe, daß sie dieselben Hülfsmittel, wie die in

Rußland, mir nicht gewähren; hier weiß ich nichts zu thun, als Eurer Hoheit Beistand anzuflehen. Ich verlange nicht Bestrafung der Missethäterin, obgleich ich vielleicht ein Recht dazu hätte. Ich bitte nur, Eure Hoheit wolle geruhen, mir den Einen meiner beiden Inséparables wieder einzufangen zu lassen, ohne welchen zu leben ich außer Stande bin.

Genehmigen zc.

Ich habe den Brief, so gut es ging, aus dem Gedächtnisse wiedergegeben und zwar Deutsch. Das Original war in einem seltsamen Französisch abgefaßt, dem man einen gewissen asiatischen Duft nicht absprechen konnte.

Dieser Brief trug die spätere „Inscription“ (Inscript in der Sprache unserer Bureaukratie):

„An das Herzogliche Staatsministerium zur Erledigung.

Der Herzogliche Cabinets-Director: Gög.“

Darunter stand:

„An die Herzogliche Landesregierung dahier zur sofortigen schleunigen Erledigung.

Herzoglich Nassauisches Staatsministerium:

August, Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg.“

Das also war die innere Schicht des amtlichen Schreibens. Die äußere Schicht, worin dieser Brief nebst dem Inscript lag, lautete so:

„Die Herzoglich Nassauische Landesregierung

an

den Herzoglichen Amtmann Sommer in Langenschwalbach.“

Auf Inscript des Herzoglichen Staatsministerii vom Gestrigen, betreffend das Abhandenkommen und die Wiedereinfangung eines der Frau Melgounoff aus Rußland, dermalen

sich aufhaltend in Schlangenbad, Herzoglichen Amts Langenschwalbach, zugehörigen Papageien, genannt Inséparable.

„Wie Sie aus der *salva remissione* in der Anlage beifolgender unterthänigsten Supplik der Frau von Melgonnoff an Seine Hoheit den Herzog entnehmen werden, ist der in rubro genannten, dermalen sich im „Nassauer Hofe“ in Schlangenbad aufhaltenden Dame einer ihrer beiden, sich „Inséparables“ nennenden Papageien abhanden gekommen. Auf Allerhöchsten Befehl werden Sie hierdurch mittelst Expressen beauftragt, sich Angesichts dieses nach Schlangenbad zu begeben und sofort in loco die nöthigen Veranstaltungen zu treffen, daß besagter Vogel, genannt „Inséparable“, ohne allen Verzug via *executionis* eingefangen und der in rubro bezeichneten Dame wieder zugestellt werde. Ueber den Vollzug dieses Auftrags werden Sie umgehend an Uns berichten.

Wiesbaden zc. (Gez.) Freiherr v. Witzingerode.“

Vielleicht erlaubt sich hier Jemand die indiscrete Frage, ob und wie so etwas möglich sei? Der Bürger oder der Beamte eines wirklichen Staates, welcher bekanntlich auch nicht den allerentferntesten Begriff hat von der sorgfältigen Detailbehandlung, welche in einem deutschen Kleinstaate nicht nur den wichtigen, sondern vielmehr in beinahe noch höhern Grade auch den unwichtigen Dingen zu Theil wird, sagt wohl: „Bei uns würde der erste beste Beamte, welchem der närrische Brief der russischen Dame zukam, ihn einfach ad acta gelegt oder allerhöchstens ihr geschrieben haben, nach den Gesetzen des Landes sei das Wiedereinfangen eines Vogels nicht Sache

der Behörden, sondern Desjenigen, der ihn fliegen lasse; warum war es in Nassau damit denn anders?“

Nun wohl, ich habe eine derartige Interpellation nicht zu scheuen. Die Sache ging ohne Zweifel so:

Ob der Herzog Adolf von dem sonderbaren Brief überhaupt persönlich Kenntniß genommen, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber dachte sein Cabinetdirector, der ein vernünftiger Mann war: Unter allen Umständen kann ich ebenso wenig den Vogel wieder einfangen, als mein gnädigster Herr . . . schicken wir das Ding dem Minister . . . der mag zusehen, was er damit anfängt.

An dem Ministerium gerieth die Sache in die Hände eines erst kürzlich beförderten jungen Rathes, der alle Dinge mit demselben Eifer anpackte und auf den, da er von niederer Herkunft und auf dem Wege bureaukratischer Stallfütterung groß gezogen war, Worte wie „Madame de Melgounoff“ — „Inséparables“ — „Kaiserliche Hoheit Großfürstin Helene“ — ꝛ. einen wahrhaft überwältigenden Eindruck machten. Sein erster Gedanke war, sich sofort selbst nach dem benachbarten Schlangenbad zu begeben und dort die Rolle des Papageno zu übernehmen, weil „ihm solches in seinem weiteren Fortkommen ohne allen Zweifel außerordentlich förderlich sein werde“. Allein bei näherer Ueberlegung mußte sich der jugendliche Streber doch sagen, daß ein solches Verfahren im Widerspruch stehe mit dem Instanzenzug und insbesondere mit dem Paragraphen So und So viel des Gesetzes über Organisation der herzoglichen Centralverwaltung vom 24. Juli 1854 und der dazu erlassenen Dienstinstruction. Obgleich mit schwerem Herzen, entschloß er sich demnach, die Sache an die nächstuntergeordnete

Behörde, nämlich an die herzogliche Landesregierung, weiter zu spediren. Allein er konnte sich nicht enthalten, der Expeditionsnote die Worte „sofort“ und „schleunig“ beizufügen, damit, wenn die Sache gut ausfalle, er sich doch demnächst mittelst der Acten darüber answeisen könne, daß sein Eifer es war, der den unteren Behörden Schwingen verliehen.

Daß der dirigirende Staatsminister Prinz August zu Sany-Wittgenstein-Berleburg, ein alter Cavalier von siebenzig Jahren, das Inscript signirte, ohne es gelesen zu haben, versteht sich, glaub' ich, von selbst.

In dieser Weise ging also die Sache am gestrigen Abend an die herzogliche Landesregierung, nicht ohne daß der strebsame Rath mit Sorgfalt darüber gewacht, daß innen und außen an verschiedenen Stellen: „cito, cito, citissime“ geschrieben stand. So fand sie denn heute Morgen der Regierungspräsident, Freiherr von Winkingerode auf seinem Bureau vor.

„Sofort“, „schleunig“, „citissime“ — das waren Worte, die nicht jeden Tag vorkommen. Er befahl also, daß durch einen expressen reitenden Boten dem Amtmann in Langenschwalbach, welcher zugleich als herzoglicher Polizei- und Curcommissarius für die Bäder Schwalbach und Schlangenbad fungirte, ein gemessener Befehl wegen besagten Vogels zu Theil werde.

So wächst die Kraft einer von oben herunter kommenden Weisung, wie die Schnelligkeit eines fallenden Steins, oder einer sich thalwärts wälzenden Lawine. Der Cabinetssecretär schiebt die Sache einfach abwärts an den Minister. Das kommt so jeden Tag vor. Das Actenstück geht bloß den Weg alles Fleisches. Weiter nichts! Auf dem Ministerium wird die

Kraft mit den genannten „drei Worten inhaltschwer“ verstärkt und so geht's weiter abwärts an den Regierungspräsidenten. Der aber läßt alle Pauken und Trompeten los, desgleichen einen reitenden Boten; und so gelangt die Bombe an den Amtmann, um an dem Mittagstische zu plagen und eine heitere Tafelrunde in Unruhe und Neugierde zu stürzen. . .

Das waren ungefähr die Observationen, welche mir während des Lesens aufstiegen, denn ich las laut und langsam. Meine Bemerkungen behielt ich natürlich für mich; sie schienen mir zu keckerisch.

„Nun, wenn es weiter nichts ist, als ein entsprungener Piepmatz“, sagte die Frau Amtmann, „dann hätten wir uns nicht so zu beunruhigen brauchen. Ich begreife wirklich nicht, wie man daraus so viel Aufhebens macht und reitende Boten sendet. Doch die hohen Herren in der Hauptstadt mögen ja ihre Gründe dafür haben. Was geht's uns an. Jedenfalls aber wollen wir die Papiere wieder an ihren Platz legen und bei meinem Manne nicht eher davon sprechen, als bis er selber anfängt.“ Aber der Herr Amtmann fing durchaus nicht von selbst an.

Nach einiger Zeit kehrte er zurück. Die Wolke des Mißmuthes war von seiner Stirne verschwunden. Er steckte die Papiere ein und wandte sich dann an mich: „Sie haben so lebhaft zugeredet, nach Schlangenbad zu fahren, und es freut mich, nunmehr meinen Widerspruch aufgeben zu können. Das Geschäft, welches ich für den Nachmittag in Aussicht hatte, ist weggefallen. Ich bin nicht mehr dienstlich verhindert. Im Gegentheile; fahren wir also!“

Eine halbe Stunde später hatten wir das Essen beendet, auch schon den Kaffee genommen und rollten gen Schlangenbad,

zuerst vom Ausgang von Schwalbach einen steilen Berg hinan, dann einen desgleichen hinunter. „Denn“, sagte der Amtmann, welcher seine gute Laune vollständig wiedergewonnen hatte, „die Welt ist sehr bucklig hier zu Lande“.

Wir überstiegen die Wasserscheide. Schwalbach liegt an der Aar, welche in die Lahn, Schlangenbad an der Waldaffa, welche bei Walluf in den Rhein fällt. Bei Wambach erreichten wir das Ufer der Waldaffa, welche von Värstadt herunter aus einem laubigen, lauschigen Thale kommt. Eine Viertelstunde weiter öffnet sich rechts ein saftig=grünes Waldthal, aus welchem warme Bäche kommen. Das ist Schlangenbad. An der Ecke beider Thäler begrüßt uns ein neues Schweizerhäuschen. Es war zu Ehren der Kaiserin von Rußland erbaut, die in einem der letzten Sommer hier gebadet hatte. Man erzählte im Vorüberfahren allerlei Anekdoten. Unter Anderen folgende: An einem schönen Sommerabend hatte die Kaiserin aller Rußen, in der Veranda ihres Schweizerhäuschens sitzend, eine Bemerkung gemacht über das Quaken der Frösche in den umliegenden Wieseugründen. Man faßte diese in Wirklichkeit völlig tendenzlose Aeußerung im Sinne eines Tadel's oder einer Beschwerde auf; und sofort erging der Befehl zu einem bethlehemitischen Morden, welchem innerhalb der nächsten Stunden alle die unschuldigen und lebensfrohen Frösche erlagen. Einige Tage später saß die Kaiserin wieder vor ihrem Schweizerhäuschen. „Merkwürdig“, sagte sie, „man hört doch auch nicht einen einzigen Frosch mehr! Wie mag das sein? Diese Stille ist beinahe unheimlich, da man sich einmal an das muntere Gequake der Thierchen gewöhnt hatte.“ Allgemeine Bestürzung. Eine Viertelstunde

später ging der Befehl durch das Dorf: „Frösche! Frösche herbei! Ein Königreich für recht viele frohe Frösche! Aber lustige Frösche müssen's sein; Frösche, die quaken.“

Der Befehl wurde mit dem besten Erfolge ausgeführt. Zwei Abende später sagte die Kaiserin: „Ei, die Frösche quaken ja wieder.“ Dem Hausmeister fiel ein Stein vom Herzen

Von den vielen guten Geschichten, welche sich meine lustige Wagengenossenschaft erzählte, war das die einzige, die mir im Gedächtniß blieb. Auch der schönen Gegend mit ihren duftigen Buchenwäldern erwies ich nicht die gebührende Aufmerksamkeit. Alle meine Gedanken hatten sich auf den separirten Inséparable concentrirt und auf den Gedanken: „Wie wird der Amtmann ihn fangen?“ Denn daß er auf den Vogelfang in allerhöchstem Auftrage aus war, darüber hatte ich nicht den geringsten Zweifel, obgleich er nicht ein Wort hierüber und über die per Expressen angekommene amtliche Depesche fallen ließ.

Ein herzoglich nassauischer Amtmann war damals überhaupt eine äußerst gewichtige Respectsperson. Er hatte einen Amtsbezirk von 20—30,000 Einwohnern, worin er Herr über Rechtspflege, Polizeiverwaltung, Gensdarmarie, Recrutirung, Steuerwesen, Kirche, Schule, Gemeinden, Wege u. s. w., kurz, ich möchte sagen, über Leben und Tod war und so absolut regierte, daß man ihn den „Pascha von drei Köpfschweifen“ nannte. Unter den drei „Schweifen“ verstand man die Justiz, die Administration und die Polizei. Für sein Dienstpferd bekam der Amtmann mehr Fouragegeld im Jahr, als der Dorfschulmeister an Besoldung. Und so kam es, daß,

als Lekturer, der Schulmeister, eines Tages in der Klasse fragte: „Wer ist das vornehmste Geschöpf?“ und die Antwort erwartete: „Der Mensch“, — die Kinder unisono riefen: „Der Herr Amtmann!“

Und ein so vornehmes Geschöpf sollte der Ruffin den Vogel einfangen! Wie das sich machen wird? — Vederemo!

III.

„Quod non est in mundo —“

In Schlangenbad setzten wir uns auf die Terrasse in den Schatten einer jener in Rococomanier zurechtgestutzten Hainbuchen-Alleen, welche, im vorigen Jahrhundert angelegt, heute noch ein charakteristisches Moment in dem Bilde von Schlangenbad abgeben. In dem benachbarten Kiosk spielte die Bademusik. Eine schöne, ruhige, fast möchte ich sagen geräuschlose Musik, wie sie so recht paßt zu der erfrischenden behaglichen Waldeinsamkeit, in welcher wir sitzen. Die Musikanten sind Böhmen. Der Hausmeister, welchem man ein Compliment machte über die guten Leistungen der so bescheiden aussehenden Künstler, sagte: „Ja sehen Sie, das ist einmal so der Typhus (Typus) dieser slavischen (slavischen) Völkerschaften!“ Man sieht, es ist nicht nur in Mecklenburg, wo „Messing'sch“ gesprochen wird.

Früher waren diese Musikanten jedesmal mit dem Ende der Saison in das Land der Libussa zurückgekehrt, um im Mai wieder zu erscheinen. Sie fanden es aber auf die Dauer unbequem, und an den sonnigen Hügeln des grünen Rhein

gefiel es ihnen weit beſſer, als in den düſteren böhmischen Wäldern. Sie ſiedelten ſich deſhalb in dem benachbarten Rauenthale an, kauften Weinberge und erlernten die dort ſo hoch entwickelte theoretische und praktiſche Wiſſenſchaft der Weinkultur. Sie ſind wohlgelitten in ihrer neuen Heimat. Wer könnte denn dieſen Leuten auch gram ſein, die ſo gute Dinge, wie Muſik und Wein·produciren? . . .

Ich hatte trotz dieſer und ähnlicher Betrachtungen ſtets ein ſcharfes Auge auf den Amtmann. Allein ich konnte nichts an ihm entdecken, was auf den ſeparirten Inſéparable Bezug haben mochte.

Er war munter und liebenswürdig wie immer. Er unterhielt ſich mit Fremden und Einheimiſchen. Unter den Letzteren befand ſich auch der Dorſſchulze, der zugleich in dem „herzoglichen Badehaus“ einen Dienſt bekleidete, welcher mit dem eines Hausknechts eine nicht allzu entfernte Aehnlichkeit hatte. Dann kam der Oberförſter. Endlich auch der Lehrer. Der Letztere war ſehr glücklich. Er hatte zur Zeit der Anweſenheit der Kaiſerin von Rußland mit Erlaubniß ſeiner hohen Vorgeſetzten den Schulkindern außerordentliche Ferien zukommen laſſen, um die Schulzimmer an Curfremde zu vermietthen; und da die im Bade vorhandenen Räume für den Andrang unzureichend waren, ſo hatte er glänzende Geſchäfte gemacht. So etwas aber ſchmeckt nach Fortſetzung; und ſo hatte er denn jezt ein Zimmer erübrigt, welches er auf der Straßenseite mit der ſtolzen Aufſchrift: „Cabinet de lecture“ verſehen hatte und in deſſen Innern nach der glaubhaften Verſicherung des Amtmanns das „Frankfurter Journal“, ſodann die Frankfurter „Didaskalia“, auch „Blätter für Geiſt,

Gemüth und Publicität" genannt, ferner die in Wiesbaden erscheinende „Herzoglich nassauische Landeszeitung“ und endlich der „Langenschwalbacher Arbote“ auflagen zur Benutzung für Jedermann, der ein geringes Eintrittsgeld nicht scheute. Der Inhaber des Resecabinet's meinte, er habe hier einen „entwicklungsfähigen Keim“ gelegt, an welchem noch er viel Freude und Nutzen erleben werde.

Als ich mich schließlich von dem Amtmann und seiner Familie und Gesellschaft trennte, um nach Wiesbaden zurückzukehren, während er später nach Langenschwalbach fuhr, konnte ich mit gutem Gewissen beschwören, daß ich in der ganzen Zeit, während der ich mich ohne Unterbrechung in Schlagenbad in seiner Gesellschaft befunden, von ihm nicht die geringste Handlung gesehen hatte, welche darauf hindeutete, daß er auf den ihm aufgetragenen Vogelfang bedacht gewesen; und da er sonst ein pflichteifriger Beamter war, so machte ich mir wirklich darüber beinahe Gedanken . . .

IV.

„— tamen est in actis.“

Meine Zweifel sollten jedoch ihre officiële Lösung finden. Ich erfuhr nämlich, daß die Sache, die ich mit den profanen Augen eines Nichtbeamten in der Wirklichkeit gesehen hatte, sich von jener Seite aus, welche sich den Blicken des beschränkten Unterthanenverstandes gänzlich entzieht, nämlich in den Acten, ganz anders ausnahm.

In den Acten der herzoglich nassauischen Landesregierung
 Braun, Kleinhaaterei. V.

in Wiesbaden folgte auf das Concept des dem Amtmann zugegangenen Rescripts zunächst eine von dem reitenden Boten überbrachte Bescheinigung des Amtmanns Sommer in Langenschwalbach, daß ihm an dem und dem Tage, zu der und der Stunde und Minute das hohe Rescript behändigt worden sei.

Dann folgte ein gehorsamster Bericht des Amtmanns an die herzogliche Landesregierung. Der Bericht hatte drei Anlagen. Erstens den Brief der Madame von Melgounoff, welcher, wie es in dem Berichte wörtlich hieß, „anbei gehorsamst wieder zurückfolgte“. Zweitens eine Diätenrechnung des Amtmanns, um „deren Assignation und Auszahlung submissest gebeten“ wurde. Drittens aber erzählte der Amtmann, er habe sich nach Empfang des Allerhöchsten Auftrages, Angeichts des verehrlichen Rescripts einer hochpreisllichen Landesregierung in eigner Person sofort nach Schlangenbad begeben, allda auch ohne Verzug die nöthigen Anordnungen getroffen, solche seien aber, ausweislich der Anlage 3, „der sorgfältigsten Mühewaltung ohnerachtet, leider erfolglos geblieben“. Die dritte Anlage war der Bericht des oben erwähnten Dorfschulzen, mit welchem der Amtmann in meiner Gegenwart, jedoch, ohne daß ich auf die Unterredung geachtet, gesprochen hatte. Der Schulze berichtete gewissenhaft, wie er von dem Herrn Amtmann den Auftrag erhalten habe, auf jenen ausländischen Vogel, welcher auf den Namen „Minjerabel“ höre, zu fahnden, wie er sich auch mit gelehrten Leuten vom Fach, namentlich mit dem Herrn Oberförster und dem Lehrer, über die Art der Fahndung verständigt und dann noch den Haus und Kunz zugezogen habe, wie aber Alles vergeblich und der „Minjerabel“ nirgends zu finden gewesen sei.

Die herzogliche Landesregierung wies die Diätenrechnung des Amtmanns zur Zahlung an und legte die Acten dem herzoglichen Staatsministerium vor mit einem Berichte, in welchem die Sache gerade so erzählt war, wie in dem Berichte des Dorfschulzen, nur natürlich mit etwas zierlicher gesetzten Worten. Auf diesen „unterthänigsten Bericht“ folgte in den Acten nach einigen Tagen ein Rescript des herzoglichen Staatsministeriums an die herzogliche Landesregierung, welches etwa so lautete: „Nachdem Wir Ihren Bericht Allerhöchsten Orts unterthänigst vorgelegt und wieder zurück erhalten haben, finden Wir Ihnen zu eröffnen, daß Wir mit Genugthuung wahrgenommen haben, mit welchem Diensteifer Sie sich der Sache angenommen, und wie es nicht an Ihnen lag, wenn Ihre Bemühungen mit Erfolg nicht gekrönt worden sind. Wir beauftragen Sie nunmehr, das weiter Erforderliche zu veranlassen.“

Obgleich letztere Redewendung für einen gewöhnlichen Sterblichen etwas unverständlich sein mochte, so wurde sie doch von dem Regierungspräsidenten ebenso richtig aufgefaßt als correct ausgeführt. Er erließ nämlich eine Verfügung, durch welche in den wohlgesetztesten Worten der Frau von Melgounoff kundgethan wurde, daß auf Serenissimi Allerhöchsten Befehl die sorgfältigsten Recherchen nach besagtem „Inféparable“ stattgefunden, jedoch trotz der äußersten Mühe- waltung aller Instanzen leider zu keinem Resultate geführt hätten, weshalb denn der Frau von Melgounoff nicht nur nicht benommen sei, sondern vielmehr anheimgestellt bleibe, selbst die weiteren Schritte zu thun, wobei ihr sämtliche herzogliche Behörden bei Vorzeigung dieses starke Hand leisten würden.

Diese Verfügung war dem Amtmann zur ordnungsmäßigen Insinuation zugegangen und von ihm mit derselben Weisung dem Schulzen in Schlangenbad zugefertigt worden.

Dann folgte ein Bericht des Amtmanns, womit er wieder nur einen Bericht des Schulzen vorlegte und auf solchen „gehorsamst Bezug nahm“. Dem Bericht des Schulzen aber war auch wieder eine Beilage zugefügt, nämlich die Verfügung der herzoglichen Landesregierung an Frau von Melgounoff. Der Dorfschulze meldete, er habe dieselbe nicht abgeben können, weil besagte Dame bereits gestern abgereist sei.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß Serenissimi Geheimer Cabinetsdirector, sowie Allerhöchst dessen Staatsminister und Landes-Regierungspräsident, desgleichen das Geheime Cabinet, das Staatsministerium und die Landesregierung, sich alle in einem und dem nämlichen Gebäude befanden, und daß alle diese Herren, welche so lebhaft und umständlich miteinander schriftlich correspondirten, sich ebenso gut auch Alles hätten mündlich sagen können, wenn die Dienstinstruction und ein geheiligtes Herkommen solches erlaubte hätten.

V.

Die Moral von der Geschichte.

Später hatte ich das Glück, den Herrn Schulzen von Schlangenbad persönlich kennen zu lernen. Ich fragte ihn nach dem „Unzertrennlichen“.

„Ja“, sagte er, „wissen Sie, Herr Doctor, das war doch eine recht dumme Geschichte mit dem Vogel. Sie mögen

mir's nun glauben wollen oder nicht, ich habe nach dem Thier gesucht wie ein Narr. Denn das war ja meine Schuldigkeit, weil's im Interesse unserer Gemeinde liegt, daß die Fremden gut behandelt werden, und daß Keinem von ihnen etwas fort- kommt. Aber nachdem ich Felder und Wälder abgesehen hatte, fiel mir's auf einmal heiß auf die Seele, so ein dummer ausländischer Vogel werde sich doch in unserer Gegend schwer zurecht finden und könne daher unmöglich weit gesprungen sein, und statt nun weiter noch in den Wäldern umherzustreben, suchten wir in der Nähe und fanden denn auch das dumme ausländische Vieh wirklich auf dem Heuboden desselbigen Anbaues, worin die russisch' Madam' gewohnt hat. Sie ist ein paar Tag' danach mit ihren zwei dummen Vögeln abgereist. Ich hab' ihr aber gleich angesehen, daß sie nichts Rechtes war. Denn erstens hat sie keinem Menschen ein Trinkgeld gegeben, und zweitens hätt' sie doch besser gethan, statt an Seine Hoheit den Herzog zu schreiben, sich gleich an mich zu wenden. Das hätt' sie bequemer gehabt und ich wär' auch eher auf die richtigen Sprüng' gekommen. Denn das Präambulium und das Prim- borium von oben herunter hatte mich nur irre gemacht. Hernach, wie ich das dumme Thier längst gefangen und der albernem Madam' wieder zugestellt hatte, und wie die Madam' schon wieder fort war, da kam noch ein Brief von der Regierung, als wenn der Vogel noch fort wär'. Den Brief hab' ich einfach als unbestellbar zurückgeschickt, weil ich die Geschicht' satt hatte bis an den Hals. „Ueberhaupt, Herr Doctor, was Ihr Gelehrte und Studirte und Juristen Euch einbildet von Eurem Instanzenzug, das ist Alles dummes Zeug. Der Dorfschulz ist es, der die Welt regiert. Mag

Etwas noch ſo hoch anfangen, auf's Letzt' kommt's doch immer an den Dorffſchulzen. Er allein iſt der Mann, der's weiß, der's kann und der's macht. Durch ſeine Brille müſſen Alle ſehen. Die oberen Inſtanzen bappeln ihm nur nach, wie ein Staarmaß. Sie können nur das verfügen, was der Dorffſchulze beantragt hat; und unſere Bauern ſagen mit Recht: „Wie's berichtet“ (wie es berichtet iſt), — „ſo's geſchieht“ (d. h. ſo geſchieht es, ſo wird es in den oberen Inſtanzen entſchieden).

4.

Verkehrte Verkehrspolitik.

(Geschrieben 1868.)



Verkehrte Verkehrspolitik.

Ein Fall, der häufig vorkommt.

Motto:

Denn unser Schulze war stets dabei;
Er, der des Dorfes Bestes wollte,
Er gab dem niedrigen Kirchturm Frei,
Damit er größer werden sollte.

Nach Goethe.

Witten durch das ehemalige Herzogthum Nassau fließt ein Fluß, die Lahn, reich an landschaftlicher Uferschönheit, auch reich an Kräften, die sich der Mensch nutzbar zu machen weiß. Vor seinem Eintritt in die Grenzen des „untergegangenen Staates“ unweit Wehlar fließt er im Ganzen westlich und in einem meist engen Thal bis zu seiner Mündung in den Rhein bei Oberlahnstein. Schön bewaldete Bergwände, oft steile Felsen des Schiefer- und Kalkgebirges blicken in seine Gewässer, nur selten erweitert sich das Thal so, daß Fruchtfelder und Wiesen zwischen den Höhen und Ufern Platz finden. Rasch eilen die Wellen durch das Bett oder strömen über ausgebreitetes Gerölle in kleinen Stromschnellen. In der trockenen Jahreszeit fast überall seicht und klein, schwillt das Flüsschen im Winter bei Abgang des Schnees oder bei lang anhaltendem Regen gewaltig an und erprobt eine unbändig scheinende Kraft. Aber die Menschen haben ihn doch

zu ihrem Dienst gezwungen, Rähne fahren auf dem Flusse, das angestaunte Wasser treibt Mühlen und gewaltige Werke. Die Schifffahrt war lange äußerst beschränkt; reiche Erze lagen längs der Ufer und keine Straße führte daran vorbei; man versuchte wohl oder übel die Schifffahrt. Kleine Schiffsgefäße, Nachen, höchstens 4 — 500 Centner tragend, fuhren, so lange das Wasser es erlaubte, Eisenstein, auch Mineralwasser zu Thal und wurden leer heraufgezogen durch sogenannte Halfterpferde. Bei kleinem Wasser mußte oft die Schiffsmannschaft im Flußbette stehend das Schiffchen schieben und heben; die natürlichen Stromschnellen, zu Wehren erhöht, um das Wasser zu einer Mühle oder einem Hüttenwerke zu stauen, bedingten ein Umladen oder ein gefährliches Herabgleiten über das Gestein an einer dazu ausgebrochenen Stelle in der Krone des Wehrs. Monate lang war manchmal gar keine Schifffahrt möglich; Hochöfen, die ihre Eisensteine von der oberen Lahn bezogen, mußten ausblasen, weil ihre Vorräthe zur Neige gingen, ehe die Schleusen des Himmels ihre Transportflotte wieder schwimmen machten.

Das Herzogthum Nassau war aber nach einem unfehlbaren Ausspruche des allmächtigen Staats- und Hausministers v. Marschall, obgleich es nicht einmal das zur Ernährung seiner Bevölkerung erforderliche Getreide aufbringt, ein ackerbautreibendes Land und konnte nicht Anspruch machen auf Besserung der Verkehrsanstalten. Man baute Landstraßen über die Berge, um die hungernde Bevölkerung zu beschäftigen, oder um den armen Dörfern Gelegenheit zu geben, aus der Leistung von Vorspanndiensten etwas zu verdienen, was ihnen entgangen wäre, wenn man durch die Thäler gebaut hätte;

auf dem Rhein und Main erhob man hohe Zölle und ließ die Flüsse versanden.

Doch auch hier kamen Zeiten, wo wenigstens vernünftige Entschlüsse gefaßt wurden, wenngleich vernünftige Ausführungen immer erst nach einigen Proben gelingen wollten. Im Jahre 1838 hat man angefangen bei Limburg, ungefähr in der Mitte der nassauischen Lahnstrecke, eine Schleuse zu bauen, um zwei hohe Wehre zu umgehen, die oberhalb und unterhalb des Städtchens die Gewässer zum Betriebe größerer Mühlen stauten. Das Schleusenwerk gelang auch in so weit, daß kleine Schiffe die Fahrt bei günstigem Wasserstande aus den Eisensteirevieren zwischen Weilburg und Kunkel nach Oberlahnstein und vice versa machen konnten; als aber die Vortheile der directen Fahrt ein großer Kahn benutzen wollte, der sonst nur auf der unteren Lahn und dem Rheine fuhr, da blieb er in der Schleuse stecken — sie war zu eng. Man hatte die Interessenten nicht gefragt, wie das in dem Lande überhaupt nicht Mode war, wo Kenntnisse, Wille und Verstand als Regierungsmonopol galten. Man half sich mit der schlechten Schleuse und hatte eine Zeit lang in eigener Erkenntniß, wie schwer solche Werke des Verkehrs seien, und im Verdruß über die Spöterei Sachverständiger, die dem hochstehenden Regierungsbaumeister wiederholt eine ganze Reihe elastischer Stoffe als Baumaterial für neue Schleusen vorschlugen, beschloßen, die Lahn laufen zu lassen, wie es Gott gefalle und den Schiffen zu überlassen, wie sie durchkämen. Natürlich vergaß man aber nicht die Hebung von Zöllen und Schleusengeldern.

Mittlerweise hatten aber die anderen Regierungen, deren

Länder die Lahn durchströmt, nämlich das Königreich Preußen und das Großherzogthum Hessen, die nassauische Regierung zu gemeinsamen Arbeiten behufs Regulirung der Lahn auf der ganzen Strecke von Gießen bis Oberlahnstein gedrängt. Es kam nach längerer Verhandlung am 16. October 1844 zu Coblenz zu einem Vertrage zwischen den Bevollmächtigten der drei Regierungen. Danach sollte die Lahn auf jener ganzen Strecke für Schiffe von 100 Fuß Länge, 16 Fuß Breite und 2 Fuß Tiefgang regelmäßig zu Thal und zu Berg fahrbar gemacht werden; ein ganzes System von Schleusen war dadurch geboten und diese sollten mindestens eine lichte Weite von 17 Fuß erhalten.

Der herzoglich nassauische Bevollmächtigte hatte sich alle Mühe gegeben, das erlaubte Minimalmaß zwischen den Thorflügeln der Schleusen herabzudrücken, und es war ihm gelungen; freilich zur Breite oder vielmehr Knappheit der Limburger Schleuse ließen es die anderen Bevollmächtigten nicht kommen. Nassau's Gründe hierzu waren wieder echt kleinstaatlich und man muß es dem geringen Interesse namentlich Preußens an der ganzen schiffbaren Lahn, die nicht zwei Meilen lang seine damalige Enclave Wezlar durchschnitt, zuschreiben, daß sie durchdringen konnten. Die Hauptausfuhr des nassauischen Eisensteins, der zu 99 Proc. die Lahnschiffe befrachtete, ging damals, wie zum Theil heute noch, nach den Eisenwerken und Hochöfen an der Ruhr. Die Ruhr war damals schon kanalisirt und von zahlreichen Transportkähnen befahren, die alle breiter waren als die bisher auf der Lahn üblichen. Diese Ruhrschiffe fuhren wohl auch einmal bis zur Mündung der Lahn und schlugen ihre Stein-

kohlen, die langsam Eingang fanden in dem reichbewaldeten Nassau, in Lahnschiffe über. Und nun wußte es Nassau durchzusetzen, daß es seine Lahnshleusen so enge bauen durfte, daß ein Ruhrkahn dieselben nicht passiren konnte, damit nicht etwa diese rührigen preußischen Schiffer ihre Kohlen den Fluß hinaufbrächten und Eisenstein nach ihrer Heimath führten und so den nassauischen Schiffern Concurrency machten. Die kleinen Lahnfähne waren zur Rheinschiffahrt nicht wohl tauglich, es mochte auch keine Gesellschaft den Risiko versichern, und so mußte aller Transport an der Mündung der Lahn zum Umschlag in oder aus Rheinschiffen gezwungen werden. Der weitläufigste Theil des Vertrags handelt natürlich wieder von Steuern, Zöllen und Schleusengeldern; sie sollten allerdings immer nur auf den fertig gestellten Strecken erhoben werden, aber was ist ein Weg überhaupt werth, dessen einzelne Theile durch unpassirbare Deden von einander getrennt sind? — Und dieser Zustand dauerte noch ganze vierzehn Jahre.

Das Herzogthum Nassau mußte nicht hinlänglich das mit dem Vertrage Bezweckte erreicht haben, oder waren Preußen und Hessen unzufrieden, so viel gewährt zu haben, kurz, der am 16. October 1844 geschlossene Vertrag kam erst am 19. Sept. 1845 zur Ratifikation und demnächst unterm 30. desselben Monats zur öffentlichen Bekanntmachung. Ein Vertrag also, der die Handels- und Verkehrsinteressen dreier souveräner Staaten berührte, brauchte nach seinem Abschluß noch ein Jahr, um die landesherrliche Bestätigung zu erhalten und in Ausführung zu kommen.

Im Jahre 1845 und 1846 wurden wirklich Seitens

der nassauischen Regierung die Arbeiten begonnen, um überall in der Lahn die nöthige Tiefe herzustellen und da, wo dies wegen des starken Gefälles nicht möglich war, durch Stauung des Wassers zu heben und die Differenz der Wasserpiegel ober- und unterhalb des Wehres durch Schleusen zu überwinden. Man suchte dem Fluß überall ein gleichmäßiges Profil zu geben und baute längs der Ufer den Leinpfad. Auch die hindernden Anlagen Privater, Mühlwehre und dergleichen, wurden nach Entschädigung der Besitzer entfernt. Aber man übereilte sich nicht und baute jedes Jahr ein Stück je nach den Mitteln der Staatskasse, unbedacht, daß das Kapital wirthschaftlich sich nicht vollständig verzinse, so lange nicht die ganze Wasserstraße gleichzeitig zu benutzen war; so ging es zehn volle Jahre. Jedes Jahr hat der angestellte Wasserbaumeister ein Stückchen gemacht; die Regierung hatte keine anderen Gründe zu drängen als den, daß sie nach Uebereinkunft mit Preußen stets nur auf den fertigen Strecken Zoll erheben dürfe, und so klagte sie noch in der 1855er Session des Landtags, der allerdings nach einem octroyirten Wahlgesetze mit allen möglichen Hemmungen gewählt worden war, daß sie jetzt erst $1\frac{11}{312}$ Kreuzer pro Centner heben dürfe, während, wenn die ganze Strecke ausgebaut wäre, ihr ein Zoll von $2,4575$ Kreuzer per Centner erlaubt sei und die getreuen Stände klagten deshalb mit, und es ist nur ein Einziger gewesen, der auch einen andern Gesichtspunkt hatte: „noch mehr liege die Schiffbarmachung der Lahn in dem Interesse des Verkehrs und der Landeseinwohner, als in jenem des Fiskus.“

Erst im Jahre 1857 forderte die Regierung die Be-

willigung eines Credits, um die angefangenen Arbeiten rasch zu Ende führen zu können und motivirte diese Anforderung, wie aus dem Berichte der Finanzcommission des Landtags hervorgeht, mit den Worten: „die Absicht ist, sobald als möglich in den vollen Bezug der Lahn-Schiffahrtsabgaben zu gelangen.“

Die Stände genehmigten die Regierungsvorlagen, nicht ohne allerlei Ausstellungen, die aber nur Details der Ausführung betrafen und an das bereits bestehende Project des Baues einer Lahn-Eisenbahn anknüpften. Ausstellungen gegen die Art und Weise der Bauten und Beschwerden über Verletzungen Einzelner und ganzer Gemeinden, oft nur über die angebliche Nichtberücksichtigung derselben waren in den Kammern der Kleinstaaten überall, aber besonders in Nassau an der Tagesordnung. Waren doch in den kleinen Wahlbezirken (Kleinstädtern) von 12—20,000 Einwohnern häufig die Chancen der Candidaten davon abhängig, welches Wegproject der eine oder andere zur Sprache gebracht hatte oder noch zu bringen versprach. Bei der Regulirung der Lahn kamen öfters Anlagen zur Sprache, die allerdings für die Interessenten von großer Wichtigkeit waren, die aber von einer einsichtsvollen Bauverwaltung und Regierung vor allem mußten berücksichtigt werden. Es hat aber fast überall nach Erschöpfung aller Instanzen der Beschwerde an die Stände bedurft, um die Ansprüche gegen die Regierung durchzusetzen. Beispielsweise hatten viele Gemeinden, die an der Lahn liegen, nutzbares Gemeinde- oder Privatland auf der andern Seite des Flusses. Zu dessen Bau und Nutzung waren vielfach ungefährlche Durchfahrten hergestellt und seit unvordenklicher Zeit benutzt

worden. Eine Austiefung des Bettes zerstörte diese Furten, und der Staat war wohl verpflichtet, für eine andere Anstalt des Trajectes zu sorgen. In dieser Richtung plaidirte jedes Mitglied der Stände für seinen Wahlbezirk oder seinen Wohnort. Es war eine Kirchthurms-, aber keine Landes-Interessen-Vertretung.

Zu Ende des Jahres 1858 betrachtete die nassauische Regierung die Bahnregulirung als vollendet, sie hob von nun an den vollen Zoll auf der in ihrem Gebiete liegenden Strecke. Man hatte auch bereits im Jahre 1855 die allzu eng gerathene Schleuse bei Limburg in Uebereinstimmung mit der Convention vom 16. October 1844 über Schiffbarmachung der Lahn gebracht, man hatte erst versucht, die Schleuse durch Abkippen (Abhauen) der Seitenwände weiter zu machen, aber das harte Gestein (ein Marmor) ließ diese Arbeit kaum vorschreiten. Man mußte sich zum völligen Umbau entschließen und forderte dafür von den Ständen eine Summe von circa 50,000 Gulden. Bei ihrer Bewilligung war noch nicht einmal die Rede davon, woher solche absonderliche Erscheinungen kämen, daß Bauten der Art fünfzehn Jahre nach der Ingebrauchnahme total abgelegt werden müßten. Die Regierung hatte sich eine Landesvertretung nach ihrem Sinne durch Oetronirung geschaffen, die liberale Partei hatte sich der Wahlen enthalten. Das Publikum freilich erlaubte sich allerlei Neußerungen über den geschickten Regierungsbaumeister; man trug sich mit allerlei Spöttereien und Wigen und es wurde vorgeschlagen, den Mann mit einer hohen Rente zu entschädigen, wenn er das Versprechen geben wollte, nicht mehr zu bauen.

Die ganze, der Regierungsbehauptung nach nunmehr vollendete Lahnregalirung war trotzdem nicht gerathen; es fanden sich immer noch gefährliche Stellen im Flußbett; der Leinpfad war an vielen Stellen noch nicht fertig gestellt, eine der Lahn-schleusen so verkehrt angelegt, daß die Einfahrt in den Obergraben stets für Menschen und Schiff gefährlich blieb; niemals war das erreicht worden, was der Vertrag von 1844 als Minimum in Aussicht gestellt hatte, von dem weiter in dem genannten Vertrag angedeuteten Ziele einer gleichmäßigen Wassertiefe von 3 Fuß war nie mehr die Rede. Und noch vor der Zeit, daß die Lahn als schiffbar in dem Sinne betrachtet werden konnte, wie sie es heute in Wirklichkeit noch ist, war ihre Bedeutung zum großen Theile geschwunden.

Bereits im Jahre 1851 hatte man große Eisenbahnprojecte in Regierungskreisen entgegengenommen. Seit im Jahre 1838 die Taunusbahn von Frankfurt am Main über Mainz nach Wiesbaden concessionirt und in den Jahren 1839 und 1840 zur Ausführung gekommen war, schien in dieser Richtung ein Stillstand eingetreten zu sein. Ein 1845 concessionirtes Unternehmen einer Bahn von Wiesbaden resp. Bibrich nach Rüdeshcim ging an innerer Unhaltbarkeit unter, eine kleine Zweigbahn der Taunusbahn, die Strecke Höchst-Soden, ist ohne Bedeutung gewesen und geblieben. Im Jahre 1851 aber tauchten Eisenbahnprojecte auf, die geeignet schienen, dem Herzogthum ein vollständiges System von Schienenstraßen zu geben und in der Zeit der großen Actien- und Credit-schwindeleien, die dem 2. December folgten, fand sich wohl das Kapital zu solchen Unternehmungen. Da aber drei Viertel des Herzogthums von preussischen Länden umschlossen

waren, so hätte man selbstverständlich solche Pläne in Gemeinschaft mit Preußen entwerfen müssen. Aber es war die Zeit der ersten Zollvereinskrisis; Nassau*) versuchte wieder einmal, wie oft schon vorher und nachher, mit seinen süddeutschen Bundesgenossen gegen die Stimme des ganzen Landes in österreichischem Interesse dieses einzige staatliche Werk deutscher Einheit zu zerstören.

Dieses Verhalten des kleinen Nassau ist oftmals geschildert worden; es ist eine Ursache seines Untergangs gewesen, weil es auf einer Verkennung seiner wirklichen Interessen beruhte. Die nächste Wirkung war, daß große Eisenbahnprojecte darum nicht zu Stande kamen und solide Gesellschaften konnten hier kein Terrain für ihre Unternehmungen finden. Fremde Schwindler, Abenteuerer pessimae memoriae, mit ausländischen Titeln und Orden, hatten dagegen von jeher viel Glück und viel Theilnahme gefunden; und so geschah es auch hier, daß eine englisch-französische Gesellschaft, an deren Spitze zum Theil nicht gerade die solidesten Namen standen, die Concession zum Bau einer Eisenbahn von Wiesbaden nach Niederlahnstein erhielt, d. h. bis zur Landesgrenze nördlich am Rhein. Die Bahn konnte nicht existiren ohne den weiteren Anschluß auf preussischem Gebiete. Der aber blieb aus, weil das souveräne Herzogthum in wirthschaftlichen Dingen mit dem souveränen Königreich Preußen Krieg führte; in Folge davon verlor die ohnehin nicht sehr creditwürdige Gesellschaft ihren Credit; sie konnte das angefangene Werk

*) Ich verstehe hier unter „Nassau“ die Dynastie. Denn ein Land Nassau oder einen nassauischen Volksstamm hat es niemals gegeben. Die Bevölkerung besteht aus Franken, Ratten und Westphalen.

nicht vollenden trotz verschiedener Versuche, ihr die Hülfe des Staats durch Zinsgarantie und garantierte Obligationen zuzuwenden. Die Concessionsurkunde war vom 23. Juni 1853 datirt gewesen, am 14. October 1858 wurde dieselbe zurückgenommen. Der Staat hatte bereits in den Jahren 1856 und 1857, da die Bahn längs des Rheins noch von der erwähnten Actiengesellschaft gefördert wurde, und während er wegen gleichzeitiger Uebertragung auch des Baues der Lahnbahn in diese überall verrufene, aber in Hofkreisen immer noch geschützte Gesellschaft unterhandelte, von dem Rheine lahnauwärts eine kleine Strecke Eisenbahn selbst gebaut. Zunächst nach Ems, um diesen weltberühmten Kurort mit dem Rheine wenigstens in Verbindung zu bringen, dann etwas weiter bis Nassau, dem Geburtsort des Freiherrn Karl vom Stein.

Die Gesellschaft, die demnächst die ganze Lahnbahn von der Grenze bis zur Mündung in den Rhein übernehmen sollte, würde nach der Absicht der Regierung die auf diese Bauten verwendeten Kosten zu ersetzen gehabt haben. Die Gesellschaft aber, der man noch im Jahre 1857 eine hohe Zinsengarantie bewilligt und zugleich mit der Concession der Lahnbahn ein nicht zu verachtendes Geschenk gemacht hatte, wurde bereits 1858 officiell für bankerott erklärt, und sie war es in der That lange schon. Immer noch ohne Verständigung mit Preußen über die Anschlüsse lahnauwärts und lahnabwärts war der Staat gezwungen, die begonnenen und vollendeten Arbeiten zu übernehmen und auf Staatskosten zu bauen. Die Stände hatten dazu nach langer Verhandlung ihre Einwilligung gegeben, es blieb eben nach allen Mißgriffen

der Regierung nichts Anderes übrig. Außerdem hatte man ja schon ein Stückchen auf Staatskosten probeweise versucht; die Techniker des Regierungs-Collegiums hatten nämlich unter sich einen Kollegen gefunden, der auch Eisenbahnen banen konnte. Das war aber wieder leider der Meister jener Limburger Lahnseife, die zu eng war, um das Erforderliche zu leisten. So ist denn auch die Eisenbahnstrecke längs der Lahn von Oberlahnstein bis Ems ebenso oder ähnlich geworden und die Pläne zum Weiterbau versprachen ein vollständig übereinstimmendes Resultat. Techniker haben später unvorgehen zugestanden, daß einzelne im Plane bereits festgestellte Strecken mit Locomotiven absolut nicht zu befahren gewesen sein würden.

Man mußte nun bei den Ständen die Bewilligung der erforderlichen Geldmittel beantragen; da mochte man sich wohl gescheut haben, ohne feste Pläne und ohne Kostenüberschlag hervorzutreten; man hatte auch bereits Stimmen vernommen über das Werk des berühmten Wasserstraßen- und Eisenbahnbaumeisters; kurz man war einmal gezwungen, aus dem nassauischen Schlandrian hervorzutreten. Das nöthigte zum Engagement eines Technikers, der bereits tüchtige Proben abgelegt; er war Landeskind von Geburt, aber nicht geläutert und erprobt in den Staatsprüfungen der Regierungsweisen, sondern in der praktischen Schule des ersten deutschen Eisenbahntechnikers, des Oberingenieurs von Denis, zuletzt in München. Nun ging es einmal wirklich rasch mit dem Bau, die Rheinbahn wurde vollendet, die von dem Regierungsbaumeister zum Glück für das Land nicht weiter als von Lahnstein nach Nassau angelegte Lahnbahn wurde corrigirt und ausgebaut und

im Wesentlichen Alles bis zum Jahre 1862 zu Ende geführt. Durch Staatsvertrag vom 8. Februar 1860 hatten sich die herzoglich nassauische und königlich preussische Regierung endlich über Fortführung der Bahn von Oberlahnstein nach Coblenz geeinigt und gleichzeitig die Concessionen zum Bau der Bahn von Köln nach Gießen und von der nassauischen Landesgrenze bis nach Weylar gegeben. Damit war dieser Eisenbahnkrieg endlich erledigt; Nassau aber erhielt seine Eisenbahnen dadurch später und statt des directen Weges nach Köln einen Anschluß an Coblenz und statt des Baues durch eine Privatgesellschaft gegen eine etwaige geringe Zinsgarantie eine Staatsbahn, die nicht viel mehr rentirte als die Hälfte des zur Verzinsung der Eisenbahnschuld nöthigen Bedarfs.

Nun concurrirte längs der ganzen Lahn die Eisenbahn mit der Schifffahrt. Die Eisenbahnverwaltung setzte ihre Tarife niedrig, die Schiffer folgten; die Direction ging weiter, die Schiffer mußten nach, und während so auf der einen Seite der Staat als Eigenthümer und Verwalter der Staatsbahn den Schiffern die Frachtsätze herabdrückte, belästigte er sie auch noch durch Schifffahrtsabgaben; die Lahnshifffahrt war bald beschränkt auf den Transport von Erzen und Mineralien, deren Lagerstätten nahe am Ufer, aber nicht bequem zur Abfahrt nach einem Bahnhofe gelegen waren; sie verkümmerte immer mehr, und mit halben Maßnahmen, als Herabsetzung der Lahnzölle, Aufhebung der Zölle für Frachten zu Berg, war ihr nicht mehr zu helfen. Vom 1. Juli 1866 ab wurde die Zollerhebung ganz aufgegeben, ein letzter Akt der verschwundenen Regierung, der wohl nicht mehr im

Stande sein wird, den Wasserverkehr zu beleben, bis vielleicht bei reicherer Entwicklung des Verkehrs die Massentransporte derart zunehmen, daß wieder eine Theilung zwischen Eisenbahn und Wasserstraße nothwendig wird.

Die Eisenbahnlinie zwischen Oberlahnstein und Nassau und ein Theil der Lahucorrectur sind Werke eines und desselben Baumeisters. Zwischen dem Rheine und Nassau liegen Curven, daß eine Fahrt mit schweren Zügen unmöglich, jedes Fahren nur mit Materialverschleiß möglich und bereits ein totaler Umbau dieser Strecke nothwendig geworden ist. Bei Nassau liegt die sogenannte Hollericher Schleuse, deren Canal fast unerreikbaar oder wenigstens bei gutem Wasserstand nur mit Gefahr für Leben und Eigenthum erreicht werden kann und dazu noch von Zeit zu Zeit durch Einsturz der Seitenmauern gänzlich unfahrbar wird, so daß dann einige Tage oder Wochen oft bei günstigstem Wasserstande die ganze Schifffahrt gehemmt ist.

Auch an anderen Stellen des Flusses sind ähnliche kleinere Hemmnisse immer noch vorhanden; der alte bürokratische Schlendrian und die unantastbare Weisheit der Regierungstechniker hatten es so weit gebracht, daß ein bäuerlicher Abgeordneter, Namens Fost Schmidt, einst in öffentlicher Sitzung der Stände des Herzogthums der Regierung den Rath gab, künftig bei ihren Wasserbauten nicht blos Techniker, sondern auch „Sachverständige“ beizuziehen. Er meinte damit etwa, die Techniker möchten wohl die Schleuse bauen können, daß sie aber auch brauchbar sei, dafür könnten sie nicht einstehen, daß wisse ein Schiffer besser zu beurtheilen, und der Mann hatte hier nicht so unrecht.

Die Correcturen haben allerdings eigentlich nie ganz aufgehört, was anzuerkennen ist, aber der Kleinstaat, der so viele Arbeitskräfte hatte und sich um Details kümmern konnte, litt so häufig Schiffbruch an dem Willen oder den Fähigkeiten der Beamten, die nach allen anderen Rücksichten eher als nach ihrer Qualification gewählt wurden.

Im Anfange der 1860er Jahre wurden Beschwerden laut über eine der Schifffahrt auf der Lahn sehr hinderliche Untiefe bei Staffel, einem Dorfe etwas unterhalb der Bischofsstadt Limburg. Durch Ausbaggerung des Flußbettes war leicht Abhilfe gewährt und sie sollte auch vorgenommen werden. Die Gemeinde aber erhob Einsprache dagegen und verlangte als ihr Recht, daß an dieser Stelle keine Aenderung des Flußbettes vorgenommen werde, weil sie daselbst eine Furt habe, deren sie bedürfe, um zur Feldbestellung u. s. w. in die jenseits der Lahn gelegenen Theile der Gemarkung mit Vieh und Wagen gelangen zu können. Es war kein Zweifel, daß die Gemeinde Anspruch auf Berücksichtigung hatte, und es wurde Seitens der Regierung die Lokalverwaltungsbehörde, das herzogliche Amt zu Limburg, mit den einschlagenden Verhandlungen beauftragt. Der Amtmann, der damals dort statthaltete, war nicht mehr jung, hatte sich in die Gewohnheit einer maschinenmäßigen Arbeit eingelebt und konnte nicht mehr heraus. Sollte von ihm eine Entscheidung ausgehen oder eine Auskunft eingeholt werden, so setzte er sich mit der Fachbehörde oder mit seinen Untergebenen, den Gemeindebeamten in Schriftwechsel, und aus den einlaufenden Schreiben und Berichten construirte er sich seine Ansicht und sein Wissen. So leicht wurde es ihm aber hier nicht. Er hatte Auftrag,

zu vermitteln zwischen der Wasserbaubehörde, die das Interesse der Schiffbarmachung der Lahn vertrat, und der Gemeindebehörde, die das Interesse ihrer bäuerlichen Genossen verfocht; er konnte daher weder den Wasserbaumeister ersuchen, ihm seine Ansichten von der Sache mitzutheilen, noch den Bürgermeister von Staffel zum Bericht auffordern. Darum blieb die Sache liegen und so oft sie von der einen Seite angeregt wurde, fiel die Verhandlung wegen des Widerspruchs des andern Interessenten. Nach verschiedenen Monitorien und endlich dringenden Befehlen mußte der Amtmann aber doch vorschreiten. Ohne Bericht und ohne Akten überhaupt ließ sich jedoch nichts machen, und darum schrieb er in Ermangelung anderer sachkundiger Personen officiell an den Pfarrer des Orts, um von diesem die nöthige Information zu beziehen. Der Pfarrer scheint seine Thätigkeit in nützlicher Richtung verwerthet zu haben; denn die Lahnvertiefung kam zu Stande und die Gemeinde erhielt, in Folge geistlichen Beistandes, statt der Furt eine auf Staatskosten zu unterhaltende Fähre.

Nicht immer mag es so gut gegangen sein; Vieles ist unterblieben, weil der Mann nicht zu finden war, der entschieden nach reiflicher Prüfung auf einem Plane beharrte; mit dem Vonsichschieben hatte man die kleinste Arbeit und Verantwortlichkeit.

Die Lahn ist nunmehr bis auf ein kleines Stückchen im Großherzogthum Hessen, das aber mit der Provinz Oberhessen nun auch zum Norddeutschen Bunde gehört, ein preussischer Fluß. Man wird nicht vergessen, demselben die einmal nach langen harten Geduldproben erzielte Schiffbarkeit zu

erhalten; die dem freien Verkehr huldigenden Gesetze des preußischen Staates, vor allem das alle Hemmnisse feudaler Institutionen und fiskalischer Bedrückung ausschließende Bergrecht werden die Production der Mineralien im Lahuthale in ungeahntem Maße heben, in die Seitenthäler des Flusses (bei zweien ist schon der Anfang gemacht) wird man Zweigbahnen legen; und es wird die Zeit kommen, wo Eisenbahn und Schifffahrt einander ergänzend die Reichthümer auch weiland nassauischer Erde auf den Weltmarkt fördern.

So unfähig dieser rheinische Kleinstaat war, wirkliche Politik zu treiben, ebenso unhaltbar war die Meinung, er könne statt dessen in der Verwaltung und in der Förderung materieller Interessen seine Berechtigung nachweisen und seine Unterthanen entschädigen. Seine Ohnmacht wurde darin offenbar, als der moderne Verkehr Anstalten erforderte, die innerhalb der künstlichen Schranken bunter Vielherrschaft nicht errichtet werden konnten. Dampfmaschinen, Eisenbahnen und Telegraphen haben, weil sie Blick und Willen für große Beziehungen des Staatslebens erfordern, die meisten unserer Kleinstaaten in nicht geringerem Grade zerstört, wie die geräuschvollen Vorgänge, die man sonst unter dem Begriff großer geschichtlicher Actionen begreift. Nassau ist unter den nächstbenachbarten Opfern des Jahres 1866 nur ultimus inter pares, aber seiner compendiosen Uebersichtlichkeit wegen hat es noch den Vorzug, in der politischen Pathologie Deutschlands das zu sein, was die Aerzte einen „schönen Fall“ nennen.

Deshalb möge man auch diesen Versuch einer pragmatischen Darstellung des „schönen Falles“ mit Nachsicht aufnehmen.

5.

Der kleinstaatliche Muster-Beamte.

(Geschrieben 1869.)



Der kleinstaatliche Muster-Beamte.

Ein Cabinetsstück.

Motto:

„Unser Herrgott im Himmel muß selber trüber lachen,
Was die Menschen für närrische Sachen thun machen.“

(Aus einem alten bayerischen Bierlied.)

Das Vernünftige ist wirklich und das Wirkliche vernünftig. Alles was ist, sagt der wohlwollende Staatsweise, hat seine Berechtigung; denn weil es geworden ist, waren die Vorbedingungen seiner Existenz vorhanden, es mußte so kommen. Aber es giebt, Gott sei Dank, auch ehrliche Narren in der Welt, welche das Gewordene mit Vergnügen untergehen sehen, sogar solche Existenzen, welche uns durch ihr Dasein zum Lachen brachten. Damit die Heiterkeit nicht ausstirbt, bezeichnet man diese Curiosa. Schon in wenigen Jahren dürfte ihnen der Glaube fehlen; und das jetzige Geschlecht muß die Glaubwürdigkeit attestiren; unsere Nachkommen müssen manche Dinge bezeugt erhalten, ihr Verstand würde sie sonst zweifeln lassen an der Historie.

Zwischen den Flüssen Rhein und Main, so ziemlich bis in die Ecke ihres Zusammenflusses, lag früher das Herzogthum Nassau, ein schönes Land, mit Bergen und Flüssen reich bedacht, mit herrlichen Wäldern, den edelsten Weinbergen, Fruchtthälern und Weiden bedeckt; die steilen und unfrucht-

baren Felsen bergen Metalle, als Eisen, Blei, Silber, Kupfer, Zink, und entsenden die berühmtesten Mineralquellen Europa's ans Tageslicht. In einem großen Kriege geschah es, daß dieses Herzogthum erobert wurde und daß das Königreich Preußen sich das Land einverleibte. So reich und schön das Land ist, so ist es doch nicht groß, und ein rüstiger Fußgänger möchte es wohl in einem Sommertage von Aufgang bis Untergang der Sonne durchschreiten. Aber es war ein Reich für sich, hatte einen Herrscher, ein Parlament, und zwar ein Oberhaus und ein Unterhaus, eine Armee, Minister und ein Heer von Beamten. Dieses Heer ist unter Preußen bis jetzt leider nicht vermindert, sondern noch vermehrt worden. Hoffentlich überzeugt man sich in Berlin bald von der Gemein-schädlichkeit dieses embarras de richesses. Alles war wohl-disciplinirt und der Herrscher kannte alle seine Leute von Person, und alle seine Beamten nach den Neigungen ihres Herzens, wußte, wo sie ihren Schoppen Wein zu trinken pflegten, und mit wem sie umgingen. Natürlich gab es auch politische Parteien im Lande, und da eine davon sich überzeugt hielt, daß auf dieser Parcellle deutschen Landes ein eigener, unbedingt souveräner und selbstständiger Staat nicht von oben herunter gedeihen könnte, predigte sie die Einheit Deutschlands und zunächst den Anschluß an den größten Nachbarstaat Preußen; deshalb hieß sie die Umsturzpartei. So lange die Parteien Krieg führten, wurde der Beamtenstand gerade ebenso gezwungen zu denken, wie das Staatshaupt; und da man die Gedanken der Menschen erkennen kann aus ihrem Umgange und dem Lokal, wo sie ihren Schoppen Wein trinken, so theilte man die Beamten ein in gute und schlimme; und soweit man

die ganz schlimmen nicht absetzen konnte, setzte man sie an Orte, wo das Klima am rauhesten und die Einsamkeit am größten war, und zog die anderen in schöne Städtchen und in die Flußthäler des Rheins, des Mains, der Lahn. Es konnte nicht ausbleiben, daß unter den Gutgefinnten sich prächtige Exemplare ausbildeten, denn sie hatten schöne Stellen, ein gewisses Wohlleben, freie Bewegung, und wenig Arbeit. Es mißfiel zuweilen den Bürgern, daß sie sich sollten regieren lassen von Originalen, aber der Mensch ist geduldig und was in allerhöchster Huld stand, das brauchte sich nicht zu kehren an das Murren beschränkter Unterthanen.

Ein kleines Bild aus dem beschriebenen Kleinstaat möchten wir als vollständig beglaubigt der Nachwelt aufbewahren zur Erheiterung und als Beitrag zur Kulturgeschichte. Sollte Jemanden der Umstand auffallen, daß zur Zeit der Existenz der zu berührenden Persönlichkeit nichts laut wurde von dem merkwürdigen Thun derselben, so bemerken wir ihm, daß der vergangene Staat nicht immer darauf bedacht war, wirkliche Tüchtigkeit zu fördern, aber die geringste Anspielung auf die Person eines seiner Mandarinen als Amts- und Dienstehrenkränkung mit strenger Gefängniß- und Arbeitshausstrafe heimsuchte. Dem Erzähler ist die Wahrheit durch Urkundenstücke und Zeugnisse aus eigener Wahrnehmung bewiesen.

Das Herzogthum Nassau hatte mehrere Einrichtungen, die einzig in ihrer Art waren; erinnerte Manches an das Mittelalter, so war Anderes doch neu geschaffen nach ganz eigenen, nirgends nachgeahmten Recepten.

So ist z. B. in diesem Lande 1849 die Justiz von der Verwaltung getrennt worden, und zwar nur um im Jahre

1854 wieder damit vereinigt zu werden. In unterster Instanz sprechen Recht die sogenannten Aemter, besetzt mit einem Amtmann, einem bis zwei Assessoren und einem oder mehreren Accessisten. Der Amtmann und die Assessoren richten als Einzelrichter in erster Instanz ohne Beschränkung ihrer Competenz in Civilsachen außer bei Ehescheidungen und haben auch in Criminalsachen als erkennende und vor Allem als Untersuchungsrichter wichtige Functionen. Die Accessisten arbeiten dem Namen nach unter specieller Aufsicht der verantwortlichen Einzelrichter, Amtmann und Assessoren, in Wirklichkeit aber selbstständig. Außer der Rechtsprechung hat aber das Amt alle Verwaltungsgeschäfte, es conscribirt, baut Wege, Wasseranlagen, leitet die Erziehungsanstalten, den Communalhaushalt, die Forstwirthschaft, hat die ganze Polizei, Verkehrs-, Sanitäts-, Sicherheitspolizei, Kirchensachen u. s. w. Ein Amt hat gewöhnlich 10—20,000 Seelen. — Zur Besorgung der Geschäfte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, Führung der öffentlichen Grundbücher, zur Mitwirkung in Vormundschaftsachen, bei Theilungen, ja sogar bei der Grundstenerregulirung besteht eine eigene Magistratur, der Landoberschultheiß, auch ein Jurist, und zwar nach neuester Willkür ein Mann mit fester Besoldung, während der Staat die Gebühren für alle vorerwähnten Akte einstreicht. Rentabel ist dies Geschäft natürlich nicht.

Ein dritter unerläßlicher Posten in jedem Amt ist der Receipturbeamte, auch Rentmeister genannt, der Erheber und Verrechner aller öffentlichen Gelder, der Verwalter der nutzbaren Vermögensobjecte des Staats und der Domäne, auch Agent der Centralstaatskasse und der Landesbank. Die weiteren

Posten, in jedem Amte sich wiederholend, können wir übergehen, der Staat hat bei uns für Alles gesorgt und Alles angestellt und rangirt: Aerzte und Apotheker, Bautechniker und Forsttechniker, Meister in allem Wissen und Männer von allen Fähigkeiten. Alle fungiren als hohe Obrigkeit.

Nun war aber in unserm Herzogthum ein Amtsbezirk vorhanden, eine Enclave, abgetrennt von dem Hauptlande, die nur zwei Dörfer hatte und in beiden circa 1400 Seelen, 800 in dem einen, 600 in dem andern. Man konnte wegen der Entfernung keinem der Einwohner zumuthen, sein Gericht und seine Vorgesetzten überhaupt in dem Hauptlande zu suchen. Das war ein Weg von vielen Meilen; und doch hatte man im Interesse der Unterthanen denselben alle die staatlichen Wohlthaten wollen zu Theil werden lassen, wie den übrigen glücklichen Nassauern.

Man hat ihnen also ein eigenes Amt gegeben, und einen eigenen Landoberschultheiß, und einen eigenen Recepturbeamten, außerdem natürlich alle nöthigen Gesundheits-, Forst- u. s. w. Beamten. Das Amt freilich bestand nur aus dem Amtmann und einem Accessisten, der Landoberschultheiß hatte keinen Gehülfen, der Recepturbeamte keinen Secretär, alle drei Stellen vielleicht einen Schreiber gemeinschaftlich. Aber auch so war doch die Arbeit zu klein für drei Menschen; und es mußte sich die Befürchtung aufdrängen, daß einer den andern zu Tode ärgeren werde, um nicht selbst auf der vereinsamten Insel, rings vom Ausland umgeben, aus Mangel an Bewegung umzukommen. Da ist unseren Staatslenkern kluger Rath gekommen, und man hat alle drei Aemter einer Person übertragen und einen Mann bestellt, daß er Recht spreche und Verwaltung treibe,

die freiwillige Gerichtsbarkeit leite und das Steuerkataster aufstelle, Hypothekendbücher führe und alle und jede Leistung an den Staat oder von dem Staat einnehme, ausgabe und verrechne. Das ist manches Jahr so gegangen und, wenn es auch mißlich war, die Beschwerde gegen das Verfahren in der freiwilligen Gerichtsbarkeit ordnungsmäßig bei dem Amtmann anzubringen, da der *judex a quo* und *ad quem* eine und dieselbe Person waren, so hatte doch immer schließlich entweder der Beamte oder die Partei nachgegeben; und dann ging's mit einigem Schwanken ganz gut.

Da ereignete es sich, daß der Stammhalter einer alten Familie, die ihren Sitz auf der Bank irgend einer Ritterchaft im heiligen römischen Reich behauptet hatte, zum Amtmann in Reichelsheim, dieser einst nassauischen Enclave im Großherzogthum Hessen, ernannt wurde, dadurch zugleich die Functionen des Landoberschultheiß erhielt und auch Recepturbeamte sein mußte. Die drei Aemter drückten schwer.

Der neue Beamte sann darüber nach, wie er seine Lasten trage und nicht Verwirrung in die verschiedenen Angelegenheiten seiner drei Beamtungen bringe. Wie er es fertig brachte im Laufe der Zeit und sich wohllich einrichtete in dem einzigen Staatsgebäude seines Bezirks, das hätte nicht leicht ein Anderer ausdenken mögen, obwohl die Idee der deutschen Trias schon lange erfunden ist.

Zuerst ging er daran, seine Dreifaltigkeit äußerlich zu kennzeichnen und die Kanäle der dreifachen Thätigkeit gehörig zu trennen. In dem Amtshause befanden sich bald nachher an drei Thüren des Erdgeschosses drei Blechtafeln mit großen Inschriften: „Herzogliches Amt“, „Herzogliche Land-

oberschultheißerei“, „Herzogliche Receptur“, gewissenhaft wurden die Büreaustunden vertheilt und der Herr Amtmann arbeitete so viel Stunden in dem Zimmer des Amtes, um sodann als Beamter der freiwilligen Gerichtsbarkeit auf dem Bureau der Landoberschultheißerei zu sitzen und schließlich als Rentmeister Kassenbuch und Kassenschlüssel zu handhaben.

Hätten die nassauischen Beamten Uniformen tragen müssen, wie alle großherzoglich hessischen, die verschieden sind für jedes Departement und jeden Grad in dieser Hierarchie, so hätte der Herrscher von Reichelsheim noch zweimal des Tages seine Gewandung wechseln müssen — denn in Hessen z. B. ist sogar der Stoff so genau vorgeschrieben, daß der Oberstaatsprocurator als Vorgesetzter der Notare diesen in einem Rescripte die Heiligkeit der Dienstkleidung einschärfte und gleichzeitig zwei Muster von Sommerhosenstoffen nebst Adresse der Lieferanten beilegte. In Nassau dagegen, wo das Uniformirungssystem sich noch nicht bis zu diesem Culminationspunkt entwickelt hatte, brauchte er bloß durch eine Thür zu gehen, um die Metamorphose zu vollenden.

Der herzoglich nassauische Amtmann ist der Vertreter der Staatshoheit, im Range steht er also über allen Beamten des Bezirks, soweit aber seine speciellen Functionen nicht reichen, ist ihm der Rentmeister, der Medicinalrath, der Oberförster, der Baumeister coordinirt. Der Beamte der freiwilligen Gerichtsbarkeit steht unter dem ordentlichen Richter seines Bezirks, wird von diesem controlirt, ist ihm subordinirt. Das darf man nicht vergessen; und selbst der arme Beamte, der sich selbst subordinirt und coordinirt war, konnte das nicht.

Der Vorgesetzte rescribirt an den Untergebenen; jedes

Schriftstück des Amtmanns an den Verwalter der freiwilligen Gerichtsbarkeit ist ein Rescriptum. Die Vorgesetzten coordinirter Dienststellen schreiben an einander; ihre Correspondenz heißt „Schreiben“. Der subordinirte Beamte berichtet an die vorgelegte Stelle. Der Amtmann in Reichelsheim war in der glücklichen Lage, daß er an sich selbst berichten, schreiben und rescribiren konnte. Und das hat der Mann nicht unterlassen, und während die anderen Beamten, welche alle für Büreaaufwand ein Aversum beziehen, auf schlechtes Papier schreiben lassen und sich schlechte, d. h. billige Schreiber zu halten pflegten, sorgte der Reichelsheimer für das Aeußere seiner schriftlichen Ausfertigungen auf das Glänzendste.

Er hatte eine in ritterlichen Kreisen seltene banausische Neigung und trieb in seinen Mußestunden, deren er trotz der vielen Aemter immer noch viele des Tages hatte, die edle Buchdruckerkunst und so ließ er sich nicht verdrießen, in schönen großen Lettern die Köpfe seiner amtlichen Schreiben zu drucken und hatte daran eine dreifache Freude, denn es erquickt den Menschen das Bewußtsein, Schönes geschaffen zu haben, und es erfreut den Schreiber, auch äußerlich die Spur seiner geistigen Thätigkeit in schönem Gewand zu erblicken, und dem Adressaten macht ein schönes sauberes Schriftstück auch mehr Vergnügen als schlechtes Gekritzelt auf schlechtem Papier. In dieser Privatofficin entstanden darum zahlreiche Impressen und Formularien und auf schönem Papier die Köpfe der Berichte an Regierung, Staatsministerium, Finanzcollegium, Obergericht (Hof- und Appellationsgericht), Kriegsdepartement, Oberjägermeisteramt u. s. w., an alle Staats- und Hofstellen. Davon reichten aber stets wenige Exemplare aus, der Verkehr der

Localstellen unter einander ist natürlich bedeutender und seine schriftlichen Producte sind massenhafter. Dafür war ebenfalls gesorgt und schöne Bogen mit den zierlichen Aufschriften: „Das herzogliche Amt zu Reichelsheim an die herzogliche Receptur daselbst“, „An herzogliches Amt zu Reichelsheim, gehorsamster Bericht der herzoglichen Landoberschultheißerei daselbst“ lagen auf den verschiedenen Büreaus des einen und doch dreifältigen Beamten. Wenn ein Unterthan mit Hinterlassung minderjähriger Kinder gestorben, so machte der Bürgermeister davon vorschriftsmäßig die Anzeige an das Amt. Der Amtmann nahm einen sauberen Kopfbogen mit der Aufschrift: „Das herzogliche Amt an die herzogliche Landoberschultheißerei“ und schrieb darauf: „Ich beauftrage Sie mit der Vornahme der Inventarisation und Theilung und sehe der Vorlage der Theilungsakten innerhalb vier Wochen entgegen.“ Er hatte sich selbst einen Auftrag gegeben und nachdem er ihn vollzogen, nahm er einen Bogen mit der Aufschrift: „An herzogliches Amt, gehorsamster Bericht der herzoglichen Landoberschultheißerei“ und schrieb darauf, nachdem er rechts oben die Rubrik gesetzt: „die entstandenen Akten lege ich gehorsamst vor.“ Er theilte sich selbst Akten mit. Auf dem einen Bureau sitzend, schrieb er an die herzogliche Receptur, indem er die Liste der bestraften Feldrevler zur Erhebung und Verrechnung der Geldstrafen mittheilte, und der Büreaudiener siegelte den Brief und adressirte ihn: „An herzogliche Receptur dahier“ und trug ihn hinaus aus der Amtsstube und hinüber über die Hausflur in das Local der Receptur und legte ihn dort auf den Tisch, damit nachher

der Herr Rentmeister ihn finde, mit dem praesentatum ver-
sehe und registriere. Adressant und Adressat sind eine physische,
aber zwei moralische Personen und die Erscheinung, daß der
Briefsteller auch selbst sich die Antwort schreibt, dürfte nicht
leicht so oft vorgekommen sein, als in der nassauischen Enclave
in der Wetterau.

Die Details dieser amtlichen Thätigkeit und die seltsame
Sprache des Herrn Amtmanns, wenn er einen „gehorsamsten
Bericht“ des herzoglichen Landoberschultheißen nunmehr zum
dritten Male in Erinnerung bringen mußte, die Rescripte des
Amtmanns an den Landoberschultheißen, wenn er zufolge
seiner Dienstverpflichtung die ganze Verwaltung der freiwilligen
Gerichtsbarkheit einer sorgfältigen Controle unterzogen hatte
und allerlei zu tadeln fand, sind nicht in die Oeffentlichkeit
gedrungen; es waltete darüber das Dienstgeheimniß und das
mag gut sein; der geneigte Leser kann sich ohne Sorge das
Fehlende ergänzen: Zwiegespräche zweier Seelen in einer Brust.

Manches Jahr ist das so fortgegangen und mehrentheils
wohl in Ordnung; die verschiedenen Behörden unter einem
Dache und einem Kopfe haben sich vertragen; das Gegentheil
ist wenigstens nicht bekannt geworden. Wo aber die Keime
zu einer Verwicklung liegen, findet sich die Gelegenheit, und
so ging es auch hier.

Der herzogliche Landoberschultheiß, der Beamte der frei-
willigen Gerichtsbarkheit in Reichelsheim, hatte eines Tages
ein Testament aufgenommen, worin ein kinderloser Unterthan
die Erbfolge nach seinem Tode zu ordnen suchte. Wie es
gesetzliche Vorschrift ist, hatte der Landoberschultheiß das
Testament zu den amtlichen Depositen gegeben, d. h. es bei

sich selbst hinterlegt. Der Testator ist bald darauf mit Tode abgegangen, und wie es ebenfalls das nassauische Gesetz vorschreibt, wurde das Testament beim Amte in Gegenwart der Intestaterben geöffnet und verkündet. Was aber der Testator gewollt hatte, daß nach seinem Tode seine Erben in Frieden und mit Vernunft nach den Bestimmungen des Testaments sich auseinander setzen sollten, das traf nicht zu, wie so häufig die letzten Wünsche der Menschen vereitelt werden. Die Erben geriethen in einen Proceß, und das Testament gerieth in die Akten, es war ein Beweisstück und seine Auslegung ein Hauptgrund der Entscheidung. Und die Entscheidung hing von dem herzoglichen Amte ab, das in erster Instanz Urtheil sprechen mußte.

Der herzogliche Amtmann gab sein Urtheil ab; und es mußte einer oder beiden Parteien nicht gefallen haben, denn es wurde dagegen Appellation angezeigt und ging diese an das vorgesetzte Obergericht, das Appellationsgericht zu Dillenburg. Die Akten wurden dahin gesandt und das neue Urtheil gesprochen. Mit einer Abschrift dieses Erkenntnisses kehrten die Akten zurück, und in einem Rescripte hatte diesmal das Obergericht zu Dillenburg das herzogliche Amt angewiesen, wegen eines Formfehlers oder einer Nachlässigkeit in der Redaction des bewußten Testaments dem Landesoberschultheißen einen Verweis zu ertheilen und denselben aufzufordern, in Zukunft streng nach der Vorschrift zu verfahren. Der Beamte hatte natürlich nun einen der schönen Kopfbogen vor sich zu legen und diesen Verweis dem hohen Auftrag entsprechend an seinen Untergebenen zu richten; es mag sein, daß er sich nicht gefreut hatte, einen solchen Auftrag zu erhalten; Thatsache

aber ist es, daß er erst in Aerger ausbrach, als er nach einigen Stunden den sich selbst erteilten Verweis auf seinem andern Arbeitstisch, an welchem er sich als Landoberschultheiß fühlte, vorfand und zur Kenntniß nahm. Der Landoberschultheiß konnte nun vor Aerger nicht mehr ruhen, er setzte sich sofort hin und berichtete eine lange und gelehrte Vertheidigung an das Amt und setzte darin aus einander, warum er also verfahren bei Abfassung des Testaments und bat schließlich, diese seine Remonstration an das Obergericht gelangen zu lassen. Was in dem Mann kochte, war nunmehr heraus, es stand auf schönem Papier und der Büreaudiener siegelte es, adressirte es und trug es hinüber in das andere Zimmer, wo der Herr Amtmann zu sitzen pflegte. Nach einiger Zeit fand sich auch der Amtmann ein und erbrach den Bericht des Landoberschultheißen und ohne einen Schein von Parteilichkeit legte er die Vertheidigung mit einem Berichte dem Obergericht vor.

Dasselbe muß nun im Recht gewesen sein, oder die Gründe des großen Juristen und Praktikers nicht gewürdigt haben; es rescribirte, daß es bei dem Verweis bleiben sollte und in Zukunft anders verfahren werden müßte. Auch diesen harten Bescheid theilte der Amtmann in großer Seelenruhe dem untergeordneten Landoberschultheißen mit, und es war erst an diesem zu ergrünnen und mit heftiger Feder dem Gerichtshof zu Leibe zu rücken, der in seiner Allwissenheit glaube, keines Menschen Gründe hören zu dürfen. Es mag diese zweite Remonstration etwas unhöflich gewesen sein, und es sollen überhaupt die Juristen beim Streiten über wissenschaftliche Sätze oder deren Anwendung auf einzelne Fälle zuweilen in kleine Anzüglichkeiten gerathen, — zum

Beweis die bekannte quaestio Domitiana und die Antwort des Juventius darauf — oder war der Herr Referent am Obergericht sehr empfindlich gegen Angriffe auf seine Autorität, genng, es erging von Neuem ein Rescript an das Amt, worin dem Landoberschultheißen der Verweis wiederholt bestätigt und ihm nebenher wegen einiger bitteren Bemerkungen über den ganzen Rescriptsproceß eine Disciplinarstrafe von fünf Gulden ausgesetzt wurde. Der Amtmann mußte die Strafe in das Strafmanual eintragen, und er hat dies, wie die Geschichte in ihrem Verlauf zeigt, redlich gethan, jedenfalls auch sein in einer andern Beamtung steckendes Selbst durch Rescript benachrichtigt.

Nun wäre die Sache ja wohl erledigt gewesen, wenn einestheils der Herr sich über den Verlust von fünf Gulden hätte trösten können und andernteils nicht noch eine Instanz übrig war, die schützen konnte gegen solche mißverständene Anwendung der Disciplinargewalt.

In dem gewesenen Herzogthum Nassau konnte Jeder, der mit irgendwelcher Strafe von dem Gericht oder im Disciplinarweg, ja von dem Bürgermeister als Ortspolizeirichter belegt worden war, dagegen die Gnade des Souveräns anrufen; er konnte dies nicht blos, sondern bei jeder wenigstens gerichtlichen Verurtheilung mußte der Richter dem Condemnaten seine Zuständigkeiten genau bezeichnen und nöthigenfalls erklären, und zu diesen Zuständigkeiten gehörte der Gnadenweg.

Der Herzog hatte sein schönstes Recht theilweise dem Ministerium übertragen, einer Behörde, die unter dem Titel „Haus- und Staatsministerium“ eine Recursinstanz über

die verschiedenen Departements bildete und auch die Functionen des Justizministeriums hatte; dieses Ministerium, besetzt mit einem Minister, der sich seine Qualifikation als heffischer Cavallerieofficier erworben, und einigen Rätthen, entschied auf Gnadengesuche, wenn die Strafe nicht mehr betrug als 30 Gulden an Geld oder 28 Tage Gefängniß.

Der arme bestrafte Landoberschultheiß suchte um gnädigen Erlaß seiner Geldstrafe nach, und wie es so gieng, hatte das Gesuch in der Canzlei des Ministeriums kein anderes Schickjal, als daß es der vorgesetzten Behörde zum Bericht verschrieben wurde, und es hatte der dreifache Gewalthaber in Reichelsheim nunmehr über sein eigenes Straferlaßgesuch zu berichten, und er mochte wohl fühlen, daß auf seinen gut motivirten Antrag viel ankommen könne.

Während dieser Manipulation war nunmehr ein Monat zu Ende gegangen und es hat am Schlusse eines jeden Monats jeder Beamte einen Auszug seines Strafmanuals der oberen Finanzbehörde vorzulegen, welche denselben festsetzt und der betreffenden Erhebungsstelle, der Receptur des Amtes, zur Erhebung überträgt. Und so geschah es auch diesmal, und das Finanzcollegium zu Wiesbaden beauftragte den Recepturbeamten in Reichelsheim, die im Strafmanual des Amtmannes angelegte Strafe von dem Landoberschultheißen zu erheben. Die Recepturen haben Untererheber, welche nur im Vertragsverhältniß zu den Recepturbeamten stehen und von den erhobenen Steuern, Strafen, Gefällen eine Provision beziehen. Dieser Untererheber erhielt denn hier von dem Recepturbeamten, der stets dieselbe Kleidung trug, wie sein anderes Selbst der Amtmann oder seine dritte Inkarnation

der Landoberschultheiß, den Auftrag, fünf Gulden Strafe von dem Landoberschultheißen zu erheben und abzuliefern. Aber damit war der Condemnat nicht einverstanden, sondern erwirkte sich bei dem Amtmann eine Bescheinigung, daß er ein Gnadengesuch eingereicht habe, und damit bis zur erfolgten Entschließung hierauf eine Sistirung des Beitreibungsverfahrens. Als dann so die unmittelbare Gefahr einer finanziellen Execution sich verzogen, machte sich der Amtmann daran und berichtete eingehend über sein als Landoberschultheiß eingereichtes Straferlaßgesuch und soll in diesem Berichte in unparteiischer Auseinandersetzung endlich gefunden haben, daß er als Landoberschultheiß ohne Fehl und streng gesetzlich gehandelt und in seinen Remonstrationen gegen die obrichterlichen Verweise den passenden Ton nicht verlegt.

Und so ging dieser Bericht ab und das herzogliche Amt setzte von dessen Abgang vorsorglich die herzogliche Receptur in Kenntniß, damit sie sich ungefähr denken könne, wie lange sie die Beitreibung der Geldstrafe gegen den Landoberschultheißen sistiren dürfe. Denn es darf hier nicht verschwiegen werden, daß die schönen Kopfbogen aus der eigenen Druckerei des Herrn Amtmanns, Landoberschultheißen und Rentmeisters jeden der drei Gewalthaber in der Dreieinigfeit zu calligraphischen und stilistischen Uebungen nur zu leicht verführten. Es währte aber lange mit der Entscheidung auf das so eigenthümlich eingeführte Straferlaßgesuch; der Recepturbeamte, der gern seine Restanten schwinden sah, mahnte öfters den Schuldner und erhielt die amtliche Antwort, daß noch nicht decredirt sei auf die Eingabe; auch der Herr Amtmann soll erbittert gewesen sein über die Verzögerung; nur der Herr

Landoberschultheiß habe immer gelächelt und sich gefreut, denn so lange die Entscheidung auf sich warten ließ, so lange behielt er seine fünf Gulden in der Tasche. Aber es sollte Alles anders kommen, als der dreieinige Beamte sich vorgestellt hatte, und kam recht hart.

Die herzoglich nassauischen Beamten der Justiz in unterster Instanz standen in Disciplinarsachen nicht unter den Gerichten, sondern unter der Verwaltung, da sie gleichzeitig Verwaltungsbeamte waren und die Verwaltung als die Hauptsache, die Rechtsprechung immer nur als ein Nebengeschäft betrachtete. Die oberste Verwaltungsbehörde hieß die Landesregierung und hatte etwa die Functionen eines Ministeriums des Innern. Mit dieser, also dem Amte zu Reichelsheim vorgesezten Behörde hatte das Appellationsgericht zu Dillenburg, welches die Strafe über den Landoberschultheiß verfügt hatte, sich in Benehmen gesetzt, als es das Straferlaßgesuch mit dem schönen Berichte des Amtes erhielt, und da ihm die Correspondenz einer Person in amtlicher Stellung mit sich selbst doch zu scherzhaft erschien, auf eine Untersuchung dieses Curiosums angetragen. Und diese harte Regierung ließ die Akten einfordern, und so sehr der Herr Amtmann betheuerte und nachwies, daß Alles in Ordnung sei, Alles nach Gesetz und Brauch hergegangen sei, fand sie das ganze Manöver schlecht geeignet, eines Beamten Ansehen zu fördern, sie tadelte es unerbittlich und setzte dem ordnungsliebenden Mann, der unter der Last dreier Aemter, um die verschiedenen Geschäfte nicht zu verunmischen, sich selbst getheilt hatte, eine empfindliche Geldstrafe an.

Von da an soll er an sich selbst nur in solchen Sachen

geschrieben haben, wo er nicht auch Partei war, also volle Unparteilichkeit in allen drei Aemtern wahren konnte, doch stets besorgt gewesen sein, Akten, in denen solche Selbstgespräche vorkommen, der Cognition der Oberbehörden so viel als möglich zu entziehen.

Jetzt ist der gute Mann gestorben, kurz darauf ist auch das Herzogthum Nassau verschwunden. Es mag aber noch ähnliche Zustände auch anderswo im deutschen Reiche geben. Gott bessere es!



6.

Vom deutschen Rechtswirrwarr.

(Geschrieben 1874.)



Vom deutschen Rechtswirrwarr.

Motto:

„Bellum importunum gerimus.“

Virgil. Aeneid. XI, 305.

Wenn hin und wieder die Nothwendigkeit oder die Möglichkeit eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs für ganz Deutschland bestritten wird, so beruht das auf einer Unkenntniß notorischer Thatsachen, wie deren doch Jedem, der in der juristischen Praxis thätig ist, auf Schritt und Tritt aufstoßen. Zum Belag für diese Meinung will ich zwei Beispiele anführen, das eine aus Nord-, das andere aus Süddeutschland. Beide sind von solcher Beschaffenheit, daß auch Nichtjuristen sehr wohl darüber zu urtheilen vermögen, ob solche Zustände verdienen erhalten und gepflegt zu werden oder ob auch auf sie das Wort Anwendung leidet:

„— Was besteht,
Verdient, daß es zu Grunde geht.“

Der erste Fall ist folgender:

An dem königlichen Oberappellationsgericht in Berlin, dem obersten Gerichtshofe für die neuen Provinzen Preußens, schwebt dermalen ein Erbschaftsproceß aus einem Orte in Nordschleswig. Es herrscht unter den Parteien Streit darüber, nicht was in diesem Ort für ein Recht gilt, sondern was auf der Stelle, auf welcher der Mann, um dessen Erbschaft es sich handelt, gestorben ist, Rechtens sei, ob

namentlich dort entweder schleswig'sches Recht, oder jüt-
ländisches oder dänisches gelte. Denn alle drei Rechte
kommen dort neben einander vor; und es ist heutzutage sehr
schwer zu ermitteln, unter welchem Rechte die betreffende Stelle
stehe. Davon hängt aber die Entscheidung des Processes ab.
Denn nach dem einen Recht concurriren bei entfernteren
Seitenverwandten die Neffen mit ihrem Oheim, nach dem
andern schließt der letztere die ersteren aus.

Dazu kommt aber noch, daß sowohl das jütländische Recht
(Jütisches Law) als auch das dänische in einer fremden Sprache
abgefaßt sind; und daß es als ein glücklicher Zufall und als
eine seltene Ausnahme zu betrachten ist, wenn unter den
Richtern oder den Anwälten, welche hier in dieser Sache zu
fungiren haben, Jemand etwas von den Sprachen versteht, in
welchen das von ihm anzuwendende Gesetz abgefaßt ist.

Der zweite Fall spielt in einem Dorfe der bayerischen
Provinz Mittelfranken. Dieses Dorf zählt 52 Häuser, welche
von Alters her numerirt sind. In alten Zeiten gehörte das
Dorf theils zum Gebiete des Deutschen Ordens, theils
zu dem der Grafen und später Fürsten von Dettingen.
In Folge dessen gilt in den und jenen Hausnummern Deutsch-
Ordens-Recht und in den übrigen fürstlich öttingen-
sches Recht. Der Inhalt dieser Rechte ist sehr schwer zu
ermitteln. Manchmal aber hüllten sich dieselben gänzlich in
ein weißes Schweigen. Nun galt früher für den Fall, daß
das Territorialrecht schwieg, gemeines deutsches Recht.
Da aber ein Theil des Ortes auch einmal preußisch war (in
Folge des Landesvergleichs von 1796), so nahm man an, daß
in diesem Theile subsidiär das preußische Landrecht gelte.

Danach galt also schon in den 52 Häusern (mehr zählte das Dorf nicht) viererlei Recht. Damit war es aber noch nicht genug. Man ermittelte weiter, daß auch die Markgrafen von Ansbach einige Besitzungen in dem Dorfe gehabt hatten, und auf diesen mußte natürlich ansbachisches Recht gelten. Es fragte sich nur noch, ob, als die betreffenden Häuser aufhörten ansbachisch zu sein und preußisch wurden, dort das ansbachische Recht verblieben oder das preußische eingeführt worden sei. Mit großem Zeit- und Kraftaufwande gelang es zu ermitteln, daß das erstere der Fall sei, und daß sonach in den betreffenden Häusern noch ansbachisches Recht gelte.

So viel mußte über die territorialrechtliche Topographie vorausgeschickt werden.

Nun der Fall:

Ueber das Vermögen des Bauern in dem Haus Nummer 36 wurde Concurſ erkannt. Seine Frau wollte in dem Concurſ ihr Einbringen zurückfordern, was sie nach ansbacher Recht kann und nach öttinger nicht kann.

Die Frau reicht ihre Klage ein. Der Richter hat zu ermitteln, zu welchem Gebiet das Haus 32 gehört, und was dort für ein Recht gilt. Zu diesem Zwecke müssen nicht nur die gewöhnlichen literarischen Hülfsmittel zur Hand genommen werden, sondern man muß auch auf die alten Landesvergleiche und Grenz-Purificationsprotocolle vom Ende des vorigen Jahrhunderts zurückgreifen und zu diesem Zwecke die Archive Bayerns und Preußens durchstöbern.

Endlich ist das große Werk gelungen. Man hat darüber viel Zeit und Geld verthan, vielleicht mehr Geld, als nöthig

war, um die arme Bauerfrau wegen ihrer bescheidenen Ansprüche zufrieden zu stellen. Natürlich ist durch diese Procedur das ganze Concurverfahren gehemmt worden, und die Gläubiger, welche Jahre lang vergeblich auf die Bertheilung der Masse warten, verwünschen sowohl das öttinger als auch das Ansbacher Recht in den tiefsten Abgrund der Hölle.

Aber, wie gesagt, endlich hat man es doch mit allem Aufwand juristisch = historisch = diplomatisch = kritisch = hermeneutischen Scharffinnes herausgebracht: In dem Hause Nummer 32 gilt ansbachisches Recht. Die gute Bäuerin glaubte, nun werde sie ihr Geld bekommen.

Allein sie hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Nachträglich stellte sich heraus, daß im Laufe der Zeit die Nummern gewechselt hatten, und daß das Haus, in welchem der Bauer das Einbringen seiner Frau vergeudet und Bankerott gemacht hatte, ursprünglich nicht die Nummer 32, sondern die Nummer 36 ist. Und nun muß die ganze Sache wieder von vorne anfangen. Wann sie zu Ende geht, kann man nicht wissen. Denn sie muß noch durch die Instanzen.

Das verhängnißvolle Haus, welches 32 heißt und 36 ist, und von welchem man nicht weiß, was darin für ein Recht gilt, steht noch heute. Ein anderer Bauer hat es aus der Concursmasse erworben. Wenn aber heute sein Sohn in das Haus heirathet, so weiß das junge Ehepaar nicht, unter welchem ehelichen Güterrechte es steht; wenn es sich darüber vergewissern und seine Einrichtungen danach treffen will, so muß es abwarten, bis jener Fall von den Gerichten entschieden sein wird.

Allein auch das gewährt noch keine volle Sicherheit.

Dem dieses Urtheil gilt nur für die Parteien in jenem Concurs; und möglicher Weise wird in Zukunft ganz anders entschieden, je nachdem sich irgend eine anderweitige neue Nachricht in den alten Vergleichen, Verträgen, Recessen und Grenzregulirungs- und Purificationsprotocollen, oder sonst etwas der Art in den Archiven vorfindet.

Was soll man von solchen Zuständen sagen?

Die bayerische Justiz war früher übel berufen. Bayern hat in der ernstlichen Absicht, diesen Mißstand abzustellen, sich eine gute Proceßordnung gegeben. Richter und Anwälte wetteifern in dem Bestreben, derselben eine gute Anwendung zu sichern.

Aber was hilft das angesichts einer solchen Confusion und Verwilderung des materiellen Rechts? Welche Zeit und Kraft, welches Geld und welcher Lebensmuth wird nicht darüber vergendet! Welche Rechtsunsicherheit, wie viel Täuschungen und Leiden, wie viel Unglück und Elend gebiert nicht ein so unvernünftiger Zustand! Lasse man immerhin den Liebhabern von Antiquitäten und Curiositäten das Vergnügen, darüber nachzuforschen, ob das Haus Nummer 32 früher einen Dettinger oder einen Ausbacher seinen „gnädigen Herrn“ zu nennen die Ehre hatte. Aber man befriedige solche Liebhabereien auf seine eigenen Kosten und nicht auf Kosten der Nation. Die letztere hat ein Recht darauf, daß ihre Gesetzgeber sie von jenen faulen Niederschlägen des sinkenden Mittelalters und der Zopfzeit befreien und ihnen ein allgemeines bürgerliches Gesetzbuch geben, welches die Einheit und Freiheit des menschlichen Verkehrs garantirt und dem heutigen Kulturzustande entspricht.

7.

Zur Geschichte von Thron und Altar in Deutschland.

(Geschrieben Mai 1871.)



Bur Geschichte von Thron und Altar in Deutschland während der letzten zwanzig Jahre.

Motto:

„Varium et mutabile semper.“

Virgil. Aeneid. lib. IV, vers. 567.

Dr. Emil Friedberg (ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Leipzig), *Der Staat und die katholische Kirche im Großherzogthum Baden seit dem Jahre 1860. Mit amtlichen Aktenstücken.* (Leipzig, Dunder und Humblot, 1871.)

Wenn unsere Aufmerksamkeit nicht von der Politik absorbiert würde, so könnten wir uns kaum der Wahrnehmung verschließen, daß das letzte Vierteljahrhundert auch auf kirchlichem Gebiete ein bewegtes war, und daß namentlich die Frage über das Verhältniß zwischen den Religionsgesellschaften und den Staaten, wenngleich sie bis jetzt ohne einen als definitiv zu betrachtenden Abschluß geblieben, doch auf das Vielfachste ventilirt worden ist, sowohl auf dem Felde der Meinungen, als auch auf dem der Thatsachen, der Kämpfe und der Experimente.

Ich will nicht von den romanischen Staaten sprechen, in welchen man heute die ewige und unverlegliche Solidarität zwischen Thron und Altar proclamirt, morgen die Kirchengüter confiscirt und unter den Hammer bringt, um die Staatsfinanzen aufzubessern, und übermorgen abermals zu dem ent-

gegengesetzten System überspringt. Ich will nicht von denjenigen Dynastien reden, welche ihren durch eigene Mißregierung gefährdeten Thron bei den Klerikalen glaubten versichern zu können und sich endlich, trotz der Höhe vielleicht auch wegen der Höhe der Versicherungsprämie, welche sie auf Kosten des Staates zu Gunsten der Dynastie an die Kirche bezahlten, doch in ihren Erwartungen getäuscht sahen, indem sie entweder der Republik oder einem „Usurpator“ den Platz räumen mußten. So die italienischen Kleinstaaten und Spanien. Ich will auch nicht von Italien sprechen, das sich in resultatlosen Experimenten und Verhandlungen mit dem Papste erschöpft, welchem es begreiflich machen will, sein weltliches und sein geistliches Regiment hätten nichts mit einander zu schaffen, während der heilige Vater unerschütterlich an der Ueberzeugung des Gegentheils festhält und auf nichts Anderes bedacht ist, als Bundesgenossen zu finden, welche dem Rè galantuomo die kirchenstaatliche Beute wieder abnehmen.

Beschränken wir uns auf Deutschland, so finden wir während des letzten Menschenalters eine ununterbrochene Bewegung auf dem Gebiete des Staatskirchenrechts, namentlich auch in Betreff des Verhältnisses der römisch-katholischen Kirche zu den deutschen Staaten. Oesterreich zerrüttet durch inneren und äußeren Krieg, wirft sich dem Klerus ganz in die Arme. Es schafft die constitutionelle Verfassung ab und ersetzt dieselbe durch das Concordat; das letztere am 18. August 1855 zwischen dem päpstlichen Nuntius und Cardinal Viale Pelsa, als Vertreter des Papstes, und dem Erzbischof Josef von Rauscher, als Vertreter des Kaisers von Oesterreich abgeschlossen, unterwirft auf allen denjenigen Gebieten, auf welchen

Kirche und Staat einander berühren, den Staat der Herrschaft der katholischen Kirche und gönnt ihm nur die Rolle eines vom Klerus begünstigten und privilegierten Executors. Die Regierung von Oesterreich war sich vollkommen bewußt, welche Opfer sie hier brachte, allein sie erblickte in dem Concordat den einzigen Rettungsanker, welcher etwa im Stande sein könnte, mittelst des Bandes des Glaubens die heterogenen Völkerschaften, welche auseinander strebten, noch zusammenzuhalten. Denn der Metternich'sche Absolutismus, welcher dies durch andere Mittel fertig brachte, und deshalb des Beistandes der Kirche entrathen konnte, war in den Stürmen der März-tage untergegangen. Damals, zu Zeiten des Ministeriums Bach, pries die officiële Presse in Oesterreich und die öster-reichische Presse in Deutschland das Concordat als die „Magna charta des verjüngten Oesterreich, ewig in ihrer Dauer und in ihrer Autorität und Geltung allen anderen bereits bestehenden und künftig zu erlassenden Gesetzen des Staates vorangehend.“ Da dermalen die klerikale Partei in Deutschland für Grundrechte und Pressfreiheit schwärmt, so ist es am Platze daran zu erinnern, was jenes Concordat in diesem Betreff vorschreibt, jenes Concordat, für das unsere Klerikalen vor fünfzehn Jahren schwärmten und heute noch schwärmen. Das Concordat hielt es für nöthig, der „schriftstellerischen Vermessenheit“ Zügel anzulegen, die Censur wieder einzuführen, dieselbe jedoch nicht dem Staate, sondern dem Papst, den Erzbischöfen, den Bischöfen und den Ordinarien zu übertragen, und dem Staat nur die Verpflichtung aufzuerlegen, die Befehle der geistlichen Censoren zu vollstrecken. Der Artikel IX. des österreichischen Concordats schreibt vor: „Erzbischöfe, Bischöfe und alle Ordinarien werden

die denselben eigene Macht mit voller Freiheit üben, um Bücher, welche der Religion und Sittlichkeit verderblich sind, als verderblich zu bezeichnen und die Gläubigen vom Lesen derselben abzuhalten. Doch auch die Regierung wird durch jedes dem Zwecke entsprechende Mittel hindern, daß derlei Bücher im Kaiserreiche verbreitet werden.“ Und um die Sache ganz außer Zweifel zu stellen, heißt es in den beigegebenen Separatartikeln unter Nummer 9: „Die Unterdrückung religions- und sittengefährlicher Bücher ist eine gemeinsame Angelegenheit der Kirche und des Staats, und der erhabene Kaiser wird kein Mittel unversucht lassen, sie von seinem Reiche fern zu halten. Er wird daher für die Ausführung der Gesetze zur Zügelung der schriftstellerischen Vermessenheit Sorge tragen und die Wünsche der Bischöfe in diesem Betreff einläßlich berücksichtigen. Bis zum Jahre 1848 bestand in Oesterreich eine sehr strenge Präventivcensur. Dieselbe bewies sich aber für viele Provinzen des Reichs als eine den Zweck nicht vollständig erreichende. In dem venetianischen und lombardischen Gebiete ist es viel leichter, schlechte Bücher auszuschießen, als in den deutschen und ungarischen Provinzen, welche eine große Anzahl von Katholiken zu Bewohnern haben. In Italien ist auch größere Strenge geboten, weil Vieles noch neu ist und einen Verführungszweig ausübt, was in Deutschland nur mehr einen Ekel erzeugt.“ Das ist die Pressfreiheit des Concordats, das einzig gerechte und vollkommene klerikale Grundrecht.

Heute ist jenes Concordat, das „ewig in seiner Dauer“ sein sollte, schon halb vergessen. Es ist längst formell außer Kraft gesetzt, aber es ist den in wilder Hast aufeinander

folgenden österreichischen Ministerien noch nicht gelungen, ein Definitivum zu finden, welches materiell an seine Stelle tritt. „Der Kaiserstaat muß es erleben, daß der Kerns seine Gesetze für null und nichtig erklärt“ und sie thatsächlich ignorirt, indem er „via facti vorschreitet“. Gegen die Geistlichen, welche dies thun, erhebt zwar die Regierung Klage, die Gerichte verurtheilen auch, aber nachdem die Verurtheilung kaum erfolgt, und bevor noch der Gnadenweg vom Verurtheilten betreten, ist die landesherrliche Begnadigung schon zur Stelle.

Die deutschen Kleinstaaten pflegten in dem Jahrzehnt von 1855 bis 1865 in den Spuren Oesterreichs zu wandeln. Namentlich galt dies auch von den südwestlichen Staaten oder, um die Sprache der römischen Kurie zu sprechen „von der oberrheinischen Kirchenprovinz“. Die Regierungen von Baden, Württemberg, beiden Hessen und Nassau traten mit Rom in Unterhandlungen über Concordate. Ihre Beweggründe waren verschiedene. Als auf alle zutreffend kann man vielleicht folgende Situation betrachten:

Bis zum Jahre 1848 hatte man dort ein polizeilich-patriarchalisches Regiment geführt. Derselbe Druck lastete auf allen. Man erwies wohl der katholischen Kirche wohlwollende Gefälligkeiten, aber man erkaute keine „Rechte“ derselben an. Der Sturm der Märztagte brach die Fülle der liliputanischen Allgewalt der Polizei; und Niemand war mit mehr Eifer, Geschick und dauerndem Erfolg dahinter her, die „Früchte der glorreichen Erhebung“ — später bediente man sich minder schmeichelhafter Ausdrücke — zu ernten, als die katholische Kirche. Als die Gewässer der Bewegung sich verlaufen hatten, zeigte sich die Emancipation der Bischöfe

von der Staatspolizei und ihre Allgewalt über den Kuratklerus als eine vollendete Thatfache. Die während der Reaktionszeit sich „erstarkt“ fühlenden Regierungen zogen nun die Zügel schärfer an, um die verlorene Gewalt wieder zu gewinnen. Allein sie hatten sich, gerade durch ihre Reaction, die öffentliche Meinung entfremdet. Die Bevölkerung sah jenem Kampfe zwischen den Regierungen und dem Klerus, welchen man den „oberrheinischen Kirchenconflict“ nannte, kühl bis ans Herz hinan, ja fast schadenfroh zu. Mochte der Kampf ausgehen, wie er wollte, sie glaubte nichts dabei gewinnen zu können. Siegte die Regierung, so wuchs die polizeiliche, siegte der Klerus, so wuchs die hierarchische Reaction. Von 1852 ab wogte der Kampf, welcher seitens des Episkopats mit Bann und Interdict, seitens der Regierungen mit Temporalien Sperre und allerlei criminalistischen und polizeilichen Untersuchungen und Verurtheilungen geführt wurde, Jahre lang unentschieden hin und her. Gefündigt wurde auch hier inner- und außerhalb von Rions Mauern. Inzwischen wuchs der Einfluß Oesterreichs auf die Regierungen und die Sympathien für Preußen bei der Bevölkerung. Das Jahr 1859 brachte die „deutsche Frage“ wieder in Fluß und schuf den Nationalverein, vor welchem die Regierungen ein geheimes Grauen empfanden. Das Schutz- und Anlehnungsbedürfniß, die bis zur Euthanasie gesteigerte Sehnsucht nach Frieden, der Widerwillen gegen die liberalen und nationalen Parteien, die Neigung zu Oesterreich trieben die Regierungen zu Concordaten, welche theils abgeschlossen, theils in Unterhandlungen begriffen waren, als die Landtage dieser Staaten intervenirten, um diese Frage als zu ihrem Ressort, als in den Bereich der Staatsverfassung und Gesetz-

gebung gehörig, zu reclamiren. Damit trat denn der Rückschlag ein. Die Regierungen ließen die Concordate fallen. Einige thaten diesen Schritt definitiv und mit ehrlicher Entschiedenheit. Andere mit geheimen Vorbehalten und Reticenzen. Unter den letzteren verständigten sich die Einen mit dem Clerus über einen gewissen *modus vivendi*, welcher factisch beobachtet, aber nicht schriftlich beurkundet wurde. Die Anderen schlossen einen geheimen Vertrag, worin sie ihrem Bischof mehr zugestanden, als der Papst begehrt hatte; und als die Landstände endlich Kenntniß von diesen dunkeln Verabredungen erhielten und dieselben aufochten, kündigten sie öffentlich den Vertrag, um ihn dafür im Stillen von neuem zu bekräftigen und zu halten. Eine Geschichte des Verhältnisses der katholischen Kirche zu dem Großherzogthum Hessen während der zehn Jahre von 1850 bis 1860, namentlich aber eine Parallele zwischen den Verhandlungen, welche der hessische Minister Freiherr v. Dalwigk öffentlich mit dem Landtag, und denjenigen, welche er heimlich mit dem katholischen Bischof, Freiherrn v. Ketteler in Mainz gepflogen, gehört zu den interessantesten Kapiteln des kirchlich-politischen Mikrokosmos in Deutschland. Leider hat Herr v. Dalwigk durch die Vorschläge, welche er in Betreff seiner Nachfolger mit so großem Erfolge gemacht hat, dafür gesorgt, daß es vorerst noch nicht möglich ist, diese Geschichte zu schreiben.

Auch das Königreich Württemberg hat im Stillen den Frieden mit dem Clerus gesucht und eine Zeit lang sogar geprahlt mit der „*concordia imperii et sacerdotii*“, deren es sich erfreue, im Gegensatz zu der in Baden herrschenden „*discordia*“. Trotzdem sind auch ihm bittere Erfahrungen

nicht erspart geblieben. Der Bischof von Rottenburg wurde gerade um seiner regierungsfreundlichen und friedlichen Gesinnungen willen in Rom heftig verklagt und der Geist der kirchlichen Bildungsanstalten Würtembergs wurde als ein halbkeiserischer verdächtigt. Der friedliebende Bischof starb lieber, als daß er Krieg anfing, und in Betreff der Lehranstalten begünstigte sich die Regierung mit einigen Concessionen der römischen Curie, anstatt ihre Staatshoheitsrechte zu wahren. Baiern hat, obwohl dort seit langen Jahren das Verhältniß zwischen Staat und Kirche durch ein Concordat geregelt ist, welchem selbst der klerikale Abgeordnete Greil im Reichstage ein solches Lob spendet, daß er es allen „Grundrechten“ vorzieht, schwere Conflictte nicht vermeiden können. Die Klerikalen haben versucht, die Regierung lahm und das Budget trocken zu legen; und der bayerische Schulstreit ließ an Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig.

Auch Preußen hat gegenüber der katholischen Hierarchie höchst eigenthümliche Phasen durchgemacht. Nachdem es sich in dem Kölner Erzbischofsstreit einigermaßen polizeilich verhalten, dann den Rückzug angetreten und auf dem Wege des dilettirenden Experimentirens Verständigung gesucht, aber nicht gefunden hatte, wurde es durch das Jahr 1848 überrascht, in welchem man, da leider Preußen das Betreten wirklich constitutioneller Bahnen bis dahin verabsäumt hatte, sich genöthigt sah, nach fremden Schablonen zu greifen. Man ergriff die belgische; und in Folge dessen erfreut sich die katholische Kirche in Preußen einer so privilegirten und unabhängigen Stellung, wie in keinem andern Staate Europas, selbst den katholischsten nicht ausgenommen. Es ist wahr, die Ver-

fassung verleiht gleichzeitig auch der evangelischen Kirche ganz die nämliche Stellung. Allein in Ermangelung einer verfassungsmäßigen Gliederung, welche Herr v. Mühler noch nicht zu finden gewußt hat, vermag sie thatsächlich nicht, von den ihr verliehenen Rechten Gebrauch zu machen. Man kann nicht sagen, daß sich der katholische Klerus für das außerordentliche Vertrauen, welches ihm der preußische Staat entgegengetragen, entsprechend dankbar bewiesen, und selbst in neuester Zeit hat Preußen bei Gelegenheit seiner Bischofswahlen Seitens der römischen Kurie eine etwas schüde Behandlung erfahren. Auch versucht man, die katholisch-theologischen Facultäten der preußischen Hochschulen anzutasten.

Was endlich den Norddeutschen Bund oder das Deutsche Reich anlangt, so hat die Verfassung bisher keinen Raum zur Erörterung der Frage des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche geboten, und gerade die Klerikalen waren es, welche durch ewige Zweifel an der „Competenz=Competenz“ dafür sorgten, daß der, dem Norddeutschen Bunde zugemessene Raum nicht erweitert werde. Diese Taktik hat sich geändert, seitdem durch Beitritt der Südstaaten der Bund zum Reich erweitert ist und sich im Reichstage das sogenannte „schwarze Centrum“ gebildet hat, mit der Aufgabe, die „Rechte der Kirche“ (so sagt es selbst) oder die „Interessen des Klerus“ (so sagen die Andern) zu wahren. Seitdem will man die Vorschriften, welche die preußische Verfassung in Betreff des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat enthält, in die Reichsverfassung importiren. Natürlich mit Ausnahme der Civilehe. Denn das Monopol, den formellen Abschluß der Ehe allein herbeizuführen, und die Bereitwilligkeit dazu von kirchlichen Be-

dingungen und Voraussetzungen abhängig zu machen, ist der Grund- und Eckstein der geistlichen Gewalt über die Laien und wird daher nicht gern entbehrt.

Als im Reichstage der katholische Graf Renard aus Schlesien sich für die „freie Kirche im freien Staat“ aussprach, schüttelte der hochwürdigste Bischof von Mainz, welcher alle Aeußerungen mit stummen Zeichen des Beifalls oder des Mißfallens zu begleiten pflegt, mit der größten Entschiedenheit verneinend das Haupt; und später wurde von einem Redner des Centrums versichert, man wolle nur die Unabhängigkeit der Kirche, aber durchaus nicht die Trennung der Kirche und des Staats, Jedes von Beiden solle auf dem Gebiete, das ihm allein zusteht, unabhängig sein, auf dem Gebiete aber, das ihnen gemeinschaftlich sei, sollten sie Hand in Hand gehen, jedoch in der Art, daß die Gebote Gottes, richtiger die des Papstes und der Bischöfe, mehr gelten als die des Staates, d. h. des Kaisers und der Volksvertretung. Dieses Programm ist einfach. Abgesehen jedoch von ein paar anderen, ebenfalls nicht ganz unerheblichen Einzelheiten, hat man dabei vergessen, was doch sonst die großdeutsche oder klerikale Partei nie vergißt, sondern sich selbst als verdienstvollen Erfolg anrechnet, daß Deutschland kein Einheitsstaat, sondern ein Complex von 25 verschiedenen Staaten ist, daß es sich also nicht um das Verhältniß der Kirche zu dem Staat, sondern zu den Staaten handelt, und daß zwischen großen und kleinen Staaten ein bedeutender Unterschied ist. Nun hat sich aber gezeigt, daß die mittleren und kleineren Staaten Deutschlands, namentlich die von ausschließlich oder vorwiegend katholischer Bevölkerung, durchaus

nicht geneigt sind, den § 15 der preußischen Verfassung bei sich einzuführen, sei es durch Reichs- oder durch Territorial-Gesetzgebung. Man fürchtet dort nämlich, daß, wenn man dem Klerus eine solche Stellung einräume, der kleinere und schwächere Staat nicht im Stande sei, daneben seine Autonomie aufrecht zu erhalten. Und diese Furcht hat sich seit den Beschlüssen des vatikanischen Concils, welche der Kirche eine förmlich exterritoriale und internationale oder vielmehr supranationale Stellung geben, durchaus nicht vermindert, sondern vermehrt. So sahen wir denn, daß im Reichstag gegen den Grundrechts-Antrag des Centrums vorzugsweise von den Abgeordneten der Südstaaten, namentlich von Baden, reagirt wurde. Man hat eben im Süden seine Erfahrungen gemacht und besonders Baden hat einen zehnjährigen Kampf mit dem Klerus hinter sich, in welchem es gewisse Schultheorien abgeschüttelt hat und etwas gelernt zu haben glaubt.

Auch Baden hatte 1859 ein Concordat mit Rom abgeschlossen und legte dasselbe dem Landtage zur Genehmigung vor. Die Regierung hatte die ewigen Conflictte mit dem Klerus satt, welche die bisherige Gesetzgebung täglich neu producirte. Sie suchte mittelst des Concordats den Frieden. Allein sie stieß auf den einmüthigen Widerstand der Bevölkerung. Auch der Landtag machte von seinem Veto Gebrauch, indem er gegen die Regierung den Vorwurf erhob, sie habe in dem Abkommen mit Rom die unveräußerlichen Rechte des Staates preisgegeben. Angesichts dieses Widerstandes ließ man das Concordat fallen und eine großherzogliche Proklamation vom 7. April 1860 versprach, beiden Kirchen, der katholischen, wie der protestantischen, eine „freie

und selbstständige Stellung" auf dem Wege der Landesgesetzgebung zu gewähren. In Erfüllung dieser Zusage wurde dem Landtag eine Reihe von Gesetzentwürfen vorgelegt, welche derselbe annahm und die am 9. October 1860 publicirt wurden. Der Erzbischof von Freiburg im Breisgau hatte schon gegen das Fallenlassen des Concordats protestirt. Er protestirte noch feierlicher gegen die fünf Gesetze; und damit beginnt denn der zehnjährige Krieg zwischen der Regierung und dem Klerus, ein Krieg, der nach und nach alle Zweige des Staats-Kirchenrechts, ja fast alle Gebiete des öffentlichen Lebens umfaßte und mit den verschiedensten Mitteln und wechselndem Glücke geführt wurde.

Das Werk, dessen Titel wir an die Spitze unserer Besprechung gesetzt haben, enthält die Geschichte dieses Kriegs, die authentische pragmatische Geschichte, geschrieben von einem der ersten Kirchenrechtslehrer Deutschlands und begleitet mit dessen Urtheilen über den Werth der fraglichen Gesetze und die richtigen Zielpunkte der Gesetzgebung. Der Streit dreht sich um die Besetzung der Pfründen, die Examina der Geistlichen; das Lehrinstitut Adelhausen; die Frauen auf dem Lindenberg; die Civilehe, namentlich die Noth-Civilehe, welche sich hier keineswegs als eine Lösung der Frage, sondern nur als Quelle neuer Conflictte bewährt hat; die Unterrichtsgesetzgebung, namentlich der Elementar- und der Religionsunterricht; die Schulbücher, namentlich das Pflüger'sche Lesebuch; das Kirchenvermögen; die Gesetzgebung über die milden Stiftungen; die Wahl der Dombekanten; die Wahl des Erzbischofs; die Anklage gegen den Bisthums-Verweser Dr. Kübel.

Alle diese Streitpunkte sind dem aufmerksamen Zeitungs-

leser längst bekannt, aber über keinen derselben ist er genau unterrichtet. Die Nachrichten darüber sind, namentlich an den norddeutschen Leser, nur in fragmentarisch-rhapsodischer Form gelangt, und selbst diesen abgerissenen und unvollständigen Nachrichten hat er nur eine mangelhafte Aufmerksamkeit geschenkt, weil ihn der entlegene Kleinstaat nicht interessirte. Jetzt, da Baden ein Theil des deutschen Reiches ist, und die Mächte, mit welchen es auf Leben und Tod gerungen, auch im deutschen Reiche mit lautem Schlachtrufe die Arena beschritten haben, erhalten jene Kämpfe für uns ein ganz anderes Interesse; und von diesem Standpunkte aus erfaßt der Verfasser seine Aufgabe.

— „Nicht zur Rechtfertigung der badischen Regierung“, sagt er, „sind die nachfolgenden Blätter geschrieben worden, obgleich sie, wie wir meinen, dies Ziel erreichen und desselben bei den Einsichtigen der Nation kaum noch bedürfen. Auch nicht das Lob einer Regierung wollen sie predigen, welche zu einer Zeit, wo die Anschauungen über das Verhältniß von Staat und Kirche schwankend genug waren, die politische anderwärts noch jetzt der Lösung harrende Aufgabe richtig erkannte und muthig zu bewältigen versuchte; welche, als viele Staaten auf Kosten der unveräußerlichen Hoheitsrechte den Frieden mit der Kirche schlossen, den Kampf nicht scheute und diesen nicht für sich, sondern für alle deutschen Staaten, für den Begriff des Staates, mannhaft geführt hat.

Wir wollen für die bevorstehenden schweren Zeiten, die allen Staaten der Kirche gegenüber drohen, an der Hand der amtlichen Aktenstücke zeigen, wie die selbstbewußte staatliche Kraft, trotz schweren Streites ihr Ziel nicht verfehlt;

wir wollen die Bausteine darbieten, aus denen ein kleiner deutscher Staat, den die Kurie von je als Tummelplatz ihrer Kämpfe liebte, der durch Entstehung und territoriale Abgrenzung die Hoffnung der Niederlage fast zu verbürgen schien, den Wall des Gesetzes der Kirche gegenüber aufgeführt hat. Möchte er auch anderwärts mit gleicher Thatkraft aufgerichtet werden.

Aber auch in wissenschaftlicher Beziehung glauben wir keine unnöthige Arbeit unternommen zu haben. Der theoretische Jurist ist gewöhnt, die Gesetze zu betrachten, und selten nur, lernt er ihre Ausführung kennen. Und doch ist nur diese der Prüfstein für die Tauglichkeit der ersteren.

Darum haben wir uns nicht an der bloßen Darstellung der rechtlichen Verhältnisse genügen lassen wollen, sondern ihre praktische Ausführung zu zeichnen versucht; nur daran kann ihre Ausführbarkeit erkannt werden."

So weit der Verfasser. Er hebt mit Recht hervor, welchen Vorzug die praktisch-pragmatische Darstellung vor einer bloßen theoretischen Erörterung hat. Die letztere genügt nicht. Sie hat uns zu manchen doctrinären Irrthümern und Mißgriffen geführt.

Man muß die wirklichen Institutionen sehen und beobachten, wie sie arbeiten. Baden ist zwar ein kleines Land. Es hat nur 275 Quadratmeilen und kaum anderthalb Millionen Einwohner. Allein nirgends sind alle staatskirchenrechtlichen Erörterungen so auf die Spitze getrieben, nirgends ist der Streit so in seiner Breite und Tiefe erschöpft und so mit allen möglichen und selbst mit allen scheinbar unmöglichen Mitteln durchgefochten worden. Denn nicht ohne Ab-

sicht hatte sich der Klerus dieses Schlachtfeld gewählt, welches ihm große Vortheile versprach. Baden, außerhalb der norddeutschen Machtsphäre gelegen, ein schmaler Streifen zwischen nicht immer und nicht allzuwohlwollenden Nachbarn, die Bevölkerung getheilt in Franken und in Allemannen, in Protestanten und Katholiken, die Katholiken zum Theil noch von österreichischen Reminiscenzen erfüllt und gereizt durch die Uebergriffe einer Bureaucratie, welche gegen die Ereignisse von 1849 nicht immer geschickt reagirte, ein Theil von Land und Leuten noch etwas betäubt von den aufregenden Kämpfen des Parlamentarismus und der Revolution, überall eine gewisse Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, am meisten bei dem Bürgerstande, das waren günstige Voraussetzungen; deshalb wurde der ganze Kampf hierher verlegt; und deshalb ist das Studium dieses Kampfes so außerordentlich instructiv. Es kann kaum ein Moment vorkommen, das nicht hier schon mitgespielt hätte.

Dazu kommt die Gründlichkeit der Studien des Professors Friedberg und die Kunst seiner Darstellung. Die badische Regierung hat ihm unbeschränkte Einsicht ihrer Akten und Archive gestattet. Der ganze Stoff hat ihm zur Verfügung gestanden und er beherrscht ihn. Er hat den aktenmäßigen Rohstoff jedoch zu einer Darstellung verarbeitet, welche nicht ohne künstlerischen Reiz ist und in 12 Kapiteln eine klare, gedrungene und auch dem Laien verständliche Uebersicht gewährt, in welcher nichts unberücksichtigt geblieben ist, auch nicht einmal die polemische Literatur, in welcher sich der Klerus durch allerlei Possenreißerei à la Abraham a Santa Clara auszeichnet.

Für diejenigen Leser, welchen ein tieferes Studium Bedürfnis ist, hat der Verfasser ein Urkundenbuch beigelegt, das alle einschlagenden badischen Gesetze und Verordnungen, sämtliche Verfügungen der Regierung und des Klerus, die ausgedehnte Correspondenz zwischen geistlichen und weltlichen Behörden, die Proceßschriften, die Protokolle und die Erkenntnisse der Gerichte in vollständigem und correctem Abdruck enthält.

Kurz, wer über die staatskirchenrechtlichen Fragen in Deutschland urtheilen will, muß das Friedberg'sche Buch lesen. Man ist wohl öfter mit dem Verfasser nicht einverstanden, aber man dankt ihm stets reiche Belehrung und erweiterte Anschauung.

Jedenfalls werden diese Fragen uns in der nächsten Zukunft viel beschäftigen. An dem Horizont, wo Staat und Kirche an einander grenzen, steigen Wolken auf. Sie sind noch klein und weiß. Aber sie bedeuten Sturm und werden schwarz werden.



v.

Die Ruhmeshalle.



1.

Prinz Victor von Vied.

(Geschrieben im August 1870.)



Prinz Victor von Wied.

Eine Geschichte aus den napoleonischen Kriegen.

Rotto:

— Un canticò,
Che forse non morrà.

Manzoni.

Die Schriften der Propheten des Alten Bundes sind nichts mehr und nichts weniger als Das, was wir heutzutage Zeitungen nennen, d. h. Berichte und Betrachtungen über die Zeitereignisse, mit Vermahnungen, Aufrufen und Gewissensschärfungen zc. Daß die Zeitungen von damals anders aussehen als die Zeitungen von jetzt, versteht sich von selbst.

Ich weiß, daß Viele zu dieser Vergleichung (welche natürlich mit allen Gleichnissen das Schicksal theilt, zu hinken) den Kopf schütteln. Ich bitte Diejenigen, welche dies thun, selbst einen Versuch zu machen, d. h. irgend eine Stelle in den Propheten nachzuschlagen, welche von dem Wiederaufbau der Stadt und des Tempels von Jerusalem handelt, und sich an die Stelle dieser Stadt und dieses Tempels von damals die deutsche Einheit von heute zu denken. Die Werkleute haben stets zu kämpfen mit der Uneinigkeit unter sich und den Feinden von Außen. „Gott machte den Rath unserer

Feinde zu nichte“, schreibt Nehemia, „und wir kehrten Alle wieder zurück zu der Mauer, ein Jeglicher zu seiner Arbeit; und von nun an geschah es, daß die eine Hälfte that die Arbeit mit der Kelle, die andere Hälfte aber hielt Panzer und Bogen, Spieß und Schild. Die da bauten an der Mauer und trugen Last von Denen, die da auf luden — mit einer Hand thaten sie die Arbeit und mit der andern hielten sie die Waffen. Ein Jeglicher, der da mithalf bauen, hatte sein Schwert um die Lenden gegürtet und bauete also. Der aber mit der Posaune blies, der stand neben mir (es ist der Anführer, welcher spricht). Und ich sprach zu den Rathsherrn und den Obersten und dem ganzen übrigen Volke: „Der Tempel, so wir bauen, ist weit und groß; und wir sind zerstreut auf der Mauer fern von einander; an welchem Orte Ihr nun die Posaunen tönen höret, dahin versammelt Euch; und Gott wird für uns streiten. So wollen wir arbeiten an unserm Werke.“

Wie es hier der Prophet Nehemia schildert, so bauen wir Deutsche im neunzehnten Jahrhundert den Dom unserer Einheit. Oft unterbrochen durch innern Zwist und böse Nachbarn, kehren wir stets von neuem zu unserm Werk zurück. Jetzt, da der innere Zwist erloschen und nur noch ein böser Nachbar abzuwehren ist; jetzt, wo der Bau schon beinahe vollendet emporragt, zweifelt Niemand mehr an dessen unaufhaltsam glorreicher Durchführung und wir Alle, die wir mit daran gearbeitet, haben das freudige Gefühl, daß unsere Söhne und Enkel, welche unangefochten darin wohnen, unser Andenken segnen werden.

Deshalb aber ist es auch wieder unsere Pflicht, unserer

Vorfahren zu gedenken, namentlich Derer, welche den Bau und den Kampf begonnen haben und gefallen sind, ohne die Frucht ihrer Tapferkeit zu ernten. Von einem dieser tapfern Werkleute und Streiter will ich sprechen. Er erlag fern der Heimath auf spanischem Boden seinen Wunden am 28. Januar 1812, als der Hoffnungsstern noch nicht aufgegangen war; und obgleich ihn Ernst Moritz Arndt besungen, so ist er unverdienter Weise beinahe vergessen im deutschen Vaterlande. Denn er hatte das Unglück ein Prinz zu sein, ein Prinz aus einem der ältesten reichsunmittelbaren Geschlechter Deutschlands. Diese Geschlechter hörten am Beginne des Jahrhunderts auf zu regieren. Sie wurden mediatisirt zu Gunsten Anderer ihres Gleichen, welche nicht mehr waren, als sie, aber sich der Gunst Napoleons erfreuten.

Einem deutschen Kaiser, dem deutschen Reich hätten sie gern ihre Territorialgewalt geopfert. Aber einem andern kleinen Territorialherrn, welcher vor ihnen keinen Vorzug hatte, als die Gunst der Fremdherrschaft (wenn das ein Vorzug war), zum Opfer geschlachtet zu werden, das war hart. Wer sich über die Stimmung der Opfer unterrichten will, der lese bei Berk nach, wie der frühere Graf oder Fürst von Nassau von Napoleon zum Herzog befördert, dem Freiherrn Karl vom Stein seine Besitzungen: Nassau, Frücht und Scheuern nahm, ihn nicht nur der Landeshoheit depossedirte, sondern auch seine Privatinkünfte confiscirte. Letztere gab man ihm 1815 wieder; „man habe“, sagte man nachträglich, „den Zugriff nur zum Schein gethan, Bonaparte habe es absolut so haben wollen“. Der alte Reichsfreiherr, welcher berufen war, der Regenerator Preußens zu werden, erließ an den

„Kleinjultan“ einen geharnischten Protest. Er findet sich bei Berg abgedruckt.

Ich erinnere nur deshalb daran, um zu erläutern, wie der edle Prinz Victor von Wied, von dem ich sprechen will, so unverdienter Maßen in Vergessenheit gerathen konnte. Die regierenden Fürsten rechneten die Mediatisirten zum Volk und das Volk rechnete sie zu den Fürsten und von beiden wurden sie vernachlässigt. Ja, ich kenne deutsche Kleinstaaten, in welchen es höchsten Orts „ungern wahrgenommen“ wurde, wenn man die Erinnerung an solche Helden der Befreiungs- und Regenerations-Epoche auffrischte, oder auch nur einen Beitrag zeichnete zu dem Denkmal, welches das deutsche Volk, nachdem der Krieg vorbei ist, dem großen Reichsfreiherrn vom Stein an der Stätte seiner Geburt errichten wird. Es kommt nämlich dicht bei der in Trümmern liegenden Burg seiner Ahnen, oberhalb der Kettenbrücke und der Eisenbahn bei dem Städtchen Nassau, auf einen steilabfallenden, von Wald umkränzten Hügel zu stehen, welcher umflossen wird von der blauen Lahn und weit hinaus schaut in die deutschen Lande. Doch nun zur Sache.

* * *

Es war im Herbst 1801. In der Schmiede zu Marau, einem großen Dorfe an dem sich dem Rhein zuneigenden Abhange des Westerwaldes, hatten sich die Bauern zusammengefunden. Denn was die Börse in einer Handelsstadt, das ist die Schmiede auf dem Dorfe, besonders wenn sie, wie hier, mit einer Schänke verbunden ist. Die Frau und die Kinder besorgten die Schenkwirtschaft. Der Schmied selbst,

ein Mann von einem riesigen knochigen Körperbau und einem ernstesten Gesicht, kümmerte sich nicht darum, sondern nur um sein Handwerk. Das Sprechen liebte er nicht, aber er verstand es, wie kein Anderer im Dorfe; und wenn ihn irgend ein Vorfall die Zunge löste, dann lauschten die Bauern mit mehr Andacht auf ihn, als auf ihren eigenen Pfarrer. Denn der Pfarrer war nicht beliebt. Er kümmerte sich nicht viel um die Bauern, studirte auch nicht, sondern ging weltlichen Geschäften nach. Er trieb Zehnt, Zins und Gülten, Rauchsühner und Pfingstkäse auch von den Aermsten im Kirchspiel mit besonderer Strenge bei; auch sagte man ihm nach, er halte es mit den Franzosen.

Während der Schmied eifrig an der Arbeit und die Bauerschaft eifrig im Schwagen war, trat eines jener plötzlichen kurzen Gewitter ein, wie sie am Mittelrheine so häufig sind. Der Regen stürzte hernieder wie ein Wolkenbruch. Die Ortsstraße verwandelte sich in einen Bach. Wer unterwegs war, suchte irgendwo einen Unterschlupf. Diesen gewährte die Schmiede mit ihrem weithin ausladenden Vordach. Auch der Pfarrer war gerade auf dem Wege, nämlich aus dem obern Dorfe, wo er einen Garten mit Bienenständen hatte, nach dem untern Dorfe, wo Kirche und Pfarrhaus lagen. Auch er flüchtete, vom Wetter überfallen, in die Schmiede. Desgleichen zwei Jäger mit ihren Hunden, ein älterer und ein ganz junger. Der Erstere, sagten die Bauern, sei ein Jäger oder Förster des Fürsten von Wied, Namens Buchsieb aus Schmitthahn; den Letzteren kannten sie nicht.

Der Schmied hatte, gleich allen übrigen Anwesenden, den Pfarrer mit dem geziemenden Gruße empfangen, dann

aber sich sofort wieder zu seiner Arbeit gewandt. Das wurmte den ambitiosen Geistlichen. Theils um sich an dem Schmiede zu reiben, theils um sich bei den Bauern bemerklich und, wie er irrig meinte, populär zu machen, trat er mit seiner ganzen Breitseite an den Ambos heran, schaute eine Zeit lang der Arbeit zu und fragte dann mit püffiger Miene: „Aber sagt mir, Meister, was soll denn das bezwecken, daß Ihr allemal den fünften oder sechsten Schlag mit dem Hammer nicht auf das Eisen, sondern auf den Ambos thut? Damit wird doch die Arbeit nicht gefördert? Was ist das?“

„Das ist der kalte Schlag“, sagte kurz angebunden der Schmied, indem er unter seinen buschig überhängenden Augenbrauen dem Pfarrer einen festen und ernstern Blick zuwarf. „Ja, da bin ich so klug wie zuvor“, scherzten Hochwürden, „was ist denn nun der kalte Schlag?“ — „Das ist ungefähr das Nämliche, wie wenn Euer Hochwürden in Eurer Predigt nach allen paar Sätzen einmal „Meine achtbärtigen Zuhörer“ oder „Meine Geliebten in Christo“ dazwischen schiebt“, sagte der Schmied. Dabei senkte er den Hammer und richtete sich am Ambos ernst und hoch auf. Dem Pfarrer gefiel das nicht; und da auch der Regen etwas nachgelassen hatte, empfahl er sich schleunigst.

Als der Pfarrer fort war, trat der Förster Buchsieb auf den Schmied zu — wie es schien, hatte ihn der junge Jägermann dazu veranlaßt — und meinte: „Aber uns könntet Ihr doch wohl sagen, Meister Haun=Jost, was das mit dem kalten Schlag für eine Bewandniß hat?“

Auch die Bauern spitzten nun die Ohren: denn der Meister Haun=Jost räusperte sich; und das hatte zu bedenken, daß er

einen längern Spruch thun wollte, was nur selten passirte, aber dann gründlich.

„Förster Buchsieb“, sagte der Meister, „wir zwei kennen uns schon lange genug, und ich weiß, daß Ihr es ehrlich meint und nicht dahin gehört, wo die Spötter sitzen, so sich mit ihrer neumodischen wälschen Akerweisheit wollen lustig machen über Sitten und Gebräuche, die wir von unseren achtbaren Vorfahren selig in Ehren überkommen haben. Ich hätt' auch dem Herrn Pfarrer Bescheid gegeben, wenn er nicht so spitz gefragt hätte, und wenn er nicht solche Sachen von selber wissen müßte. Sagt er denn nicht selbst, ich meine der Pfarrer, in der Kinderlehre das eine Mal, der Teufel liege in der Hölle angeschmiedet an eisernen Ketten, und das andere Mal sagt er wieder, der Teufel gehe herum, wie ein brüllender Löwe und suche, wen er verschlinge? Wie verhält sich das nun, kann der Teufel zugleich an der Kette liegen und doch auch uns armen sündhaften Menschen nachlaufen? Nein! So viel Gewalt ist dem bösen Feinde nicht gegeben. Aber da er voller Listen und Tücken steckt, so feilt er zuweilen die Kette durch. Und damit er wieder festgemacht werde, thun die Schmiede den sechsten Schlag daneben, und schlagen dann, wenn sie Feierabend machen, zum Schlusse noch einmal drei laute Schläge kalt auf den Ambos. Denn durch diese kalten Streiche, welche der Schmied auf den Ambos thut, wird des Teufels Kette wieder festgenietet. Zwar giebt es heutzutage auch Schmiede, welche sich von diesem ehrwürdigen Gebrauch losgesagt haben, und welche da glauben, ein jeder Schlag, welcher nicht Geld einbringe, der sei verloren. Allein die Schläge, welche man um des schnöden Mammons willen dem

gemeinen Besten entzieht, die mögen wohl für den Augenblick Gewinn bringen, aber auf die Dauer erwächst daraus zehnfacher Schaden, wie wir das denn jetzt sehen, wo der wälsche Teufel los ist und es guter Schläge und Streiche bedarf, um ihn wieder an die Kette zu legen. Aber ich hoffe zu Gott, wer einen Hammer führt und ein richtiger Meister ist, der wird drauffschlagen."

Ein Murren des Beifalls ging durch die Versammlung. Man hatte den Schmied verstanden. Er bog sich wieder auf den Ambos nieder und hämmerte weiter, allemal fünf Schläge auf's Eisen und den sechsten auf den Ambos.

Auch die beiden Jäger verließen die Schmiede. Eine halbe Stunde vor dem Dorfe kam ihnen ein Diener mit zwei schönen Reitpferden entgegen. Der junge Jäger bestieg das eine Pferd, der Diener folgte ihm auf dem andern. Sie ritten nach dem Rhein zu. Der Förster Buchsieb wandte sich waldeinwärts nach den großen Seen und den weiten Haiden, auf welchen die Ribitze haufen.

Zuvor machte jedoch der Förster eine sehr tiefe und respectvolle Verbeugung vor dem jungen Mann. „Ade, Buchsieb“, sagte der Letztere freundlich. „Adjes, gnädigster Herr“, erwiederte der Förster. So trennten sie sich.

* * *

Folgen wir dem jungen siebenzehnjährigen Reiter. Er ist der Prinz Victor von Wied. Er nimmt seinen Weg durch die Waldungen, welche den südwestlichen Abhang des Westerwaldes bedecken, während das Plateau desselben kahl und entwaldet und dadurch dem Fluche der Unfruchtbarkeit preisgegeben ist. Sobald man aus dem Forst heraus

auf den westlichen Rand dieser Ausläufer des Gebirges tritt, eröffnet sich dem Auge eine überraschende Aussicht. Vor ihm liegt das Wieder Becken, ein natürlicher Ruhepunkt, den die Natur geschaffen inmitten zwischen den Rheinstrecken Rüdesheim=Coblenz und Andernach=Bonn. Auf diesen beiden Strecken bildet der Rhein entweder eine tiefe Rinne oder die Berge treten wenigstens dicht an ihn heran. Hier aber zwischen Coblenz und Andernach weicht auf der einen Seite der Westerwald, auf der andern die Eifel zurück, um ein zwischen ihnen gelegenes sonniges Eiland zu bilden, was eine Reihe von Flüssen und Bächen (Lahn, Mosel, Wied, Nette &c.) benutzen, um hier ihre Wellen mit den Fluthen des Vater Rhein für immer zu vereinigen. Offenbar war das früher ein Binnensee; und auch heute noch fließt hier der Rhein breit, in Arme getheilt und von Inseln durchbrochen, und zur Zeit großer Fluth kehrt er zuweilen noch zu seinem ursprünglichen Zustand, zum See, zurück.

Dieses Bassin, welches gegenwärtig von der Dynastie der Fürsten zu Wied seinen Namen führt, spielt eine Rolle in der Geschichte. Die Gelehrten behaupten, hier sei die Stelle, wo Cäsar die berühmte hölzerne Brücke über den Rhein geschlagen, die er uns in seinen Memoiren über den gallischen Krieg mit so vollendeter technischer Anschaulichkeit beschrieben hat. Gewiß ist, daß die Römer hier eine große Anzahl von Palästen, Villen und Weinbergen, von kleinen Städten und Castellen hatten, welche sie gen Norden durch eine dreifache Reihe von Wällen geschützt hielten. Auch bauten sie später eine steinerne Brücke bei Engers, deren Ueberreste man vor zwanzig Jahren wieder entdeckt hat.

Alles das vermochte aber nicht zu hindern, daß die römischen und keltischen Eindringlinge von dem reizigen Stamme der deutschen Franken wieder aus diesem deutschen Lande hinausgeprügelt wurden. Die Franken, nachdem sie so den Wieder Kessel gereinigt hatten, begannen nunmehr, sich auch auf diesem Boden örtlich in Gau- und Mark-Genossenschaften zu ordnen, wie es seit Alters bei ihnen Sitte war. Auf dem rechten Ufer bildete sich das Engers-Gau, auf dem linken das Mayen-Gau, jenes sich längs des Rettebaches, dieses sich längs des Wiedbaches erstreckend.

Mit dem Verfall der Reichsgewalt wurde die Gaugrafen-Würde erblich und das jetzige fürstliche Haus Wied ist eine Fortsetzung der alten Gaugrafen. Wir wollen uns nicht bei den Annalen dieser Dynastie verweilen, welche sich denen der Darmstadt, Nassau, Teck &c. wohl an die Seite stellen können, sondern einen Blick auf die Gegend werfen, welche sich vor den Augen des Prinzen Victor entfaltet.

Ein grünlich schillerndes Silberband zieht sich der Rhein mitten durch das Wieder Becken, von Coblenz-Ehrenbreitstein bis nach Andernach, wo er zwischen den von beiden Seiten auf einander stoßenden Bergnasen verschwindet. Am untern Ende des Bassins nimmt er von der rechten Seite den Wiedbach auf, welcher vom Westerwald herunterkommt und das Wiedische Gebiet durchströmt. Weiter oben an demselben liegt das Schloß Alt-Wied, das im dreißigjährigen Kriege zerstört worden und seitdem Ruine geblieben ist. Zum Ersatz desselben baute sich der damalige Graf Friedrich von Wied auf dem rechten Rheinufer etwas oberhalb der Mündung der Wied ein Schloß dicht am Rhein, das er Neuwied nannte.

Es lag an der Stelle eines ebenfalls im dreißigjährigen Kriege zerstörten und seitdem von der Erde verschwundenen Ortes Kenzendorf. An das Schloß fügte sich die Stadt Neuwied; sie ist gegründet von demselben Grafen Friedrich und zwar auf der Grundlage voller wirthschaftlicher, bürgerlicher und religiöser Freiheit. Dreihundert Jahre früher hatte der Kaiser einmal einem Wieb'schen Dörfchen, Nordhofen, am Westerwald, Stadtrechte verliehen. Aber selbst kaiserliche Rechte helfen nichts, wenn die natürlichen Voraussetzungen fehlen. Nordhofen war ein armes Nest von zweihundert Seelen geblieben. Nun suchte 1653 der Graf Friedrich darnach, daß diese Rechte von Nordhofen auf das neu zu gründende Neuwied übertragen würden; und der Kaiser that's. Dann aber erwirkte der Graf am 7. Juni 1662 einen zweiten Freibrief vom deutschen Kaiser, der bisher (abgesehen von den räuberischen Einfällen der Franzosen am Ende des siebzehnten und des achtzehnten, sowie am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts) stets gewissenhaft beobachtet worden ist und der Stadt zu steigender Blüthe verholfen hat.

Es wurde darin nämlich Jedermann, auch Denjenigen, welche nicht den durch den westphälischen Frieden völkerrechtlich anerkannten drei christlichen Confessionen angehörten, also Allen, den christlichen Sectirern, den Juden, den Mohamedanern u., für Neuwied Freiheit des Gewissens und der Religionsübung garantirt, „selbst für den Fall, daß die Bestimmungen des Reichsfriedensschlusses von 1648 durch widrige Machinationen und friedensstörerische Einbrüche (davor gleichwohl der Allerhöchst gebeten sein soll!) wieder umgestoßen werden sollten.“ Es wurde ferner den Bewohnern der Stadt

garantirt: Freiheit von jeder Hörigkeit und Leibeigenschaft, von Monopolen, Privilegien und Banrechten, von Umschlagsabgaben, Accis und Octroy und von jeder andern Beschränkung des freien Verkehrs (liberi commercii), sowie das Recht zum freien Abzug.

Auf dieser Grundlage entfaltete die junge Stadt ein reiches und rasches Wachsthum. Alle, welche an anderen Orten mühselig und beladen, mißhandelt und gelästert, ausgestoßen und verfolgt waren, suchten und fanden hier ein Asyl, in dem, so weit es das kleine Land erlaubte, ihren Fähigkeiten und Kräften freie Entfaltung und Bahn gewährt ward. Friedliche Menschen aus allen deutschen Gauen verließen ihre durch den Krieg verheerten Wohnsitze und gründeten hier in dem belebenden Lichte der wirthschaftlichen Freiheit eine neue Stätte des Handels und Gewerbefleißes, bis sie von neuem, 1798, von den Franzosen zerstört wurde, ohne daß das durch Uneinigkeit zerrissene Deutschland es wehren konnte.

Prinz Victor, als er damals, Herbst 1801, von dem Gebirge der Stadt zuritt, konnte sich nicht der lachenden Landschaft erfreuen, denn seine junge Phantasie war schon erfüllt von den Bildern des Schreckens und Elends, welches die Franzosen über seine Heimath heraufbeschworen: und selbst die Landschaft zeigte, je näher man dem Einzelnen kam, desto mehr Spuren des wälschen Vandalismus. Dort verriethen nur noch einige rauchgeschwärzte Trümmer die Stätte, wo ehemals die große Remy'sche Fabrik stand. Der fürstliche Hof Rheinau und der Hof Gruche waren vollständig verwüstet. Eine große Maulbeerpflanzung war verschwunden und von den meisten Obstbäumen, welche ehemals der Straße und den

Gärten zu Schatten und Zierde gereichten, sah man nur noch die Strünke stehen. So hatten die Apostel von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ gehaust, hier, wo man die „großen Principien von 1789“ schon vor anderthalb Jahrhunderten verwirklicht hatte.

Es war ein kurzes Stück Leben, worauf der Prinz zurückblickte. Nur siebenzehn Jahre. Sie hatten so schön begonnen. Und nun!

Der Prinz war unter der Leitung seiner Mutter erzogen worden inmitten von neun weiteren Geschwistern, dem Stolz ihrer Eltern. Die Mutter war eine Dame von hoher und edler Bildung. Letztere verräth sich namentlich in zahlreichen Gedichten, obgleich sie darin die Schwierigkeiten der Form, mit welchen sie kämpfte, keineswegs überall überwunden hat. Wie fest der zweitjüngste ihrer Söhne, der Held unserer Erzählung, an ihr hing, das werden wir aus den Briefen ersehen, welche er während seiner zwölfjährigen kriegerischen Fahrten an sie richtete.

Er war noch ein Kind, als die französische Revolution von 1789 ausbrach. Aber er theilte den Enthusiasmus, welchen man in Deutschland für die großen Ideen, die sie verkündigte, Anfangs empfand. Selbst seine Mutter recitirte damals die Klopstock'schen Oden, welche die Wiederherstellung der Menschenrechte besangen. Und es schien so recht darauf abgesehen, diese Meinung zu befestigen durch den Anblick der Feinde der Revolution, welche sich am Rhein einfanden. Schon seit August 1791 sammelten sich in Coblenz die französischen Emigranten, jene Prinzen, welche später als Ludwig XVIII. und Karl X. die Krone Frankreichs trugen,

Prinz Condé und sein Sohn, der Herzog von Bourbon und deren Anhang. Bloß in dem Wieder Becken von Coblenz bis Andernach, mitinbegriffen Neuwied, lagen etwa vierzigtausend dieser Menschen. Sie waren eine Pest für die Gegend; und dieses Ras zog nur zu bald die Geier und sonstigen Raubvögel nach sich. Man war im westlichen Deutschland wahrlich von großen und kleinen geistlichen und weltlichen Herren nichts Gutes, oder wenigstens nicht viel Gutes gewohnt. Aber diese Sittenverderbniß und Hohlheit, diese Frivolität und Dummheit, diese Anmaßung und Verlogenheit, diese Unfähigkeit und Selbstüberhebung, wie bei den Emigranten, glaubte man in Deutschland noch nicht gesehen zu haben: Sie führten in Neuwied ein Schwert mit sich, auf dessen Klinge stand: „Zieh' mich nicht anders, als mit Grund; steck' mich nicht anders ein, als mit Ehren“ (Ne me tire pas sans raison, ne me remets pas sans honneur). Es sollte ehemals dem König Jacob II. von England gehört haben und mittels des Zaubers dieser kriegerischen Reliquie eines notorischen Feiglings glaubten die närrischen Emigranten das revolutionäre Frankreich bewältigen zu können. Zu Gunsten dieses Gesindels stürzte sich Oesterreich und dann das deutsche Reich in den Krieg, der von da ab in Permanenz tritt.

Der elfjährige Knabe sieht in Deutschland zusammenbrechen, was man als von Ewigkeit herrührend und für die Ewigkeit gegründet betrachtete. Der Reichs-Erzkanzler, Erzbischof und Kurfürst von Mainz ergriff vor einem Haufen zusammengerafften französischen Gesindels die Flucht. Als er und sein hochadliges Domkapitel davon fuhren, sahen die Soldaten des Fürsten von Nassau-Weiltingen, seine tapferen

Hülfstruppen, einander mit Befremden an. „Was ist das?“ sagten sie, „sollen wir, die der Pfaffe von Haut und Haar nichts angeht (denn wir sind ja keine Kurmainzer, sondern Nassau-Ufinger), sollen wir uns für den feigen Priester todtschießen lassen?“ Denn daß sowohl Ufinger, als Mainzer Deutsche waren, daß die ihnen anvertraute Festung ein Bollwerk Deutschlands war, davon hatten die guten Leute wirklich gar keine Ahnung. Sie dämmerte ihnen erst auf, als sie durch den Reichsfeind bis auf das Blut geschunden wurden, ganz so, wie sie es gewünscht: Einer nach dem Andern. Damals aber luden sie in Mainz ihren Kuhfuß auf die Schulter und schwenkten ohne Commando ab nach jenen blauen Bergen jenseits des Rheins, wo ihrer kleinen Heimath nahe Grenze anfang.

Die hessische Festung Rheinfels bei St. Goar galt für unüberwindlich. Ihr Commandant aber hatte den Kopf verloren. Er räumte sie, weil sich eine Bande von Gauklern mit einem Kameel und mehreren Affen und Bären unter herzerreißender Musik näherte. Man hielt die Gaukler für Franzosen. Es war eine schreckliche Zeit. Das altersschwache Reich in Zwietracht und Verfall und der habsburgische Kaiser dem Reiche entfremdet.

Die Oesterreicher flohen vor dem französischen General Moreau und suchten Schutz in Neuwied und Umgegend. Die Maas- und Sambre-Armee besetzten Weißenthurm und die Rheininsel bei Neuwied. Im August 1795 entbrannte der Kampf um den Rhein und die Stadt Neuwied. Die Oesterreicher griffen die auf der Rheininsel postirten Franzosen mit Geschütz an. Vernadotte, welcher der Stadt Schonung ver-

sprochen hatte, fühlte sich nun seines Versprechens entbunden. Er beschloß die wehrlose Stadt vier Stunden lang mit Kanonen und Haubitzen. Ueber sechshundert Kanonenkugeln und Granaten fielen auf die Stadt nieder. An vielen Orten brach Brand aus. Aber die Bürger löschten ihn allemal selbst inmitten des feindlichen Feuers. Am folgenden Tag, am 31. August 1795, begann das Bombardement von neuem. Die dem fürstlichen Schlosse gegenüberliegende Kemy'sche Fabrik gerieth in Flammen und die Franzosen machten das Löschen unmöglich dadurch, daß sie alles Kartätschen- und Haubitzenfeuer auf diesen einen Punkt concentrirten.

Im October 1795 war Neuwied und Umgegend wiederholt der Schauplatz mörderischer Gefechte. Die Fürstin hatte ihre Kinder in Sicherheit gebracht. Sie selbst schwebte in äußerster Gefahr. Zu Fuß floh sie aus ihrer Residenz und fand in dem Pfarrhause eines benachbarten Dorfes ein Asyl in einem kleinen Stübchen, das die unmittelbare Aussicht auf den Friedhof hatte. Hier, „dicht neben dieses kleinen Dorfes in engem Grabe ruhender Väterschaar“ hat sie eine ihrer rührendsten Elegien über das Elend des zerrissenen deutschen Vaterlandes und das Unglück ihrer schönen Heimath gedichtet. Sie glaubte im Interesse ihrer Kinder der letztern den Rücken wenden zu müssen und fand Anfang 1796 eine Zuflucht bei dem Herzog von Sachsen-Meiningen. Sie brachte dort drei Jahre zu. Sommers wohnte sie in dem Schloßchen Masfeld, Winters in Meiningen selbst, wo ihre Kinder einen tüchtigen Unterricht erhielten. Namentlich machte der Prinz Victor hier glänzende Fortschritte in den exacten Wissenschaften. Nach dem Frieden von Campoformio kehrten sie nach Neuwied zurück. Inzwischen

waren dort dem Rheinübergange von 1795 die von 1796 und von 1797 gefolgt. Am 2. Juli 1796 erlebte die Stadt abermals ein furchtbares Bombardement; die österreichischen Rothmäntel mußten die Flucht ergreifen vor den großen rothen Federbüscheln der französischen Grenadiere; in dem fürstlichen Schlosse machten sich's die Herren Jourdan, Ernouf, Coulanges und Consorten bequemt. Von da ab nahmen Contributionen, Einquartierung und Requisitionen kein Ende. Dazu kamen Räuberbanden, welche sich im Krieg gebildet hatten, und welche die ohnmächtige deutsche Kleinstaaterie nicht zu unterdrücken vermochte. Letzteres brachte erst die Fremdherrschaft fertig und sie wurde darob von manchem Anbeter des goldenen Kalbes schier als eine Wohlthat gepriesen.

Die so lange ersehnte Rückkehr brachte der fürstlichen Familie nur neue Leiden. Der Fürst Friedrich Karl war der schwierigen Situation nicht gewachsen. Er ließ sich durch fremde Schwindler und Abenteurer täuschen und wider seine Kinder, seine treffliche Gemahlin die Fürstin Luise, wider sein Ländchen, seine Unterthanen, seine Stadt verheizen, — eine Episode, so lächerlich und so traurig, daß sie besonders erzählt zu werden verdient. Er sah endlich selbst das Verkehrte und Unhaltbare seiner Position ein. Er verließ Neuwied und abenteuerete in Frankreich umher. Am 20. September 1802 abdicirte er zu Gunsten des minderjährigen Erbprinzen August, am 7. März 1809 starb er auf einem seiner Wanderzüge. Die Fürstin ergriff als Vormünderin und Regentin die Zügel des „Staates“ (wenn man ein großes Gut so nennen darf) und der Familie. Sie hat sie mitten in den Stürmen der Zeit mit weiblicher Milde und Würde, mit männlichem Geist

und Charakter geführt. Sie hat die Leiden und Lasten, den Tod ihrer Söhne und die Mediatifirung ihrer alten Dynastie (sie selbst war eine Gräfin Sayn) mit christlicher Ergebenheit und patriotischer Fassung ertragen.

Sie war die Mutter von zehn Kindern, worunter sechs Söhne; der älteste Sohn, körperlich und geistig schwach, war Anfang 1800 der aufreibenden Zeit erlegen. Der zweite war österreichischer Dragonerrittmeister; in dem Gefecht von Freisingen schwer blessirt, wurde er nach der Abtei Nieder-Altach gebracht und erlag dort am 27. Juli 1800 seinen Wunden. Der dritte, Prinz August, succedirte nach dem Tode seiner älteren Brüder seinem Vater; sein Sohn, Fürst Hermann von Wied, hat die durch die langen Kriegsjahre in Verwirrung gerathenen Finanzen wiederhergestellt und stets einen entschieden nationalen Sinn gezeigt; sein Enkel, der jetzt regierende Fürst von Wied, dient dermalen als Officier in dem deutschen Heer und diente als solcher 1866 in der preußischen Armee; er folgt dem Beispiel seines Großvaters Victor, aber mit günstigeren Sternen. Der vierte ist unser Held Victor; und dann kommen als fünfter und sechster die Prinzen Max und Karl, welche sich Beide ebenfalls als tapfere preußische Officiere im Freiheitskriege ausgezeichnet haben. Max ist außerdem der wissenschaftlichen Welt als Naturforscher und durch seine berühmten Rejewerke über Brasilien und Nordamerika bekannt geworden.

Ich habe meiner Erzählung vorgegriffen. Kehren wir zurück zum Herbst 1801 und zu dem jungen Prinzen Victor, welcher aus der Schmiede des Meisters Hann-Jost in Marau kommend, dem Schlosse seiner Väter zureitet, das am nörd-

lichen Ende der Stadt, im Schatten eines prachtvollen frischen grünen Parks, auf dem Ufer liegt, an welchem sich die grüne Welle des Rheines bricht mit jenem leisen Murmeln, das stets denselben zutraulichen Klang hat, in Zeiten des Krieges wie des Friedens. Der Prinz überdachte immer von neuem das Elend, das über Deutschland und über seine Familie durch die Franzosen gekommen, für deren glorreiche Revolution er als Knabe geschwärmt. Inzwischen hatte er auch die Republikaner kennen gelernt — es waren wilde Räuberbanden. Er hatte die Royalisten kennen gelernt — es waren heruntergekommene Wüßlinge, schwach und krank an Kopf und Herz, an Leib und Seele, an Beutel und Arm. Er haßte und verabscheute sie Alle, die Einen wie die Anderen. Während er in Meiningen weilte, waren nichts als Hiobsposten aus seinem lieben Heimathskändchen dorthin gelangt. Kaum war er im August 1798 mit Mutter und Geschwistern nach Neuwied zurückgekehrt, wo man sich des Friedens zu erfreuen gedachte, da brach in Folge des Rastatter Gesandtenmordes wieder der Krieg aus; und der General Angereau, der in Offenbach stand, benutzte diesen Umstand, um dem Hause Wied durch Drohungen 30,000 Livres abzupressen. Man kleidete das in die Form eines Vertrages (vom 22. October 1801) des Inhalts, das Haus Wied zahlt diese Summe an Frankreich und Frankreich versichert dagegen das Haus Wied seiner Freundschaft und seines Wohlwollens, wofür es ja schon so viele Beweise durch Zerstörung der fürstlichen Güter und Vorwerke und durch das Abhauen der Obstbäume gegeben. Prinz Victor fühlte bis in die tiefste Seele hinein diese Schmach und diesen Hohn, gegen den es bei der kleinstaatlichen

Uneinigkeit und Machtlosigkeit keine Hülfe gab. Er gedachte der Worte des Schmiedemeisters: „Es bedarf viel guter Schläge und Streiche, um den Teufel wieder an die Kette zu legen; und wer einen Hammer führt, der soll drauffschlagen.“ Kann ich nicht auch einen Hammer führen? dachte der Prinz. Meine Brüder sind schon bei der preussischen Armee. Ich will zur österreichischen. Sind wir doch ein reichsfürstliches Haus und ist der Kaiser doch das Oberhaupt des deutschen Reiches; und nur durch Wiederaufrichtung eines starken deutschen Reiches kann der einzelne Reichsstand Schutz finden; es wäre thöricht, wenn er ihn auf seine eigene Faust suchen wollte. Es ist eine Knechtschaft, die uns Alle drückt, und eine Freiheit macht uns Alle frei. Ich weiß, meiner guten Mutter wird das Herz schwer werden, wenn auch ich sie verlasse. Allein, sie ist eine großherzige Frau; und sie wird einsehen, daß, wenn Alles auf dem Spiel steht, sich der Einzelne nicht schonen darf. Mein Entschluß ist gefaßt.

Er gab im Schloßhof dem Diener das Pferd und stieg hierauf in seine Zimmer, um sich umzukleiden. Von dem grünen Eckstübchen im obern Stockwerke aus warf er noch einen Blick über den majestätisch fließenden Rhein, über das alte Engers-Gau rechts und das alte Mayen-Gau links von dem Strom, beleuchtet von den sanften Strahlen der untergehenden Herbstsonne. „O, ich weiß es, die Sonne der Freiheit wird wieder aufgehen über den deutschen Landen“, murmelte er, und dann ging er, der treu waltenden Mutter seinen Entschluß zu verkünden.

* * *

Im November 1801 trat Victor als Stabscapitän bei dem Regimente Erzherzog Karl in österreichische Dienste.

Von nun an dient uns als Quelle die Correspondenz zwischen ihm und seiner Mutter. Ein Theil derselben ist von dem ehemaligen Lehrer des Prinzen, Hauptmann Hofman, 1814 herausgegeben unter dem Titel: „Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer gefallenen deutschen Prinzen, aus einigen seiner Briefe entworfen und seinen Vettern, den deutschen Prinzen, Grafen und Herren als Spiegel aufgestellt“ (der Ertrag ist für die Waisen der in dem heiligen Kampfe von 1813 und 1814 Gebliebenen und Verstümmelten), Frankfurt am Main 1814, bei Heinrich Ludwig Brönnner. *) Niemand wird diese Briefe voll Geist und Patriotismus und voll der rührendsten Liebe des Sohnes zur Mutter, des Deutschen zum Vaterland, ohne Erbauung lesen. Die von dem Herausgeber in der Vorrede gewünschte Wirkung haben sie leider damals nicht gehabt. Die deutschen Fürsten vergaßen allzu schnell die großen Lehren der Vergangenheit und haben schwerlich je die ergreifenden Worte gelesen, mit welchen ihnen Prinz Victor ihren Partikularismus und Territorialismus (der Prinz sagt: „Provinzialgeist“) und dessen verderbliche Wirkungen vorhält, verderblich sowohl für das Gemeinwohl als auch für die persönlichen Interessen der Dynastien selber. Das Jahr Dreizehn hat die Früchte noch nicht gezeitigt. Es bedarf einer

*) Es sind in dem Buche mit Sorgfalt die Namen unterdrückt, dies erschwert die Orientirung. Statt seiner empfehle ich daher dem Leser, welcher zur Quelle zurückgehen will, ein neueres Werkchen, das auch sonst noch manche gute Eigenschaft hat. Es heißt: „Prinz Victor von Wied. Erinnerungen an die deutschen Prüfungsjahre 1805 bis 1812, von Friedrich Wilhelm Winkel, Superintendenten in Verleburg.“ Neuwied 1863.

Wiederholung; und während wir an dieser schweren Arbeit sind, mag es uns eine Erquickung sein, den Worten eines unserer edelsten Vorkämpfer für die nationale Einheit zu lauschen. Das Büchlein ist heute vergessen, aber der Held darf nicht vergessen werden, wenn sich das deutsche Volk den Vorwurf der Undankbarkeit ersparen will.

Ich will von Victor's ersten Soldatenjahren nichts erzählen. Sie waren ziemlich ereignislos. Mit dem Jahre 1805 beginnt das eigentliche Kriegesleben. Am 24. August 1805 meldet er seiner Mutter mit Entzücken, daß seine Brigade Befehl erhalten hat, in das Lager von Minkendorf zu rücken, und daß er „eine prächtige stolze Grenadier-Compagnie erhalten werde.“ Alle seine Briefe sind besetzt von der Besorgniß, daß die deutschen Mächte vereinzelt, eine nach der andern niedergeworfen werden könnten, von der Hoffnung, daß endlich die Schwere des gemeinsamen Joches Alle gleichzeitig zur gemeinsamen Empörung wider die Fremdherrschaft zwingen werde. Es war damals Sitte im österreichischen Lager, über Preußen zu schimpfen. Prinz Victor aber schreibt seiner Mutter: „Bei allen Vernünftigen hört der Haß gegen Preußen mit jedem Tage mehr auf, und Jeder schickt fromme Wünsche gen Himmel, eine aufrichtige Vereinigung zwischen Allen, die Deutsch sprechen, zu Stande kommen zu sehen, um den gemeinsamen Erbfeind zu demüthigen.“ Dann schreibt er am 18. September von einem Dörfchen bei Spital in Käruthen, wo er Kasttag hält: „Man hat bei uns erzählt, Bonaparte suche die Reichsfürsten zu beleidigen, und habe deswegen von dem Kurfürsten von Hessen ein beträchtliches Anlehen verlangt, er suche einen Reichskrieg zu erregen, da-

mit er durch das Reich auf Böhmen und Oesterreich losgehen könne, weil er wisse, daß wir unsere Hauptmacht in Italien haben. Ob dies wahr, ob ein Reichskrieg entstehen werde? Dann würde es unverzeihlich sein, wenn Preußen noch immer ruhig zusehen wollte. Was wird noch aus unserm Vaterlande werden? Ringsumher Disharmonie unter uns! Wenn doch wieder ein Bernhard von Weimar aufstünde, der alle Tapfern vereinigte, um den uralten Namen zu erhalten! Ich glaube, die allereingefleischtesten Sonderbündler müssen sich doch erinnern, daß wir eine Sprache sprechen, und daß der Verlust der deutschen Ehre auch ihr eigener Verlust ist. Denken Sie sich unser schreckliches Loos, wenn es zu einer Theilung käme, und wir Deutsche sollten den Schimpf erleben, unter französische Herrschaft zu gerathen! Oesterreichische oder preußische Oberherrschaft wäre viel leichter zu ertragen und eine Theilung unter diesen beiden Mächten eher zu wünschen. Sie würde auch vor der Nachwelt keinen Schandfleck auf die Nationalehre werfen, da wir von den eigenen Landsleuten beherrscht würden. Wir wären doch vor der schimpflichen Behandlung unserer Nachbarn sicher, und das Interesse zerfiel nur in zwei Theile, wo es jetzt in vierhundert (reichsunmittelbare) Gebiete zerfällt. Die Zukunft geht mit großen Dingen schwanger, allein ich glaube, daß sie auf keinen Fall die Lage des Reichs verbessern werde. Wenn man Grundsätze hat und diesen treu bleiben will, so kann man in dieser Lage nichts Anderes thun, als sich an das Reichsoberhaupt und an seine kriegerischen Fahnen anschließen, für sein Land streiten und, wenn es das Schicksal will, dafür sterben, um sein trauriges Ende nicht zu überleben.“

Am 10. October 1805 war Victor zum ersten Mal im Gefecht. Er half die Brücke von Günzburg (an der obern Donau) gegen eine Attaque der Franzosen und der Baiern vertheidigen. Diesmal schreibt der rücksichtsvolle Sohn nicht an die Mutter, sondern an einen der Brüder. „Ich kann nicht sagen“, bemerkt er, „daß mich die Kugeln in eine Art von Kanonensieber versetzt hätten, was, wie man sagt, beim ersten Mal geschehen soll; wohl aber machte das Schreien der Blessirten und ihr Anblick einen graufigen Eindruck auf mich.“ (Man wird sich erinnern, daß sogar Napoleon I. das Blut auf den weißen Röcken der Oesterreicher gräulich fand; dies war der Grund, warum er die Absicht, auch der französischen Armee wieder weiße Uniformen zu geben, fallen ließ.)

Kurz darauf führte ihn sein Unstern nach Ulm, das, in Gefahr, ausgehungert zu werden, capituliren mußte. Der Prinz schildert in ausführlichen Briefen die schlechte Führung der Oesterreicher, an deren Spitze ein blutjunger Erzherzog ohne alle militärische Befähigung, und der alte Gamaschenknopf Mack stand. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten. Victor war also, „nachdem er zuvor mehr ausgestanden, als sich durch Worte ausdrücken läßt“, Kriegsgefangener. Man entließ ihn jedoch gegen das Ehrenwort, bis zu vollzogener Auswechselung nicht gegen Frankreich fechten zu wollen. Er reiste durch Tyrol nach Preßburg. Von da wurde er als Courier an den Kaiser geschickt. Er trifft gerade am Tage vor Ansterlig bei demselben ein. Einige Tage später schreibt er: „Ich machte am Tage nach meiner Ankunft (2. December) diese schreckliche Schlacht mit, indem ich mich an das erste beste Bataillon angeschlossen, jedoch so, daß ich den Säbel nicht

zog, sondern, der gegebenen Parole gehorchend, nur Zuschauer war. Beide Armeen machten in diesem Treffen ein unerhörtes Feuer auf einander. Wir hatten auch wirklich den Sieg schon in Händen, den wir der schönen Position des Generals Weihrotten verdankt haben würden. Allein die Disposition wurde nicht ganz ausgeführt und die Schlacht ging verloren.“

Diese Niederlage machte auf den Prinzen einen furchtbaren Eindruck. Verzweiflungsvoll schreibt er: „Uns Officieren wird nun wohl die Ehre zugedacht sein, für Bonaparte zu fechten, wenn sich in irgend einem Winkel der Erde noch ein Funke von Widerstand gegen seine Knechtschaft zeigt. Ich aber will lieber nach St. Domingo gehen und mit den Schwarzen gegen diese verabscheuenswerthe Nation (die Franzosen) fechten, als mich ihrer übermüthigen Herrschaft unterwerfen. Die Grundsätze, die mir von Jugend auf eingespößt worden sind, und ein ererbter Nationalstolz, welcher sich mit dem Begriff der Knechtschaft nicht verträgt, machen mir es unmöglich. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich dem zuwider handelte. Ich setze meinen Stolz darein, mich in diesem Punkte durch das allgemeine Urtheil (das damals Unterwerfung unter Napoleon predigte; that es ja etwas später sogar ein Goethe!) nicht bestimmen zu lassen. Ich werde meinen eigenen Weg gehen und den Kampf allein fortsetzen. Ich hoffe, der Himmel wird den Uebermüthigen auf die Dauer nicht siegen lassen, der eine so ungerechte Sache verfißt. Ich lebe und sterbe nur in der Absicht, unsere edle deutsche Nation nicht durch eine solche Räuberbande unterwerfen zu lassen.“

Dies Gelübde hat der Prinz ehrlich gehalten und mit seinem Tode besiegelt.

Im Januar 1806 erhielt er einen längeren Urlaub. Er benutzte ihn, um nach Hause zu reisen. Unterwegs hat er ein Duell, wird bedeutend verwundet und muß eine Zeit lang liegen bleiben. Er schreibt: „Bekommen wir wieder Krieg gegen Frankreich, so kehre ich nach Oesterreich zurück. Wird aber ein fauler Friede gemacht, so nehme ich meinen Abschied, suche eine Anstellung bei einem noch freien Staat und setze den Kampf fort.“

Er brachte den Frühling 1806 in der schönen rheinischen Heimath zu. Nach Oesterreich zurückgekehrt, erhielt er in einer abgelegenen Garnison die Nachricht, daß Franz die deutsche Kaiserkrone (an welcher der Prinz als Reichsfürst mit romantischer Treue hing, obgleich sie seit lange schon nichts als ein leeres Schattenbild war) niedergelegt und seine Hoffnungen getäuscht habe, sowie daß unter den fürstlichen Opfern, welche Napoleon zu Gunsten der Rheinbundvasallen abschlachten wolle, sich auch das Haus Wied befinde.

„Wie ein Wetterstrahl hat mich die Nachricht von der Niederlegung der Kaiserwürde getroffen“, schreibt Victor am 14. August 1806 an seine Mutter, „auch unser Schicksal scheint besiegelt. Der Name Wied steht ja schon in den Zeitungen unter den Schlachtopfern. Wir sollten Alles, Stück für Stück, verkaufen, unsere Siebensachen suchen gut anzubringen und in irgend einem noch freien entfernten Winkel der Erde einen Wohnsitz suchen. Der zu erwartende Oberherr, heiße er Nassau oder Murat*), wird uns den unerträglichen Stolz der Niederträchtigen zeigen und seine Crea-

*) Bekanntlich damals unter dem Namen „Joachim I.“ Großherzog von Berg geworden.

turen werden uns so plagen, daß wir unsere Existenz verwünschen müssen.“ Hier bemerkt der Herausgeber des Prinzen: „ist im höchsten Grade geschehen“; ich werde darauf zurückkommen.

Das ist der erste grelle Ausschrei des wilden Schmerzes. Schon in den folgenden Tagen schreibt der Prinz mit patriotischer Fassung, am 15. August 1806:

„Alle Niederträchtigen triumphiren jetzt über die Ehrlichen, die Selbstgefühl und Nationalstium genug hatten, um nicht vor dem übermüthigen Unterdrücker der Freiheit zu kriechen. Aber mein Satz rechtfertigt sich jetzt auf das Frappanteste. Was hätte es uns genügt, den Pariser Höllenhunden zu schmeicheln? Wir würden jetzt unsern ehrlichen Namen gebrandmarkt sehen! Immer besser, das Unglück mit den Stolzen und Würdigen tragen, als mit den Niederträchtigen eine precäre Existenz theilen und unter die Vaterlandsverräther von Zeitgenossen und Nachkommen gezählt werden.“

Diese Stimmung befestigte bei ihm die Antwort der heldenmüthigen Mutter. Er schreibt ihr am 18. September: „Ihr Brief mit den schönsten Hoffnungen, die er in mir aufgeregt hat, setzte mich in ein unglaubliches Entzücken. Denken Sie sich, beste Mutter, die ehemalige Lage der Dinge würde wieder hergestellt und es zeigte sich, daß diese ganze traurige Epoche ein nothwendiges Mittel gewesen, um die Deutschen wieder zu einem Volk zu machen und sie gewaltsam zu ihrem Vortheil hinzuführen! Gern überlasse ich mich diesen himmlischen Träumereien . . . O, wenn wir so glücklich wären, am Ende aller dieser Stürme das Reich frei und selbständig herausgehen zu sehen, auch ohne Fremde; wenn wir an der Spitze

von wirklichen Landsleuten, ohne fremde Hülfe zu gebrauchen, unsere Freiheit behaupten könnten! Das ist aber nicht das Werk eines Einzigen, sondern des Gesamtwillens. Dieses muß immer das letzte Ziel jedes Deutschen sein. Wenn doch endlich ein hoher, vielvermögender, folglich unabhängiger Mann aufstände, der den Kopf und den eisernen Willen hätte, der dazu gehört! Er allein wäre Napoleon furchtbarer als eine ganze Armee.“

Hier scheint Victor an den preussischen Prinzen Louis Ferdinand zu denken.

Am 5. November 1806 sagt er weiter: „In die Gewalt dieser Verruchten sind wir jetzt ohne Vertheidigung hingegeben und nichts kann uns retten als eigene Kraft. Vielleicht ist diese traurige Epoche ein Mittel, die ganze deutsche Nation zu vereinigen und den Provinzialgeist in echten Patriotismus umzuschaffen. Auf keinen Fall kann ich es mir als möglich denken, daß diese große, kraftvolle und kriegerische Nation auf lange Zeit unter dem Joche des verdorbenen Volkes von Europa schmachten wird. Die Geschichte hat kein Beispiel einer ähnlichen Erscheinung. Auf den künftigen Widerstand der Preußen rechne ich wenig, obgleich versichert wird, daß der König schon wieder 100,000 Mann hinter der Oder versammelt habe. Ich weiß, wie wenig man auf geschlagene, rallirte Truppen rechnen kann. Wenn meine Ahnungen nicht trügen, so hat die Stunde für Oesterreich und Preußen geschlagen; allein aus den Trümmern beider Staaten und dem übrigen Deutschland geht Ein mächtiger Staat hervor, der sich von fremder Gewalt befreit.“

Die Briefe aus der ganzen folgenden Zeit werden von

ähnlichen Gedanken belebt. Die Bilder wechseln, die Grundanschauung ist dieselbe. Die Hoffnung auf eine neue siegreiche Erhebung Gesamtdeutschlands ist es allein, die den Prinzen aufrecht erhält und ihn nicht an der Vorsehung verzweifeln läßt. Seine Mutter bestärkt ihn in dieser Hoffnung. Gleich Hamlet grübelt der Prinz: „Gewiß, der Glaube an eine gerechte göttliche Leitung der menschlichen Dinge wird auf eine harte Probe gesetzt. Allein, gäben wir diesen Glauben auf, dann bliebe uns ja nichts, als die Verzweiflung. Ich suche überall nach Trostgründen. Ich finde sie auch in der Geschichte der Entwicklung des Kriegswesens. Die neue Taktik erfordert nicht mehr eine viele Jahre lange Vorbereitung der Soldaten. Sie giebt der Mehrzahl ein erstaunliches Uebergewicht über die Minderheit. Daraus schließe ich, daß in Zukunft alle Waffenfähige Soldat werden müssen; und daß, wenn ein Volk dies ernstlich will und thut, es jede feindliche Armee, die in sein Land einrückt, besiegen muß. Wenn die gegentheilige Kriegsverfassung die Ursache der despotischen Weltherrschaft und der Herabwürdigung der Nationen ist, so wird vielleicht diese eiserne Periode der Uebergang sein zur Herstellung volksthümlicher Wehr- und freier Staatsverfassungen, und durch diese zur Wiedereinsetzung der bürgerlichen und patriotischen Tugend in ihre ewigen Rechte. So wäre dies denn das einzige Mittel, sowohl den pfahlbürgerlichen Egoismus (Partikularismus), als den vaterlandslosen Kosmopolitismus zu stürzen und endlich aus den Trümmern kleiner, veralteter Länder (Territorien) wirkliche Nationalstaaten mit freier Verfassung hervorgehen zu machen. Dann wird man kleine Sklaven mehr sehen, sondern wie zur

Zeit unserer germanischen Ahnen wird jeder freie Mann im Felde die Waffen und in der gesetzgebenden Versammlung die Stimme führen.“

Man sieht, der Prinz hat schon 1806 ein ziemlich deutliches Bild von dem deutschen Nationalstaat, wie er sich sechs-
zig Jahre später zu bilden begann, und von dem Wehrsystem, das Scharnhorst 1808 in Preußen einführte. Freilich wechselt diese gehobene Stimmung, welche namentlich sich unmittelbar nach dem Empfang von Briefen seiner Mutter zeigt, mit dem Ausdruck der tiefsten Hoffnungslosigkeit, wenn die Anzeichen einer neuen Erhebung wieder in den Hintergrund treten. Dann aber ruft er wieder: „Ich fühle das Bedürfnis, an eine göttliche Gerechtigkeit zu glauben und die Weltregierung zu vertheidigen gegen den Schein, der allerdings augenblicklich wider sie spricht. Tangen auch meine Gründe nichts, nun, dann bin bloß ich ein schlechter Advokat, aber meine Partei wird, wenn sie Recht hat, doch gewinnen. Es wird geschehen, was geschehen soll. Wir mögen es nun glauben oder nicht.“

Man wird diese Gedanken doppelt hochschätzen, wenn man bedenkt, daß der Prinz nicht, wie um jene Zeit ein Fichte oder ein Schleiermacher, mitten in einer angeregten und anregenden großen Umgebung lebte, sondern in der vollständigsten geistigen Isolirung in einsamen Dörfern und Weilern; und daß er seine Briefe nicht in der ruhigen Behaglichkeit eines elegant und zweckmäßig eingerichteten Studierzimmers schrieb, sondern unter freiem Himmel, oder in der Schänke, auf der Trommel oder auf der Bank, auf ein formloses Stück Papier, das er bei einem Dorfkrämer ergattert — auf dem Marsche, während des Rafttages, in Unruhe und Auf-

regung, mitten in einem ewigen Wechsel von Lagen und Orten, welche letztere meist sehr trister Natur waren. Kommt er inzwischen einmal nach Wien, so eckelt ihn der dortige Leichtsinne an. „Man hat da“, sagt er, „über eitel Lustbarkeiten die Politik und das Vaterland völlig vergessen. Angesichts der Schlange, welche ihn verschlingen will, hüpfst, tanzt und pfeift dieser närrische Vogel. Wenn ich mir vorstelle, daß die untere Kinnlade der Schlange bereits in Dalmatien und die obere in Schlesien und Polen angelegt ist, so sehe ich das unglückliche Land schon ganz in ihrem Rachen.“ Dann geht Victor von Wien voll Unmuth wieder zurück nach Langenloos in Tyrol, einem „wahren Ratteneste“, wohin er in Folge von Denunciationen über Umgang mit einer dem Hofe mißliebigen Familie verbannt ist. Und wie lebt er in dem „Ratteneste“? So: „Ich dampfe den ganzen Tag zwischen monotonen Tannenwäldern meine Pfeife, lade zuweilen aus Beizweiflung Gäste ein, spiele mit ihnen ein Präferanzspiel (préférence), und wenn sie fort sind, freue ich mich, die langweiligen Gesichter wieder los zu sein.“

* * *

Inzwischen hatten sich am Rhein die Geschicke des Fürstenthums Wied vollendet. Es ist nöthig, um ein vollständiges Bild aus der Zeit zu geben, daß ich die dortigen Ereignisse während der verhängnißvollen sieben Jahre von 1806 bis 1813 berühre, um dann den Faden der Erzählung der Kriegsfahrten unseres Helden mit 1808—9 wieder aufzunehmen.

Die Fürsten von Wied und die von Nassau waren bisher gleichberechtigte Mitstände im Reich. Jetzt wurden die

Ersteren Unterthanen und die Letzteren Herrscher. Das nannte man Mediatifiren. Es wurde von Napoleon im großartigsten Maßstabe betrieben zu Gunsten Derjenigen unter den kleinen Dynasten, welche sich ihm auf Gnade und Ungnade in die Arme geworfen hatten. Dem als Rheinbundsstaat neugebackenen Herzogthum Nassau wurden Stücke der geistlichen Kurfürstenthümer Trier, Köln und Mainz zugetheilt, und eine ganze Anzahl von reichsständigen und reichsritterschaftlichen Territorien (in Summa etwa zwanzig) wurden ihm einverleibt. Während Preußen die Debellirten von 1806 auf das Reichlichste dotirte, konnten sich die Mediatifirten von 1806 einer gleichen Gunst Seitens ihrer bisherigen Collegen und Mitfürsten nicht erfreuen. Die Regierungen der Rheinbundsstaaten, Napoleon gegenüber servil und demüthig bis zum Exceß, nahmen für ihre neugebildeten Territorien die despotisch-autokratischen Manieren ihres Protector's an. Sie schafften die Stände, wo deren noch waren, ab und definirten die von ihnen erworbene „Souveränität“ als unumschränkte Gewalt im Innern. Während Napoleon mit Stiefel und Sporen auf ihnen herumtrampelte und sie wie dumme Zungen behandelte, suchten sie sich nach der andern Seite hin dadurch schadlos zu halten, daß sie, den Busen geschwellt von dem Vollgefühl ihrer jungen Souveränität, die armen Mediatifirten ihre ganze Allgewalt fühlen ließen. Man reducirte deren politische Rechte auf das Aeußerste und schraubte sie furchtbar bei der finanziellen Auseinandersetzung. Da nun außerdem schon der Krieg ihre Finanzen erschüttert hatte, so gingen Mehrere von ihnen völlig zu Grunde und der Fürst von Nassau brachte dann schließlich deren Grundeigenthum durch Kauf an sich.

Auch zwischen Nassau und Wied handelte es sich darum, die landesherrlichen Gerechtsame, Einkünfte und Gefälle des Hauses Wied von den standesherrlichen zu scheiden. Die ersteren gingen dann auf den neuen Souverän Nassau über; die letzteren verblieben bei Wied. Nun stellte Nassau die Theorie auf, ursprünglich sei die Landeshoheit beim Kaiser gewesen, die Reichsbeamten, welche sich zu erblichen Territorialherren aufgeschwungen, hätten die Gerechtsame des Kaisers usurpirt, es müßte daher Alles für landesherrlich erklärt und auf den neuen Souverän übertragen werden. Diese Theorie ist ungerecht, denn jene Familien erhielten die Reichsämtter und dann die Landeshoheit, weil die sie größten Grundeigenthümer waren. Manche mögen wohl reich geworden sein, weil sie Fürsten waren. Die von Wied waren Fürsten geworden, weil sie von Haus aus reich waren. Die Theorie war aber auch praktisch unbillig und für das Haus Nassau gefährlich, sowohl 1813, als ihm selbst die Mediatisirung drohte, als auch 1866, wo sie eintrat. Denn nach diesem System hätte der Herzog Adolph von Nassau statt der siebenzehn Millionen Gulden, welche ihm bei seiner Mediatisirung von Preußen zugewandt wurden und sein bisheriges Einkommen verdoppelten, gar nichts erhalten.

Nur die Fürsten von Wied, von Solms-Braunfels und von Schaumburg, sowie die Grafen Leiningen, Bassenheim zc., führten lebhafteste Beschwerde über (wie sie sich ausdrückten) „das erbärmliche Benehmen, welches der Fürst von Nassau, zu dessen Gunsten sie mediatisirt wurden, in dieser trüben Periode ihnen gegenüber einzuhalten für gut befunden habe“ (Joh. Gust. Dronsen, York's Leben, Bd. III, S. 199, Note).

Aber natürlich Alles ohne Erfolg. Auch die Briefe, welche Prinz Victor in der Zeit von 1806 bis 1812 von den Seinigen erhält, enthalten die bittersten Klagen. Victor tröstet sie, man möge alle Trübsal über sich ergehen lassen, wenn sie nur zur Aufrichtung des deutschen Nationalstaates führe, welchem sämtliche Reichsfürsten die nöthigen Opfer bringen müßten; denn ohne ihn seien sie ganz verloren.

Als das Jahr 1813 kam, glaubten Viele, die Rheinbundsstaaten, welche 1806 so ausgedehnt und erfolgreich mediatisirt hatten, würden nun an die Reihe kommen, selbst mediatisirt zu werden. Denn alle die Gründe, welche sie 1806 für sich und ihr Verfahren angeführt hatten, paßten 1813 mit verdoppelter Gewalt gegen sie.

Das York'sche Corps war nach der Schlacht von Möckern bis nach Gießen vorgerückt, hatte dort etwas geraftet und marschirte dann am 7. November 1813 lahnabwärts. Der Fürst von Solms, 1806 ebenfalls mediatisirt, nahm auf seinem schönen Schlosse Braunsfels, das in prachtvoller Waldeinsamkeit zwischen Weglar und Weilburg thront, den General York als seinen Gast auf und machte aus seinen Gefühlen gegen Nassau kein Hehl. Dann marschirte das Corps über den Taunus nach Wiesbaden; am 14. November 1813 kam es dort an. Der Herzog von Nassau nahm keine Notiz von York. Der finstere Bsegrim stieg in einem Hotel ab. Diesem gegenüber sah er einen militärischen Posten in einer französischen Uniform. „Was sind das für Leute?“ — „Nassauer, Excellenz.“ — „Kenne keine Nassauer; der Posten soll sofort von meinen Truppen besetzt werden.“ Es geschah. Nun erschien ein Kammerherr des Herzogs von Nassau und

bat, man möge doch den Posten den Truppen seines allerdurchlauchtigsten Herzogs und Herrn wieder zurückgeben. „Nein, es bleibt dabei.“ — „Aber diese Stadt gehört doch Seiner Durchlaucht dem Herzog von Nassau.“ — „Nassau? Habe einen solchen Namen, glaub' ich, schon gehört, aber unter den Rheinbundsleuten; unter den hohen Verbündeten wenigstens, für die ich marschiere, giebt's keinen Herzog von Nassau, in deren Heer giebt's keine nassauischen Truppen. Kenne kein Nassau. Bleibt dabei.“ — „Aber Sie werden meinen allergnädigsten Herrn doch nicht absetzen wollen?“ — „Habe noch keinen Befehl dazu, kann aber noch kommen.“ So York.

Am 30. November 1813 hielten die preußischen Officiere einen Ball im Kurfaal in Wiesbaden. Auch König Friedrich Wilhelm III. erschien. Der sonst so ernste Herr sah lächelnd zu, wie der Prinz Wilhelm von Preußen, der eiserne Bessgrimme York, der alte Haudegen Blücher und der tolle Husar und Waghals Rageler mit einander in einer Quadrille tanzten. Der greise König Wilhelm I. erinnerte sich freundlich dieses Vorgangs, als ihm in diesem nämlichen Kurfaal am 30. Juni 1867, mehr als ein halbes Säculum später, die neu erworbene Stadt Wiesbaden ihre enthusiastischen Huldigungen darbrachte.

Aus dem Mediatistiren aber wurde 1813 nichts. Oesterreich in Gemeinschaft mit den fremden Mächten widerstrebte einer jeden strammen verfassungsmäßigen Consolidirung Deutschlands. Es verurtheilte auch Wied, das ihm so viel geopfert, nassauisch zu bleiben.

Dem Fürsten Wied aber gelang es wenigstens, 1815 vermöge eines Landausstausches zwischen Preußen und Nassau

von dem ihm so sehr verhassten Rheinbundsstaat los und unter die Krone Preußen zu kommen. König Friedrich Wilhelm III. hatte ihm dies ausdrücklich versprochen; und er hielt Wort; nur zwei kleine wiedische Aemter, Selters und Kunkel, blieben unter nassauischer Hoheit, um 1866 mit dem Uebrigen vereinigt zu werden. Das fürstliche Haus Wied nimmt nunmehr in der preussischen Monarchie die seinem Besitze, und dem Alter seines erlauchten Geschlechts entsprechende hohe Stellung ein und befindet sich wohl dabei. Es ist zurückgekehrt in die Würde des Gaugrafen, die es schon im elften Jahrhundert im Engers-Gau bekleidete, wo es das Banner des Kaisers führte und Niemand über sich hatte, als diesen.

Doch kehren wir von diesem Rück- und Vorblick von hoher historischer Zinne aus wieder zurück zu den Zeiten der Fremdherrschaft, der Schmach und des Elends, zu dem erfolglosen Kriege, zu den Jahren 1808 und 1809, und vor Allem zu unserm unglücklichen Prinzen.

* * *

Prinz Victor harrete mit Sehnsucht auf eine neue Erhebung und wurde immer ungeduldiger bei seinem Preferencepiel in dem tiefeingeschnittenen Mattenneste Langenloys. Selbst auf einer Vergnügungsexpeditiön, welche er mit zwei Freunden (Colloredo und Löben) durch die Steierischen und die Stub-Alpen, die Stadter Lauren und das Salzburgerische nach dem Königssee macht, (letzterer hieß damals noch Bartholomäisee, nach dem Kloster, das an seinen Gestaden in der Mitte liegt), kann er die Politik nicht aus dem Kopfe kriegen. Er schreibt: „Ich habe am Bartholomäisee eine Lawine von der höchsten Alpe

am Wagmann herabstürzen sehen. Mich schauderte, wie ich sie mit jedem Schritt wachsen und immer unwiderstehlicher werden sah; allein ich wurde getröstet, als sie durch einen kleinen senkrechten Sturz über Felsen auf einmal in unzählige Stücke zersplitterte, zerstäubte und alle Kraft verlor. Die französische Weinpolitik hat den Nachtheil, daß man von ihr sagen kann: wie gewonnen, so zerronnen. Ich fühle es wohl, daß mein Gleichniß etwas hintz; wenn wir uns aber nicht durch halbe Trostgründe aufrichten, wo würden wir ganze finden? . . . Es bleibt uns nichts weiter übrig, als uns ruhig im Stillen auf den Augenblick vorzubereiten, wo vielleicht durch nicht zu berechnende Wendungen des Schicksals unsere Erlösungstunde herbeigeführt wird. Es ist tröstlich, zu sehen, wie das allgemeine Unglück in allen Gegenden von Deutschland den kleinlichen Provinzialgeist, den elenden Haß der Religionsparteien, sogar, wie mir scheint, die große Spaltung, die das nördliche vom südlichen Deutschland trennte, aufhebt. Oesterreich und Preußen lernen sich endlich als Brüder des alten Deutschlands kennen: sie fangen an einzusehen, daß ihre bisherige Eifersucht die Ursache ihres Untergangs wird, die gemeinschaftliche Schmach tilgt jedes andere Gefühl, und ich glaube, daß große Resultate entstehen werden, wenn der aufgeblasene Uebermuth unserer Unterdrücker diese glückliche Stimmung wird zur Reife gebracht haben.“

Er folgt mit Aufmerksamkeit den Dingen in Spanien. „Was sagen Sie zu unseren katholischen Spartanern auf der Pyrenäischen Halbinsel? — Wir könnten es gerade so machen; allein seit Prinz Louis Ferdinand dahin ist, weiß ich nicht, wer das Signal geben soll. — „Das Beispiel von Spanien

ist für Jedermann ein Beweis ad hominem, daß auch wir Deutsche, wenn wir Alle einig sind, es nicht zu dulden, gar nicht unterjocht werden können.“

Prinz Victor bricht in Jubel aus, als am 2. Februar 1809 der französische Gesandte Wien verläßt und die Eröffnung des Krieges bevorsteht. Allein bei dem System der Spionage und der handwerksmäßigen Verletzung des Briefgeheimnisses, das die Franzosen in Deutschland eingeführt haben, ist die äußerste Vorsicht geboten. Wenn man einen Buchhändler Palm erschießt, weil er ein patriotisches Buch (ohne es zu lesen) verkauft hat, warum soll man nicht eine deutsche Fürstin erschießen, deren Sohn in der feindlichen Armee dient und die mit diesem patriotische Briefe wechselt? Der Duc d'Enghien war ja auch ein Fürst und man ließ ihn doch erschießen.

Der schalkhafte Geist, mit welchem von nun an Victor in seinen Brief Politik und Krieg in andere Formen, namentlich in Handels- und sonstige Geschäfte, einkleidet, ist wirklich bezaubernd.

So schreibt er am 8. März 1809 aus Böhmen: „Da unser Credit so sehr gesunken war und uns ein schrecklicher Bankerott drohte, so hat der Chef unserer Handelsgesellschaft (der Kaiser) eine Generalversammlung nach Böhmen ausgeschieden, wohin sich denn auch alle Mitglieder (Armee) begeben haben. Ich bewohne mit meiner Familie (Compagnie) das Dorf Przozorsow. Wahrscheinlich wird mich unser Handelsgeschäft bald nach Frankfurt am Main führen, wo ich Sie zu sehen hoffe. Wir werden dann auch dort die bekannte

Komödiantengesellschaft (der Rheinbundsfürsten) besuchen. Wehe ihnen, wenn sie ihre Rolle nicht gelernt haben.“

Allein auch diese Hoffnung verwirklichte sich nicht. Der Prinz marschirt über Budweis, Linz nach Ekmühl. Dort verlieren am 22. April 1809 die Oesterreicher die Schlacht. Auf dem Rückzuge kämpfend wird der Prinz schwer verwundet und geräth in französische Gefangenschaft. Das „Oesterreichische Archiv für Staats- und Kriegskunst“, Märzheft von 1811, erzählt den Hergang so:

„Bei dem unglücklichen Rückzug des österreichischen Heeres nach Regensburg im April 1809 erreichte die französische Reiterei das Infanterieregiment Erzherzog Karl, dessen Nachtrab die Compagnie des Prinzen von Wied-Neuwied bildete. Trotz der hundertfachen Uebermacht der Feinde widersetzte sich derselbe mit einem Muth, der eines deutschen Prinzen würdig war. Von seiner Mannschaft in diesem hartnäckigen Kampfe getrennt, vertheidigte er sich allein gegen eine Schaar der ihn umgebenden Reiter. Die Feinde bieten ihm Pardon an; „kein Pardon!“ ruft er ihnen entgegen, indem er sie durch Spott zu reizen und den Tod zu finden sucht. Sein Degen wird zersplittert, er greift nach einem auf der Erde liegenden Gewehr, doch — von einem gewaltigen Säbelhieb getroffen, sinkt er zu Boden. Kaum sieht der Feldwebel Thomas Fenzel seinen Hauptmann fallen, als er sich wüthend unter die Feinde stürzt, zwei tödtet, dem dritten das Bajonett in die Brust stößt, aber auch in demselben Augenblick durch einen heftigen Schwertschlag betäubt an der Seite des Prinzen nieder sinkt. Als Fenzel nach einer Weile von seiner Betäubung sich erholte, war die Rettung seines geliebten Hauptmanns sein

erster Gedanke. Die eigene Wunde nicht achtend, löste er sich sein Halstuch auf, verband die gefährliche Kopfwunde des Prinzen und brachte es durch seine rastlosen Bemühungen dahin, daß dieser aus seiner Ohnmacht wieder erwachte. Die erbitterten Feinde wollten nun beide Helden gewaltsam von einander trennen, aber Feuzel, seinen Hauptmann umfassend, rief den französischen Reitern zu: „Morden könnt Ihr mich, aber nicht trennen.“ Diese Entschlossenheit flößte auch den Feinden Ehrfurcht ein, und der Prinz, auf den Arm seines treuen Waffenbruders gestützt, wurde nach Egloffsheim zu dem Kronprinzen von Bayern gebracht, der ihn in seinem Wagen mitnahm und durch seinen Leibarzt verbinden ließ. Feuzel, der seinen Hauptmann nun gerettet wußte, ranzionirte sich selbst und erschien wieder beim Regiment, wenige Tage vor der Schlacht bei Aspern, um die Gefahren und Vorbeeren dieser merkwürdigen Tage mit seinen Waffenbrüdern zu theilen.“

Der Kronprinz von Bayern, welches Land während dieser ganzen Zeit, als Rheinbundsstaat, auf der Seite der Fremdherrschaft steht, brachte Victor nach Landsküt, wo er ihn der Fürsorge des geschickten chirurgischen Professors Tiedemann übergab. Von da meldet der Prinz sein Mißgeschick am 29. April 1809 der Mutter. Der Herausgeber der Briefe macht zu diesem kurzen Schreiben vom 29. April die Anmerkung: „Man sieht es diesem Briefe an, daß der Prinz sich alle Mühe gegeben hat, die Schwere seiner Kopfwunde zu verhehlen; die Schrift unterscheidet sich sehr von der der anderen Briefe; sie zeigt eine langsamere, deutlichere und steifere Hand.“ Victor bemüht sich, die Verwundung als möglichst unbedeutend darzustellen. Sie war es nicht. Obgleich ihn

Liedemann trefflich behandelte und heilte, so erhielt doch die Nase eine wesentlich veränderte Form und

„Ehrenröslein purpurfarben
Prangten im Gesicht die Narben“,

in diesem bisher fast allzu zarten und feinen Gesicht. Mitte Mai meldet er seiner bekümmerten Mutter: „Die Eiterung hört auf. Die Kopfwunden beginnen zu heilen. Der Stich im Arm ist beinahe ganz geheilt. Wirklich habe ich oft daran gedacht, ob nicht bei diesem ganzen Vorfall eine unsichtbare Hand zu walten schien, die mir auf eine gewaltsame Art wider meinen Willen das Leben rettete. Das Schlimmste ist nur, daß Sie, beste Mutter, sich geängstigt haben.“

Victor ist nun Gefangener auf Ehrenwort in Landshut. Er ist unglücklich, daß ihm die fernere Theilnahme an dem Befreiungskampfe unmöglich gemacht ist, allein er tröstet sich mit dem Gedanken, bald ausgewechselt zu werden, mit seinen angenehmen Beziehungen zu dem von Savigny'schen Hause und mit wissenschaftlichen Beschäftigungen. Auf einmal wird er, ohne daß man ihm den geringsten Grund mittheilt, auf deutschem Boden von französischen Soldaten gepackt, drei Wochen lang eingesteckt und dann forttransportirt. Zunächst nach Augsburg, wo man ihn „gleich einem gemeinen Verbrecher in einen Thurm wirft und ihm eine Schildwache vor die verschlossene Thür stellt“, dann nach der Citadelle von Straßburg, wo er mit einem piemontesischen General in einer engen Zelle gemeinschaftlich gefangen gehalten wird. Hier sitzt er vom 10. Juli bis zum 24. September 1809, ohne daß er verhört oder ihm nur die geringste Mittheilung über die Ursache dieser, bei einem kriegsgefangenen Officier so auffallen-

den Behandlung gemacht wird. Der Commandeur der Festung weiß selbst nichts und beruft sich auf „höhere Ordre“. Glücklicherweise ist er wenigstens ein humaner Mann, er erlaubt dem Prinzen, sich, natürlich auf eigene Kosten, eine bessere Beköstigung in die Zelle kommen zu lassen und, worauf dieser mehr Werth legt, mit seiner Mutter zu correspondiren. Natürlich muß er in seinen Briefen in Betreff der Politik die äußerste Zurückhaltung beobachten, ohne jedoch seine Gefühle ganz unterdrücken zu können. Am 3. August 1809 schreibt er: „Schon ewig lange, theuerste Mutter, kommt mir die Zeit vor, in der ich kein Sterbenswörtchen mehr von Ihnen gelesen habe. Ich fürchte, daß mein letzter Brief, den ich gleich nach meiner Ankunft auf der Citadelle, am 18. Juli, an den Bruder August schrieb, nicht angekommen ist. Wann wird dieser elende Zustand, dies Lebendigbegrabensein, enden? Der schöne Sommer verstreicht und ich habe ihn nur durch eiserne Gitter gesehen. Vor meinem Fenster stehen ein paar hohe Plantanen, die mir ihren duftigen Schatten zuwerfen. Aber dieser schöne Anblick macht mir mein Gefängniß nur noch peinlicher. Ach, es giebt kein höheres Gut, als die Freiheit. Leute, die uns trösten wollen, bringen uns öfters die Nachricht, daß der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen sei. Ein schöner Trost. Warum aber hält man mich, selbst nach geschlossenem Frieden, noch gefangen? Und wenn man mich frei läßt, wird man mich gefangen bis an die österreichische Grenze escortiren, oder mich gehen lassen, wohin ich will? Der Zug meines Herzens folgt dem Vater Rhein in seinem Laufe zu Euch und zu der Heimath. Wie ganz anders müssen Sie diesen Sommer zugebracht haben, als

ich. Unser Jägervolk (die Brüder) besonders, wenn es in stolzer Freiheit unsere herrlichen Wälder durchstreift, mag sich doch wohl bisweilen des Eingemauerten erinnern, der in seinem öden, halb banfälligen Kerker dem Tanze der Ratten und der Mäuse traurig zusieht. An solcher Gesellschaft fehlt es mir nicht; und wenn ich nach ihrer Corpulenz urtheilen darf, so glaube ich, daß ihre Feistheit mit der unserer Hirsche zusammentrifft. Ich führe Journal über sie so gut wie jene Jäger über ihre Hirsche. Mein Leibgehege ist ein alter Schrank. Drin treiben sie ihr Unwesen toller, als in Buchsieb's Revier."

Endlich, gegen Ende September 1809, wird Victor der Haft entlassen. Man macht ihm nachträglich die kahle Ausrede vor, das Verfahren gegen ihn beruhe auf Verwechslung mit einer andern Person, welche die Bevölkerung des Vorarlberg (West-Tyrol) aufgewiegelt habe. In Wirklichkeit hat man aber wohl an einem deutschen Prinzen, welcher mehr Ehrgefühl und activen Patriotismus zeigte, als damals mancher Andere seines Gleichen, ein abschreckendes Beispiel statuiren wollen. Als er endlich nach geschlossenem Frieden direct und persönlich von Oesterreich reclamirt wurde, konnte man ihn nicht länger festhalten.

Der Prinz eilte sofort nach seiner Freilassung den Rhein hinunter. Am 27. September 1809 lag er in den Armen seiner Mutter, bleich, abgezehrt, das Gesicht noch entstellt durch die Narben; und als er nun Abends wieder, wie damals im September 1801, in dem grünen Eckstübchen am Fenster stand und die sich am Fuße des Schlosses brechende Welle des Rheins murmeln hörte, und das schöne alte Engers-

Gau vor sich liegen sah, beleuchtet von den sanften Strahlen der untergehenden Herbstsonne — da seufzte er: „Ach, das sind nun acht Jahre, daß ich hier meinen Schwur that; und die Sonne der Freiheit ist noch nicht wieder aufgegangen über den deutschen Landen.“ Aber er wurde nicht irre und nicht müde in aussharrendem Kampfe.

* * *

Es litt ihn jedoch nicht in dem Rheinbundsland, woselbst auf dem lachendsten Gefilde der düstere Schatten der despotischen Fremdherrschaft lag, und wo er schon seiner Familie wegen allerlei Rücksichten nehmen mußte, welche ihm tief in sein stolzes und freies Herz hineinschnitten. Selbst die geliebte Mutter suchte ihn vergeblich an die Heimath zu fesseln. Er bestand darauf, er müsse nach Oesterreich, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen. Auch konnte man am Ende wohl Napoleon zutrauen, daß er ihn in Neuwied gefangen nehmen oder gar à la Palm tractiren ließ. Es war an einem feuchten und kalten Decembormorgen (7. Dec. 1809), als die Fürstin ihr liebstes Kind zum Portal des Schloßhofes hinausreiten, als sie noch einmal den Zipfel seines Mantels um die Ecke flattern sah, da wollte ihr das Mutterherz schier vor Weh zerspringen. Mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßte sie in diesem Augenblicke die bange Ahnung: „Das war das letzte Mal, Du siehst ihn nicht wieder; o, daß Du ihn ziehen liebest.“

Acht Tage darauf kam, datirt von Eger in Böhmen, ein frisch-erfröhlicher Brief von ihm, welcher anhub:

„Im Jubelton verkünde ich Ihnen, meine beste Mutter, daß ich das unschätzbare Ayl eines unschuldigen, d. h. von

der Knechtschaft des Corsen noch nicht entehrten Landes erreicht habe und nun hohnlachend meine Feinde herausfordern darf. Meine Reise ging vollkommen glücklich von Statten, bis auf einige Sachen, die ich längs der Straße austreute, wie meine löbliche Gewohnheit schon lange ist. Ein Schnupftuch, eine Pistole, ein Handschuh, mein künstlicher Tabacksbentel gehören zu der Aussaat, die ich unterwegs machte und von welchen eine reiche Ernte zu hoffen ist."

Der Wiener Friede am 14. October 1809 hatte für Oesterreich das Maß des Unglücks vollgemacht. Auch in der Verwaltung merkte man den Druck. „Jedermann“, so klagt der tapfere Prinz in seinem von Wien, 6. Januar 1810 datirten Briefe, „giebt mir die schmeichelhaftesten Beweise von Achtung und Theilnahme; allein, das Alles dient nur dazu, mich bei den Herren, welche jetzt regieren, gründlich verhasst zu machen; ich werde nicht einmal Major!"

Da gedeiht denn der Plan, den er schon lange im Herzen trug (schon damals, als er in seinem frühern Briefe der Spanier gedachte) zur vollständigen Reise. Er schreibt seiner Mutter, er wolle seinen Abschied nehmen und eine Reise nach dem Orient machen: „Bei meiner Passion für schöne Gegenden, für Kulturstudien, für das Reisen, ist das ja doch sehr natürlich."

Allein das Mutterauge sieht scharf. Die Fürstin erkennt sofort, daß der Weg über den Orient nach Spanien führt. Sie schreibt ihm das, sie theilt ihm ihr Bedenken mit, vielleicht sei seine spanische Begleitung nicht zahlreich genug, oder er finde dort keine zuverlässigen Leute, jedenfalls möge er, wenn er gehe, den treuen Anton Buchsieb mitnehmen.

Das ist der fürstliche Jäger, den wir in der Schmiede zu Marau kennen lernten. Er hat den Prinzen nach Wien begleitet und bleibt von nun an in Treuen bei ihm bis in den Tod.

Victor reicht seine Entlassung ein. Man sieht ihn ungern scheiden. Der Kaiser macht ihn zum Major und verabschiedet ihn sehr gnädig. Victor legt den Namen eines Prinzen von Wied ab und nennt sich von nun an Graf Braunsberg. Braunsberg ist eine Burgruine in der Nähe von Neuwied. Nach diesem Schlosse hatten sich früher seine Ahnen, die Grafen im Engersgau, benannt. Er durfte den Namen Wied nicht führen. Denn er war ja seit 1806 Unterthan eines Rheinbundstaates und im Rheinbund herrschte in Wirklichkeit nur Napoleon. Die sehr betonte „Souveränität“ der Rheinbundsfürsten war die reine Spiegelfechterei. Die Fürsten von Wied waren Unterthanen der Fürsten von Nassau geworden. Letztere stellten ihr Contingent Napoleon I., der es auf den Schlachtfeldern Europas bluten ließ. Augenblicklich hatte er es nach Spanien geschleppt, wo es blieb bis zum Untergang der napoleonischen Herrlichkeit. Gegen diese „nassauischen Laudsleute“ und anderweitige Rheinbundsdeutsche mußte Victor, wie schon 1809 in Süddeutschland, so nun auch in Spanien kämpfen. Erkannte man ihn in Spanien als Rheinbundunterthanen, dann hängte man ihn, womit die Franzosen in Spanien überhaupt damals außerordentlich freigebig waren. Außerdem aber würde Napoleon seine Rache an dem ganzen Hause Wied ausgelassen haben. Mindestens hätte er dessen Vermögen confiscirt, wie er es ja auch mit dem Reichsfreiherrn Karl vom Stein that. Deshalb von nun: Graf Victor Brauns-

berg. Wie Stein nach Rußland, so ging Victor nach Spanien.

Braunsberg also reiste am 1. Februar 1810 von Wien ab. Es ging durch Ungarn, durch Bulgarien, über den hochbeschnitten unwegsamem Balkan, durch Rumelien nach Stambul. Dann von Konstantinopel nach Smyrna und Malta. Endlich von Malta nach Cadix. Die Briefe, welche Victor von Orfowa, von Pera, von Smyrna und Malta nach Hause schreibt, verdienen gelesen zu werden. Sie zeigen ein bedeutendes Geschick für Beobachtung und Schilderung und ein in der Schule des Lebens früh gereiftes Urtheil. Wir können uns jedoch hier bei diesen Reiseberichten nicht aufhalten.

Erst im Juli 1810 langte der Prinz in Cadix an. Seine Reise von Wien bis dahin hat fünf Monate gedauert; die Fahrt von Malta nach Cadix, mit Inbegriff der Quarantaine an dem erstgenannten Orte, dauerte neun bis zehn Wochen. Unterwegs entging man nur mit knapper Noth einem Barbareskeneschiff, das die Reisenden, wenn es sie fing, nach Algier oder Tunis in die Sklaverei geführt haben würde.

In Cadix trifft er österreichische und preussische Officiere, welche in gleicher Absicht wie er das letzte Schlachtfeld aufgesucht haben, wo die Freiheit noch gegen Napoleon kämpft; darunter zwei Herren von Hirschfeld, wovon der ältere in Spanien als Rittmeister gefallen, der jüngere, wenn ich nicht irre, 1862, als hochgeachteter Commandeur des rheinpreussischen Armeecorps nach einem thatenreichen Leben gestorben ist.

Erst Ende 1810 erreichte Victor das Ziel seiner Wünsche. Er wurde als Obristlieutenant dem Generalstab des Obersten Sarsfield beigegeben. Sarsfield war von irischer Abkunft,

aber in Spanien geboren. Er hat sich in dem spanischen Kriege als kühner Heerführer ausgezeichnet und ist, zum General und dann zum Feldmarschall avancirt, später im spanischen Bürgerkriege durch die Carlisten menschlings ermordet worden.

Der dem Lande aufgezwungene und dann fortgejagte corfische König Joseph sitzt wieder in Madrid und Napoleon I. hat Spanien seit October 1809 mit einer neuen Armee von 200,000 Mann überschwenunt. Gleichwohl war es ihm nicht gelungen, sich des Landes zu bemächtigen. Marschirten heute die Franzosen (mit inbegriffen die Rheinbunds-Deutschen) ab, so erhob sich morgen an diesem Orte wieder der Aufstand; und da sie nicht überall zugleich sein konnten, so machten sie im Ganzen keine sonderlichen Fortschritte; was sie hier gewonnen, verloren sie dort wieder.

Der Schauplatz des Generals Sarsfield und des Oberstlieutenants, später Oberst-Brigadiers Braunsberg während des Jahres 1811 war vorzugsweise Catalonien und dessen Festungen Tortosa, Taragona, Figueras und der (auch durch Alexander von Humboldt bekannte) Monte serrato. Zuweilen warf man sich auch in das Gebirge und einmal machte man sogar einen Ausfall über Dengettes in das französische Gebiet nach der Festung Mont Louis, und zwar von Puigcerda in den Pyrenäen aus. Große Feldschlachten kamen natürlich nicht vor. Aber der Krieg, bald in dem Schnee und Eis des Grenzgebirges, bald auf den heißen und wasserarmen Ebenen des Innern, war ebenso reich an Entbehrungen und Strapazen, wie an Gefahren. Die Franzosen, mißmuthig über den Mangel an Erfolg, wutherfüllt durch die ewigen Angriffe Seitens einzelner Abtheilungen der spanischen Truppen und der Guerillabanden,

streiften auch die letzten Rücksichten ab. Sie führten nicht mehr Krieg, sondern hielten Jagd auf Menschen, bei der sie tödteten, was ihnen in die Hände fiel. Die Guerilleros suchten mit ihnen an Unmenschlichkeit zu wetteifern. Wäre den Franzosen der Oberstlieutenant Braunsberg in die Hände gefallen und hätten sie erfahren, wer sich hinter diesem Namen verbarg, so würden sie sicherlich ein blutiges Exempel statuirt haben. Das Incognito wurde denn auch strengstens festgehalten. Außer dem treuen Anton kannte Niemand des Prinzen Namen und Herkunft, nicht einmal Sarsfeld.

Der Prinz stieg immer höher in des Vekttern Achtung. Der General vertraute ihm die Führung einer Brigade an, welche halb aus Wallonen und halb aus Schweizern zusammengefügt war.

Victor schrieb öfters nach Hause, aber nur wenige Briefe kamen an. In diesen suchte er nach Möglichkeit das Gefährliche seiner Lage zu bemänteln und immer ist es, auch unter spanischem Himmel, das deutsche Vaterland, welches vorzugsweise den Gegenstand seiner Gedanken, Sorgen und Wünsche abgiebt.

Von dem Hause Habsburg, das so oft seine Erwartungen getäuscht, von einer Wiederaufrichtung des alten deutschen Reichs durch diese Dynastie will er nun nichts mehr wissen. „Können wir“, so schreibt er aus Spanien, „dieses alte Haus denn nun einmal nicht mehr repariren, so reißen wir es lieber ein und bauen ein neues mit neuen Kräften und in einem bessern Geschmacke. Es ist ja natürlich, daß wir den Einsturz einer so alten Wohnung, unter deren schirmendem Dache wir aufgewachsen sind, betrauern. Allein, wenn wir es recht bedenken, dann war das Gebäude (des alten Reichs unter

Habsburg) doch nachgerade zu eng und zu beschränkend für uns geworden. Sie wundern sich vielleicht, theuerste Mutter, eine solche Phrase von mir zu hören; allein, ich war immer zuerst und vor Allem Deutscher, und dann erst Oesterreicher.“

Von dem bereits genannten Puigcerda (in den Pyrenäen) schreibt er am 7. August 1811 folgenden Brief an die verwittwete Fürstin:

„Meine beste, theuerste Mutter!

„Ich habe zwar erst vor einigen Tagen an August (seinen ältern Bruder, den Fürsten) geschrieben; da sich aber jetzt gerade eine Gelegenheit findet, so benutze ich sie, um Ihnen gleich wieder Nachricht von mir zu geben. Wir haben einige beschwerte Tage gehabt, hochmächtige Berggücken überstiegen, im Monat August in diesen südlichen Gegenden vor Kälte geschnattert, und befinden uns jetzt gerade auf der Grenze beider Reiche, in einem breiten lachenden Thale voller Dörfer, wo die Berge zur Linken französisch, die zur Rechten spanisch sind. Hier stehen wir im Lager, eine Stunde vom Feinde entfernt, und ich schreibe Ihnen in einem Bauerhause, wo Alles lärmt und brauset, so gut ich kann, kurz, schlecht und confus. Der Krieg, den wir hier führen, ist mehr mit großen Beschwerden verknüpft, als gefährlich. Wir ziehen beständig in hohen Gebirgen umher und schlagen uns ziemlich selten, weil beide Theile nur wenig Leute haben und ökonomisch mit ihnen sind. Wenn man aber auf einander trifft, so wird erbittert und lebhaft gefochten, ganz nach dem Charakter der beiden kriegführenden Nationen; man hält dabei nicht so hartnäckig an, wie in unseren nordischen Gefechten, macht auch bei unglücklichen Fällen keine so regelmäßigen Rückzüge, kurz Alles ist hier

schnell und lebhaft, der Angriff wie der Rückzug. — Die Hitze ist in den Thälern, wie Sie leicht denken können, sehr groß, doch aber bin ich noch immer gesund dabei geblieben. Ueberhaupt waltete bis jetzt eine schützende Macht über mir, die mich öfters schon beinahe wunderbar vom sichern Verderben gerettet hat. Das giebt mir denn die Hoffnung, daß ich noch einst Sie, beste, theuerste Mutter, und alle Geschwister und Freunde im theuren Vaterlande umarmen werde. Täglich wird meine Sehnsucht dorthin größer. Sie glauben nicht, was für ein Unterschied zwischen Deutschland und dieser Gegend ist. Natur, Menschen, Sitten, Alles ist verschieden. Die hohen, fahlen Berge der Pyrenäen mit den fürchterlichen Felsenwänden, mit hier und dort zerstreuten finstern steinernen Häusern machen einen melancholischen Eindruck, während die Thäler Treibhäusern gleichen, wo die Natur sich erschöpft, um die ganze Fülle ihrer Kraft zu zeigen. Da ist kein Fleck, der nicht dicht bewachsen wäre von unzähligen Pflanzen verschiedener Art, an welchen sich mächtige Weinstöcke in die Höhe ranken und mit ihren Zweigen das ganze Berceau schließen, so daß man oft das Rauschen eines Baches hört, ohne ihn vor Zweigen und Blättern sehen zu können. Unabsehbare Massen von breitblättrigen Aloen, hoch überragt von schlanken Palmen, die zum Theil wie ungeheure Büsche von Schwungfedern aussehen, indische Feigen, zu großen Bäumen aufgewachsen, und zwischen ihnen zerstreut grell weiße Häuser, gewähren einen überraschenden Anblick. Köstliche Früchte bieten sich überall dar, um den brennenden Durst zu löschen, der den Reisenden quält. Das Alles hat man; und doch kann ich Sie versichern, daß in meinen Augen diese so üppigen

Reize der Natur gegen die ländlichen, malerischen Gegenden des Nordens nicht zu vergleichen sind. Man vermißt unsere ehrwürdigen frischen Eichen- und Buchenhaine, unsere lieblichen Wiesenthäler, unsere freundlichen Dörfer — das Alles fehlt. Die Menschen harmoniren mit der Natur. Die heiße Sonne reißt sie schnell an Körper und Geist und vollendet alle ihre Formen bis zu einem wunderbaren Grade. Da sieht man auch sonderbare Trachten; die Weiber, von Körperbau meist zu dick, sind alle schwarz gekleidet, etwas braun von Farbe, haben aber wunderschöne Augen. Da ich nicht mit ihnen sprechen kann, so kenne ich sie wenig. Zu allen praktischen Geschäften haben sie, wie die Männer, eine unglaubliche Geschicklichkeit und Leichtigkeit; doch scheint diese ganze lustige Race fast ohne Vernunft und ohne Herz geboren zu sein. Den Krieg führen sie mit Eifer, weil er sie amüsirt; doch muß man bei ihnen keine großen Motive suchen. Da ist nicht Einer, der umfassende An- und Aussichten hätte; Alles bewegt sich nach elenden Zielen. Dessenungeachtet findet man in Spanien noch sehr viel Gothisches, Altechtdisches. Ihre eiserne Beharrlichkeit ist sonst den lateinischen Völkern nicht eigen; sie ist von germanischer Herkunft und die Stütze der spanischen Freiheit. — Es lebe Deutschland! Täglich fühle ich mehr die Vorzüge unserer Nation vor allen übrigen und werde immer stolzer, ein Deutscher zu sein. Wollte der Himmel, daß ich doch recht bald wieder zurückkommen könnte! Dann würde ich Ihnen ausführlich meine bunten Schicksale erzählen, vor Allem aber Ihnen und allen Freunden sagen, wie herzlich und innig Sie liebt

Ihr ewig treuer Victor.“

Das ist der letzte Brief, den die Fürstin-Wittve von ihrem Sohne erhält. Das Jahr 1811 geht zu Ende. Das Jahr 1812 ist beinahe abgelaufen. Keine Nachricht. Man tröstet sich in Neuwied mit Möglichkeiten. Es sind auch bisher schon Briefe von beiden Seiten verloren gegangen, oder weggefangen worden; denn die geheime Polizei Napoleon's, die des Briefgeheimnisses spottet, hielt das continentale Europa umkrallt. Vielleicht auch ist der Prinz gefangen; und da im Osten, aus den Schneewüsten Rußlands her, die Freiheit zu tagen beginnt, so hofft man ein baldiges Ende der Gefangenschaft, in welcher ihn hoffentlich sein Incognito gegen unwürdige Behandlung und Standrecht schützt.

Da werden plötzlich — es mag im Anfang 1813 gewesen sein — diese Illusionen gestört durch ein Schreiben des Handlungshauses in Cadix, welches bisher die Correspondenz vermittelt hatte. Es meldete, der Prinz sei schon Anfangs 1812 in Catalonien gefallen; ein Engländer, Arthur Wavell, Obrist in der spanischen Armee, habe die Nachricht aus des Generals Carsfield eigenem Munde; man habe sich weiter informirt, ehe man sich zur Meldung der Trauerbotschaft entschlossen, allein dieselbe sei leider nur zu wahr und werde von allen Seiten bestätigt.

Die Ahnung der Mutter hatte sich demnach als richtig erwiesen.

Victor war, ein Fremder in der Fremde, gefallen. Selbst seine intimsten Kriegskameraden kannten ihn nur unter dem Namen „Braunsberg“. Sie wußten nicht, wer er war. Sie dachten nur, er ist „Jemandes Liebling“, wie es in dem schönen englischen Gedichte der Miß Lacoste heißt, das ich

nicht umhin kann, in einer möglichst getreuen Uebertragung hierhin zu setzen.

Es lautet so:

Dort in den weiten, hellen Saal,
Wo sich an Todte die Sterbenden reihn,
Niedergestreckt von feindlichem Stahl —
Trägt man Jemandes Liebliching hinein;
Jemandes Liebliching! so jung und so brav;
Sieh, auf dem bleichen, stillen Gesicht,
Während er schlummert den letzten Schlaf,
Leuchtet noch rosig der Kindheit Licht.

Wirr und feucht ist der Locken Pracht,
Die um der Stirne Schnee sich schlingt;
Bleich sind die Lippen; die Todesnacht
Leih' auf den Liebliching nieder sinkt.
Streiche die Locken mit weicher Hand
Ihm aus dem schönen Antlitz zurück;
Fall' ihm die Hände als Gnadenpfand,
Mit ihm stirbt ja Jemandes Glück.

Küsse den Jüngling an Jemandes Statt,
Flüstre ein leises, betendes Wort;
Nimm für den, der geliebt ihn hat,
Eine der goldenen Locken mit fort.
Jemandes Hand hat sie geweiht;
War es die Mutterhand weich und mild, —
Hat sie der Schwester Fuß geseit,
Die sein liebliches Ebenbild? —

Gott nur weiß es! Für Jemandes Herz
War er das Leben, der Stolz und das Glück.
Jemand trug betend ihn himmelwärts,
Früh und spät mit leuchtendem Blick.
Jemand weinte, als fort er ging,
Fort in den Kampf fürs Vaterland;
Jemand segnend sein Haupt umsing,
Jemand drückte ihm scheidend die Hand.

Jemand wartet nun Tag um Tag,
 Jemand hofft, daß er wieder lehrt:
 Doch kein Sehnen ihn wecken mag,
 Seliger Friede sein Antlitz verklärt. —
 Senke weinend ins Grab hinein
 Seiner Jugend liebliche Bier,
 Grabe die Inschrift auf den Stein:
 „Jemandes Lieblich ruhet hier!“ —

* * *

Zum Schluß finden wir uns wieder in der Schmiede zu Marau, von welcher wir ausgingen. Es ist Ende März 1814. In der „Obenauffstube“ des Meisters Hann-Jost — so nannte man das im obern Stockwerk gelegene, für seltene Gelegenheiten reservirte Besuchzimmer des rheinisch-fränkischen Bauern — sitzen zwei ernsthafte Leute bei einem Glase Wein. Meister Hann-Jost ist noch dieselbe riesige Gestalt, nur ist er noch dürrer, sehniger und knochiger, noch ernsthafter und schweigmäher geworden. Die buschigen Brauen über seinen tiefen grauen Augen sind weiß geworden seit den dreizehn Jahren. Man hat ihm inzwischen seinen einzigen Sohn weggenommen und unter die Rheinbunds-Truppen gesteckt. Er ist mit nach Rußland geschleppt worden. Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Unter Deuten, welche zurückkehrten, war er nicht. Er war also wohl geblieben. Ob er in den Schneefeldern erfroren, oder in der Beresina ertrunken war — man wußte es nicht. Ob er ein ehrliches Begräbniß gefunden, oder ob ihn die russischen Wölfe gefressen hatten, — das machte seinem Vater schwere Sorgen. Wenn es ein Trost wäre, Gefährten im Unglück zu haben, so durfte Meister Hann-Jost sich sagen, daß es seinem Bruder, der in einem

anderu Dorf wohnte, nicht besser ergangen. Dessen Sohn, auch ein einziger, war nach Spanien geschleppt worden; auch er war nicht wieder gekommen. Wenn die beiden Brüder zusammenkamen, dann sagten sie sich: Unsere Söhne sind todt, ja schlimmer als todt, sie sind „verschollen“. Wenn wir zwei Alten die Augen zugethan haben, dann werden die sportel- und schreiblustigen Beamten kommen und unser Vermögen aufnehmen; sie werden das sogenannte „Verschollenheits-Verfahren“ einleiten; sie werden unsere beiderseitigen einzigen Söhne öffentlich auffordern, sich zur Erbschaft zu melden; aus der sonnverbrannten kahlen Hochebene Spaniens, aus der schneebedeckten Tiefebene Rußlands werden schwerlich Meldungen eingehen; man wird dann protocolliren, registriren, controliren, edictaliter citiren, rescribiren, interloquiren u. s. w., bis die Schmiede des einen und das schöne Bauerngut des andern Bruders draufgegangen ist. Freilich hatte nun endlich das Geschick den Frevler Napoleon erreicht, der so viele Existenzen vernichtet. Es war in dem russischen Winter über ihn hereingebrochen, und in diesem Augenblicke — so hieß es — marschirten die hohen Alirten auf Paris los, um ihm vollends den Garaus zu machen. Das war eine kleine Genugthuung für den trauernden Vater, allein, es konnte den Sohn nicht unter die Lebenden zurückrufen und seinen Kummer nicht stillen.

Meister Hann-Jost, welcher sich zur Ruhe gesetzt und das Geschäft an seinen Schwiegersohn abgegeben hatte, hörte, daß Anton Buchsieb, der ehemalige Förster in Schmitthahn, vor Kurzem erst aus Spanien zurückgekehrt sei und der Fürstin von Wied und deren Söhnen die Trauerbotschaft von dem

Tode des Prinzen Victor von Wied überbracht habe. Er hatte den Förster bitten lassen, gelegentlich bei ihm vorzusprechen. Er wollte ihn befragen über das Schickjal seines Neffen, er wollte Trost suchen in der Erzählung von den tapferen Thaten und dem heldenmüthigen Ende des Prinzen Victor.

Nun saß Anton Buchsieb bei ihm „auf der Obenaufftube“. Der fürstliche Jäger hatte sich nicht weniger verändert, als der Schmiedemeister. Er trug einen kurzgestutzten militärischen Schnurrbart. Sein vormalig so volles Haupthaar war zwar schwarz geblieben, aber dünn geworden. Das ehemals so frische Gesicht, roth und weiß wie Milch und Blut, hatte eine dunkle, fast bronceartige Färbung angenommen. Die frühere Fülle und Rundung war verschwunden. Der ganze Mann bestand nur noch aus Sehnen und Muskeln. Die lebhaften Augen waren von hundert Falten umgeben und das Haar an den Schläfen war weiß.

Ueber den Neffen des Meisters Hann-Jost hatte der Förster Buchsieb keine Auskunft zu geben vermocht, als höchstens die, daß wohl kaum ein Zweifel darüber obwalten könne, er sei todt. Jetzt war er daran, dem Schmiedemeister von dem Hingang des Prinzen Victor von Wied, der sich in Spanien Graf Braunsberg nannte, zu erzählen.

„So rückten wir ewig hin und her mit unserer Division, die der General Sarsfield commandirte. Wir suchten den Franzosen so viel Schaden wie möglich zu thun. Leider waren die, welche man Franzosen nannte, auch oft gute Deutsche, oder wenn man's richtig sagen sollte, schlechte Deutsche. Aber was konnten die armen Jungen dazu, daß sie ihre Landesväter zu Hause dem Bonaparte für Geld und Gunst verschachert

hatten? Nun, Gott Lob und Dank, das hat jetzt aufgehört. Also den Franzosen thaten wir allen Bedrang an. Daneben aber mußten wir uns auch unserer eigenen Haut wehren und es ging uns herzlich schlecht manchmal. Waffen, Montur und Stiefel wurden immer mangelhafter. Zu Essen und zu Trinken hatten wir auch oft nichts. Die Hauptsache war, daß wir uns in Verbindung hielten mit ein paar kleinen Festungen, welche die Spanier noch inne hatten, und dann auf der andern Seite mit dem Meer, von wo uns die Engländer die Hand reichten. Unter den Festungen freilich dürft Ihr Euch nichts Großes vorstellen. Da war z. B. eine darunter, die hieß der Monte ferrato, d. h. der zackige oder der zersägte Berg. Der steigt mitten in dem Flachland steil in die Höhe, und wenn die Sonne untergeht, wirft er seinen langen Schatten weit über Land und Meer. Der Berg hat Hunderte von Kegeln, Spitzen, Zacken und Kanten und in halber Höhe ist er tief eingebaucht und da liegt ein Kloster. Oft kann man nur über steile Steinstufen oder über Leitern weiter kommen. Aus diesem Berg und Kloster nun hatten wir eine Festung gemacht, die wir hielten, verloren und wieder eroberten. Können Euch denken, Meister Hann-Jost, was das ein Stück Arbeit war; und dann hieß es plötzlich wieder: Nun, auf zur See, und zwar im Eilmarsch, daß wir das englische Schiff noch ertappen, sonst wären wir auf unserm Zackenberge verhungert. Die Franzosen aber suchten uns von der See abzuschneiden. Es war am 26. Januar 1812, also jetzt schon länger als zwei Jahre, da erhielten wir Kunde, sie lägen in San Felio. Wir gedachten sie dort aufzuheben. Morgens um 4 Uhr, es war am 27., stiegen wir

leise vom Berggrücken herunter, um sie unten zu überfallen. Aber es ging langsam. Denn der Abhang war bedeckt mit Weinbergen, und der Weinstock wuchert dort ganz anders, als bei uns, so daß man gar nicht durch kann. Wir mußten also auf dem Wege bleiben. Der Weg war enge und lief zwischen zwei hohen Mauern, wie's dort Sitte ist. Der Prinz mit seinen Schweizern und Wallonen war an der Spitze. Er war überhaupt beim Avanciren stets der Erste, beim Retiriren der Letzte. Es war fast unheimlich, wie wir so, lautlos wie Gespenster, im Dunkel zwischen den Mauern durchkrochen, und oben wehten die Weinranken über uns undeutlich und schwarz, wie Trauerflöre.

„Aber wir hatten uns verrechnet. Als wir an das Dorf herankamen, empfingen uns die Franzosen mit Schüssen. Sie waren schon alarmirt. Wir schossen wieder. Aber die Wuth war zu groß. Wir griffen alsbald beiderseits zum Bajonett und nun auf einander los in der finstern Nacht. Wir machten viel Gefangene. Prinz Victor ließ sie durch Officiere von den Schweizern zurückschaffen und dort den Wallonen übergeben. Aber Gott weiß, wie's zuing. Die Wallonen verstanden die Schweizer nicht. Wenn der Prinz nicht überall war und dolmetschte, dann gab's oft Confusion. Auch war das Getümmel und das Gemenge sehr groß in der Nacht. Kurz, die Gefangenen machten sich wieder los und fielen uns in den Rücken. Die Franzosen hatten's auf unsern Prinz gepackt. Sie hatten ihn (für die Wallonen) französisch commandiren hören, und nun war der Teufel los. Sie glaubten, er sei ein Franzose, und wollten den verrätherischen Landsmann bestrafen. Ich sah, wie der

Prinz an zwei Stellen im Gesicht blutete, es waren Bajonettschläge. Dann kam ich von ihm ab. Denn ich war natürlich nur zu Fuß. Er und der General Sarsfield sprengten wieder voraus. Was nun folgt, das habe ich nicht selbst gesehen. Aber der Burfche des Generals, der aus der Schweiz war und gleich gut Deutsch und Französisch sprach, hat's mit erlebt und hat mir's gleich darauf erzählt. Der General und Prinz Victor hatten sich zu weit vorgewagt: denn Einer war so tollkühn wie der Andere. Sie wurden durch französische Cavallerie abgeschnitten. Die Spitzbuben rissen sie von den Pferden, warfen sie zur Erde, durchsuchten ihre Schärpen und Gürtel nach Geld und entwaffneten sie. Sie waren Gefangene. Prinz Victor wollte unserm General was Tröstliches sagen. Nun müßt Ihr aber wissen, der General verstand kein Deutsch (oder nur sehr wenig) und der Prinz kein Spanisch. Sie mußten daher Französisch mit einander sprechen. Kaum aber hatte der Prinz ein paar Worte auf Französisch zu dem General gesagt, da springt einer von den gottverdammten Bösewichtern auf den Prinzen los, schreit auf Französisch: „Hund verfluchter, du bist also doch ein Franzose; nimm Das, Verräther!“ und schießt ihn mitten durch die Brust. Die Kugel war gerade oberhalb der Herzgrube hinein- und hinten wieder herausgegangen. Sie war mitten durch die Lunge gefahren.

„Wir Anderen aber waren unterdeß nicht faul gewesen. Wir warfen uns wie wüthend auf die Franzosen, schlugen sie in die Flucht und machten die Gefangenen wieder frei. Ich stürzte mich über meinen guten Herrn. Aber es war zu spät. Das Blut war ihm aus Mund und Nase geflossen

und er lag da kalt und steif, wie todt. Aber der Puls ging noch. Einige Wallonen und ich trugen ihn in das nächste Haus von San Felio. Wir machten dort ein gehöriges Feuer und wie es warm wurde, kam er auch wieder zu sich. Der Arzt erschien und machte dem Prinzen Hoffnung. Aber als ich ihn hinausbegleitete, da warf mir der Doctor einen Blick zu, so traurig, als wollte er sagen: „Anton, nun ist Alles aus.“ Er konnte es aber nicht über's Herz und über den Mund bringen: denn wir Alle und er auch, hatten unsern armen Prinzen gar zu lieb. Der Doctor hatte ihm das Sprechen verboten. Kaum war ich aber wieder im Zimmer, da fragte er mich leise: „Anton, wie steht das Gefecht?“ Ich sagte: Die Franzosen haben's verspielt. Da lächelte er still und gab mir die Hand. Kurz danach kam ein Geistlicher herein, den die Schweizer bei sich hatten. Der schwatzte meinem guten Herrn einen Haufen Zeug vor von Tod und Hölle und Höllenstrafen und wer weiß was, und wollte ihm die letzte Oelung geben. Zuletzt sah mich der Prinz so schmerzlich an, daß ich dem Priester sagte: „Hochwürden, laßt das doch sein, wir sind ja Protestanten.“ Da schrie er: Dann hat er's ja gerade erst recht nöthig, um dem Höllenpfehl zu entgehen. Da sah mich der Prinz zum zweiten Male so schmerzhaft an, daß ich wüthend wurde und den Priester zum Haus hinauswarf. Nun hatten wir Ruhe. Danach aber kamen die höheren Officiere und auch der General, der die Franzosen inzwischen noch verfolgt hatte. Und der General befahl, daß wir nach Castello Tersole marschiren sollten, wo bessere Wohnung und Pflege war für unsern Prinzen. Wir machten eine Tragbahre und trugen ihn, ich und die Wallonen.

Als wir aber nahe am Ort waren, da lösten uns der General selbst ab und die hohen Officiere. So lieb hatten sie unsern Prinzen. Dann blieb der General noch lange bei ihm am Bette sitzen und sie sprachen noch leise miteinander, aber auf Französisch, das ich nicht verstand. Ich hörte aber, wie die arme zerschossene Lunge des Prinzen beim Sprechen keuchte und wie die Luft aus der offenen Wunde pfliff, und ich verrichtete ein stilles Gebet. Als der General fort war, kamen noch viele Officiere. Aber der Prinz konnte nicht mit ihnen sprechen; er hatte furchtbare Schmerzen. Gegen Abend wurde es ihm scheinbar etwas besser, wenigstens ließen die Schmerzen nach. Ich sagte: Courage, gnädigster Herr, es scheint sich wieder zu machen. Er faßte meine Hand mit seinen beiden Händen und sagte: „Anton, laß das. Du weißt es so gut wie ich: Ich muß sterben. Ich danke Dir für Deine Lieb' und Treue in Noth und Tod. Meine gute Mutter wird es Dir lohnen. Geh nach Hause zu meiner Mutter und zu meinen Geschwistern. Sag' ihnen, meine letzten Gedanken in diesem irdischen Leben seien bei ihnen gewesen. Bei ihnen und bei meinem Vaterlande, auf dessen Erlösung von der Knechtschaft ich hoffe, wie auf meine eigene Erlösung und ewige Glückseligkeit. Es lebe Deutschland!“ Dann wandte er leise den Kopf nach der andern Seite. Er hatte wohl wieder schwere Schmerzen vom Sprechen. Oder wollte er damit sagen: Jetzt will ich Ruhe haben, jetzt geht es ans Sterben? Das war um elf Uhr Abends. Eine halbe Stunde später verlangte er etwas zu trinken. Ich richtete ihn im Bette ein wenig auf, hielt ihn mit dem rechten Arm und reichte ihm mit dem linken eine Schale mit Hühnerbrühe.

Er schluckte ein wenig, dann wurde er mir so schwer im Arm, und wie ich sah, war er todt. Ich legte ihn leise wieder nieder. Da lag er wie ein Engel. Wenn das Gesicht nicht verhauen und verstoehen gewesen wäre, hätte man ihn für einen zwanzigjährigen Burschen oder gar für ein Mädchen halten können, so zart und fein war sein gutes Gesicht. Die klugen und treuen blauen Augen waren nun glanzlos und über der bleichen Stirn lagen die blonden Locken ein wenig feucht von dem Fieber. Ich wachte die Nacht durch und betete viel und dachte an die arme Frau Fürstin zu Hause. Denn Victor war ihr Herzblatt. Am andern Morgen mußte ich zum General, um Meldung zu machen. Er lag noch im Bette. Wie er hörte, daß der Prinz todt sei, zog er die Decke über das Gesicht und ich hörte ihn darunter leise weinen, so bitterlich, wie ein Kind; und das war sonst seine Art nicht. Denn er war ein Mann von Stahl und Eisen. Dann aber rief er seinen Burschen herein, den Schweizer, der diente als Dolmetsch. Denn der General sprach Französisch und ich Deutsch. Ich mußte ihm Alles erzählen, wie es zu Ende gegangen; und ich sagte ihm nun auch, wer mein Herr eigentlich war, und warum er sich hatte Braunsberg genannt. Und dem General rollten abermals die Thränen in den Bart. Am andern Tage haben wir meinen Herrn mit allen militärischen Ehren beigelegt in der Gruft der Kirche zu Tersole. Da ruht er noch. Seine Familie aber will seine Asche in die Heimath herüber holen.

„Der General Sarsfield sagte mir nun, ich solle bei ihm bleiben, in Spanien; er wolle mich gleich zum Wachtmeister machen und das Weitere werde sich finden; wenn ich mich

jetzt durch Frankreich durchschlagen wolle, riskire ich jeden Tag dreimal meinen Hals, und über England gehe es nicht mehr von wegen der Sperre; wie mir's zu Haus in Deutschland gehe, wo Napoleon noch die Gewalt habe, das wisse man nicht. Ich aber sagte ihm, ich habe es meinem todten Herrn in die Hand versprochen, der Fürstin seine letzten Grüße zu bringen und da müßte ich Wort halten und wenn es den Kopf koste. Das sah er denn auch ein. Er beschenkte mich reichlich mit Reisegeld und gab mir einen Passirschein, daß ich durch konnte durch die spanischen Truppen. Als ich aber in die Pyrenäen kam, sah ich ein, daß ich so nicht hinüber konnte nach Frankreich. Ich schloß mich zeitweise einzelnen spanischen Truppenkörpern an, weil es hieß, man wolle einfallen nach Frankreich. Aber das war auch nichts. Nachdem ich nun lange vergeblich da herum gelungert hatte, und mein Geld drohte, zu Ende zu gehen, da beschloß ich um jeden Preis den Uebergang zu riskiren, und zwar zwischen Puigcerda, Dengettes und Mont-Louis, wo ich mit meinem gnädigen Herrn selig schon gewesen war und die Gegend genau kannte. Kaum aber hatte ich das verwünschte Franzosenland betreten, da singen sie mich auch schon. Denn ich wußte mir nicht zu helfen mit ihrer wälschen Sprache. Sie zwangen mich Dienste zu nehmen und steckten mich in ein fremdes Regiment, das Anfangs in Lille stand und später in Holland. So mußte ich nach dem Tode meines Herrn noch zwei Jahre lang in der Fremde umherirren, und ich will lieber die nämliche Zeit noch einmal in der Hölle zubringen, als in einem solchen Hundeleben. Das Regiment bestand aus allerhand zusammengelaufenem Volk und die französischen Officiere behandelten

uns schlimmer als Sklaven. Als es aber in Holland ruckbar wurde, daß die Preußen im Anmarsche seien, da liefen unsere Officiere fort; und sie thaten wohl daran, denn hätten sie uns ins Gefecht geführt, wir hätten auf sie zuerst Feuer gegeben. Wir Soldaten gingen auseinander, ein Jeder wohin er wollte. Ich wäre am liebsten gleich zu den Preußen gegangen, weil sie mit Macht vorwärts marschirten nach Paris, wo ich mich hoffte an meinen Feinigern zu rächen. Aber wenn ich an meines seligen Herrn bleiches Gesicht, an seinen letzten Händedruck und seine letzten Worte dachte, dann sagte ich mir, wie damals in Castel Terjoli: Vor Allem mußt Du thun, was Du ihm hast versprochen. So ging ich denn nach Neuwied. Den Jammer, den es da gab, den könnt Ihr Euch denken.

„Meister Hann-Jost, erinnert Ihr Euch noch, wie mein gnädiger Herr selig vor dreizehn Jahren als junges Blut in Eurer Schmiede war? Wir waren des Wolkenbruchs halber untergetreten, und Ihr gabt damals dem dicken Pfaffen die Antwort über den kalten Schlag, den man nicht um des eigenen Vortheils, sondern um des gemeinen Wesens willen thut. Da hat der Prinz Victor seinen Entschluß gefaßt, und er ist ihm treu geblieben bis zum letzten Hauche. Und als er nun in Spanien todt in meinen Armen lag, da war ich so traurig im Herzen und dachte: O, Du guter gnädiger Herr, so hast Du Dein jung' frisch' Leben lassen müssen im fremden Lande und unter fremden Menschen, fern von Mutter und Geschwistern und der schönen rheinischen Heimath. Du hast Alles geopfert und es hat Alles nichts geholfen. Was Du gethan und gelebt, ist nur ein kalter Schlag gewesen, und der böse Feind geht noch brüllend in der Welt herum.

„Aber heute ist es anders. Der Schlag hat gezündet; und wenn einmal das ganze Deutschland unter einem Oberhaupte geeinigt da steht, das starke Schwert in der Hand zum Schutze den Guten, zum Truze den Schlechten, dann kann ich mit Stolz und Freude sagen: Da hat der Prinz Victor den Grund zu legen helfen; wir sind dabei gewesen, da man den ersten Schlag gethan, der den Feind unseres Vaterlandes an die Kette genietet. Und deshalb war sein Leben nicht verloren. Und das Eures Sohnes und Eures Neffen ist es auch nicht. Sie haben zwar die Morgensonne der Freiheit nicht mit eigenen Augen erblickt, aber sie sind gestorben in dem Glauben an die Unaufhaltbarkeit ihres Laufes.“

„Ihr Andenken sei gesegnet“, sagte Meister Hann-Zost, und sie ließen die Gläser klingen zum Gedächtniß und zur Ehre der Todten.

2.

Bismarck vor dem Kriege.

(Geschrieben im August 1870.)



Bismarck vor dem Kriege.

Unpolitische Briefe an eine Dame.

Motto:

Natura il fece e poi ruppe lo stampo.

Manzoni.

Sie wollen hören, was ich von Bismarck und Benedetti weiß. Das ist viel verlangt. Was Allewelt weiß, zu schreiben, ist überflüssig. Was nur Wenige wissen, zu sagen, ist indiscret. Indessen ist das harmlose Plandern doch selbst während des Krieges erlaubt. Deshalb will ich Ihnen zunächst einen Traum erzählen; hören Sie:

Graf Bismarck hatte seinen Empfangsabend. Ich war früher als sonst fortgegangen. Ich dachte einen langen Schlaf zu thun, denn dieser letzten Tage Qual war groß. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt. Auf dem Heimwege verwickelte ich mich in ein interessantes Gespräch mit zwei anderen Abgeordneten, einer Excellenz und einem Oberbürgermeister aus Hannover, beide in der Politik diametrale Gegensätze, aber beide Männer von Geist, Kenntnissen und lebenswürdigster Umgangsform. Wir konnten unsere Meinungsverschiedenheiten unter freiem Himmel nicht ausfechten und gingen daher in einen ungarischen Weinschank, wo wir zwar einer respectablen Zahl alter Flaschen herben Tokajers die Hälse brachen, allein

— unbeugsam in den Principien, wie es deutsche Abgeordnete sind, — unsere Differenzen doch nicht auszugleichen vermochten. Da aber zwischenzeitig die wenigen Hähne, welche es in Berlin giebt, sehr laut und vernehmlich zu krähen begannen, so gingen wir endlich, stramm und fest, wie es ehrbaren und klugen Zechern aus dem Lande der Niedersachsen und dem der rheinischen Franken zukommt, „im Dämmerlicht dem kommenden Morgen entgegen“, d. h. nach Hause.

Wenn ich Rheinwein getrunken habe, erfreue ich mich des festesten und intensivsten Schlafes. Diesmal aber, nach dem Ungar, träumte ich lebhaft; und ich sah folgendes Traum-
gesicht:

Ich war wieder im Salon des Grafen Bismarck und stand in dessen Nähe. Der Graf trug seine berühmte Interimsuniform, den blauen Landwehr-Cuirassierrock mit dem schwefelgelben Kragen, worüber noch kürzlich ein oppositioneller Abgeordneter tief sinnige kleiderkünstlerische Betrachtungen im hohen Hause angestellt hatte. Die Uniform war geöffnet, wahrscheinlich der großen Hitze wegen; die schwarze Weste und das blüthenweiße Hemd schauten darunter hervor. Vor dem Grafen, der wieder einmal so ein recht verteuftelt humoristisches Gesicht machte, stand ein im Verhältniß zu seiner imposanten Figur kleines und schmales Männchen, das ich bis auf die geringsten Details observirte. Kahles Haupt, schneeweißen Backenbart, schmales und mageres Gesichtchen, Teint fahl und abgelebt, Augen tief liegend, unruhig und listig, Kleidung à quatre épingles, Hut untadelhaft, Pachtiefel und Handschuhe desgleichen, Manieren leidenschaftlich-wild und glatt-geschmeidig zugleich, eine seltsame Mischung

aus beidem. Das Männlein redete immer lebhafter auf den Grafen hinein, und der Humor in dem Gesicht des Letztern schien mir immer mehr in Sarcasmus überzugehen, je ernsthafter, schärfer und eindringlicher der Kleine sprach. Ich sah endlich, wie der Letztere in seine Rocktasche fuhr und dort, wie es schien, etwas loszumesteln versuchte. Nun kam mir doch die Sache verdächtig vor. Ich benutzte eine kleine Pause des Gesprächs, um mich von dem Grafen Bismarck zu verabschieden und ihm dabei zuzuslüstern: „Excellenz, nehmen Sie Sich vor dem Kerl in Acht.“ Mit leiser klangloser Stimme, aber scharfer Betonung erwiderte er mir darauf: „Seien Sie unbesorgt, ich kenne ihn: ich hasse ihn sogar; denn ich hasse Jeden, der mich durch seine unverschämte Zudringlichkeit, oder sonstwie, förmlich zwingt, ihn zu belügen.“ Ich trat zurück. Das Gespräch zwischen dem großen Grafen und dem kleinen Grauen wurde wieder aufgenommen. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, zu gehen, sondern verweilte noch einige Zeit am Ausgang, weit genug entfernt, um nichts zu hören, nahe genug dabei, um Alles zu sehen. Der Kleine kam mir immer verdächtiger vor. Er hatte wirklich etwas aus der Tasche gezogen, das er unter seiner Hand und seiner Manschette verbarg. Er fuhr damit nach der Brust des Grafen. Ich wollte dazwischen springen. Ich wollte rufen. Aber sowohl meine Gliedmaßen als meine Zunge waren gelähmt. Ich befand mich in jenem paralytischen Zustande, der uns zuweilen im Traume beunruhigt. Ohne einschreiten zu können, mußte ich mit ansehen, wie der Kleine den Grafen Bismarck beinahe stach, wenn ich richtig sah, mit einem Dolch. Aber seltsam; der Graf lachte dabei, als wenn er gekitzelt würde;

sein Gesichtsausdruck, der schon vom Humor zum Sarcasmus übergegangen war, steigerte sich zum offensten Hohne. Sollte der eiserne Graf wirklich hieb- und stichfest sein, sollte er wirklich einen Panzer tragen? Doch nein, ich wußte ja aus bester Quelle, daß Alles, was darüber „sich Berlin erzählte“, Märchen waren. Und nun sah ich's ja doch deutlich: Der Kleine stach plötzlich kräftig zu, er holte förmlich dazu aus; und ich sah durch das Hemd des Grafen einen schweren, vollen, rothen Blutstropfen quellen. Die Qual, die ich, des besten Willens, aber gänzlich außer Stande, zu helfen, bei Alledem litt, war grenzenlos. Aber sie sollte nicht lange dauern. In demselben Augenblick, wo ich den Blutstropfen hervorquellen sah, ergriff der Graf den kleinen Missethäter mit mächtiger Hand, öffnete mit der andern das Fenster und warf ihn hinaus mit den Worten: „Fort mit diesem Reptil!“

„Bravo!“ schallte es plötzlich. Ich erwachte und es schien mir, als habe ich selbst so gerufen. Denn ich hatte den Ruf deutlich gehört und es war Niemand außer mir im Zimmer, als mein kleiner Junge, und der schließ den Schlaf des Gerechten und kümmerte sich durchaus nicht um den Traum seines Vaters. — Etwas aus dem Nichts erschaffen kann der Mensch bekanntlich nicht. Er arbeitet mit gegebenen Voraussetzungen und Stoffen. So sind auch die Träume nicht rein willkürliche Phantasiegebilde, sondern neue Zusammenstellungen und Combinationen derjenigen Dinge, welche wir im wachenden und bewußten Zustande in uns aufgenommen haben. Der menschliche Geist arbeitet eben auch im unbewußten Zustande, in dem des Schlafes, und er wirft dann die bunten Steine des Kaleidoskops, die er wachend gesammelt, gar toll

durcheinander. Das hindert jedoch nicht, daß sich daraus zuweilen ein Gesamtbild formt, welches der Wirklichkeit, der Vergangenheit oder der Zukunft in irgend einer Weise entspricht. Denn die Bestandtheile, die Kaleidoskopsteine, sind ja doch der Wirklichkeit entnommen; und der Traum beschränkt sich darauf, sie auseinander zu werfen oder zu concentriren. Hier hatte er vielleicht Letzteres gethan.

Mein Traum erinnerte mich an ein Gespräch Bismarck's mit dem Grafen Benedetti und zugleich an die berühmte Antwort, die er am 18. Mai 1868 im Zollparlament jenem württembergischen Abgeordneten gab, welcher mit der Einmischung Bonaparte's in die Frage der Competenz des Zollparlaments drohte, auf die stolze Antwort: „Dem Herrn Vorredner aber und Allen, die dasselbe Thema mit ihm behandeln, gebe ich zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet!“ Diese Prophezeiung, die damals noch hin und wieder auf Zweifel stieß, ist jetzt volle Wahrheit geworden, auch in der Heimath des Herrn Probst, der sie provocirte.

* * *

Ich habe den Grafen Bismarck öfters in Unterhandlung mit anderen Diplomaten gesehen und beobachtet und immer dabei den Eindruck gehabt, als ob ein erwachsener Mann mit vollständig entwickelten Geistes- und Körperkräften mit einem frühreifen und altklugen Kinde spielte. Ich habe durch Nachdenken darüber ins Reine zu kommen gesucht, und will Ihnen das Ergebniß mittheilen. Ich suchte mir nämlich jenen Eindruck so zu erläutern:

Man sagt, die Zünfte seien abgeschafft, und für die Handwerker ist dies ja auch ganz richtig. Aber es giebt auch außerhalb des Handwerks Zünfte, und diese gelehrten Zünfte bestehen bekanntlich noch. Eine derselben ist die Diplomatenzunft, und zwar ist sie zünftiger, als je das zünftigste Handwerk war. Sie hat ihre festgeregelte Carrière vom Lehrlingen und Gesellen zum Meister. Sie hat ihre überkommenen Bräuche, ihre solennen Griffe, Worte und Zeichen. Gewisse conventionelle Weltanschauungen werden jedem jungen Kopfe, dessen Inhaber sich der diplomatischen Laufbahn widmen will, frühzeitig eingeprägt, und nehmen mit zunehmendem Alter ein immer schärferes Gepräge an. Der nationale und der individuelle Typus tritt immer mehr zurück hinter dem Genus „Diplomat“. Unsere Diplomaten, einerlei welchem Staate sie angehören, sind Alle über einen Leisten geschlagen. Sie sind wie die Häuser in England, welche, alle nach einem und demselben Plane gebaut, alle die nämlichen innern Räume haben, alle auf dieselbe Art bewohnt und benutzt werden und alle in derselben Weise eingerichtet sind, so daß ich, wenn ich in einem Hause gesehen habe, wo das Salzfaß steht, es auch in allen übrigen Häusern im Dunkeln greifen kann.

Oder wenn man diesen Vergleich zwischen Häusern und Menschen nicht will gelten lassen, so sage ich: die Diplomaten sind wie jene alten Studenten, welche man mit dem technischen Ausdruck „Corpsſimpel“ zu bezeichnen pflegt, weil sie, je höher die Zahl der Semester steigt, desto mehr geistig zurückgehen, d. h. zu „versimpeln“ pflegen. Ein solcher Corpsſimpel hält die Hochschule, die er frequentirt, für den Mittelpunkt der Welt, seine „Couleur“, d. h. diejenige Verbindung,

welcher er selbst angehört, für das Centrum der Hochschule, sich selbst aber für den Centralpunkt der „Couleur“ und folglich auch der Hochschule und schließlich auch der Welt, soweit er von letzterer überhaupt Notiz nimmt. Denn für ihn besteht eigentlich nur die Studentenwelt, oder noch richtiger: ausschließlich nur die Corpsstudentenwelt. Alles, was dazu nicht gehört, das sind Kameele, Wilde, Bouzen, Kummeltürken und dergleichen; kurz: sie zählen nicht mit. Ebenso wenig gelten für ihn die Gesetze des Staates, der Sitte, der Gesellschaft. Er erfreut sich des Rechtes der Exterritorialität und kennt nur zwei Codices, wovon der Eine der „Biercomment“ heißt und der andere der „Paukcomment“. Jener regelt die Geschäfte des Saufens und dieser die Geschäfte des Kaufens. Auf diese Geschäfte, auf die Kritik und Hermeneutik jener Gesetzbücher, auf die Auslegung und Anwendung ihrer Paragraphen und Artikel, verwendet er die äußerste Sorgfalt. Darin ist er ein scharfsinniger Gelehrter, ein uermüdlicher Intrigant, ein geriebener Sachwalter. Wenn aber Dinge passiren, wovon im „Comment“ nichts geschrieben steht, dann ist er mit seiner Weisheit zu Ende. Er ist wie vom Himmel gefallen und ruft: Ich zähle jetzt schon so und so viele Semester, aber so was ist mir doch noch nicht vorgekommen. Aehnlich geht es unseren rein handwerksmäßigen Diplomaten, wenn Dinge sich ereignen, welche außerhalb des Bereichs ihrer traditionellen und conventionellen Routine liegen; und wollte man ihnen gar sprechen von den ewigen Gesetzen der Weltgeschichte, welche auch der Nationen, Staaten und Regierungen Geschicke regeln, sie würden uns auslachen. Denn davon steht in ihrem „Comment“ nichts geschrieben.

Man darf von der Diplomatie überhaupt, ohne dem Vorwurfe pessimistischer Weltanschauung ausgesetzt zu sein, wohl sagen, daß sie während der Krisis, welche dem jetzigen Kriege vorausging, ein Uebermaß von Befähigung gerade nicht verrathen hat; namentlich haben die französischen Diplomaten, welche früher für die ersten galten, ihre „legitime Präponderanz“ um so weniger bewährt, je fester sie von ihr überzeugt waren. Ich will nicht versuchen, dies im Einzelnen nachzuweisen. Denn ich schreibe keine politische Abhandlung, sondern nur eine kleine und bescheidene Kulturstudie, ein psychologisches „Essay“, oder wie Sie es sonst nennen wollen.

„Sind die französischen Diplomaten über Nacht dumm geworden?“ Ich glaube es nicht. Sie haben sich so gezeigt, wie sie schon lange waren. Nicht sie sind dümmere, sondern Andere sind klüger geworden. Es war von jeher eine „berechtigte Eigenthümlichkeit“ der französischen Diplomaten, daß sie keine andere Sprache verstanden, als Französisch. Höchstens lernte der, welcher nach London oder nach Washington ging, Englisch. Aber es ist nie Einem eingefallen, wenn er nach St. Petersburg ging, Russisch, — wenn er nach Rom oder Florenz ging, Italienisch, — wenn er nach Berlin oder einer der zahlreichen kleinen Residenzen in Deutschland ging, Deutsch zu lernen. (Von unseren deutschen Stiefbrüdern, den französischen Herren Stoffel, Rothau und Genossen, werde ich noch besonders reden.) Herr Benedetti war seit 1864, also sechs Jahre in Berlin, aber es ist ihm selbst im Traum nicht der Gedanke gekommen, jemals den entferntesten Versuch zu machen, die deutsche Sprache zu erlernen, geschweige denn sie so erlernen, wie es für jeden Diplomaten als

eine Pflicht und eine Nothwendigkeit erscheint gegenüber dem Lande, bei dessen Monarchen er accreditirt ist; ich meine so, daß er sie ohne alle Schwierigkeit verstehen, lesen, sprechen und schreiben kann. In der That stehen die Franzosen hier auf dem Standpunkte der amerikanischen Knownothings und Natives. Freilich ist das nicht erst seit gestern so, sondern von Alters her. Aber es ist eine Eigenthümlichkeit der fortschreitenden Kulturentwicklung, daß inmitten derselben jedes Stehenbleiben ein Zurückgehen ist, und daß zuweilen Das, was ehemals ein Vorzug war, heute sich als Nachtheil herausstellt. Vor hundert Jahren sprachen in Berlin der König, die Prinzen, die Damen bei Hofe, die Beamten, kurz Allewelt, womit der Gesandte in Berührung kam, französisch; sogar auch dann, wenn sie unter sich waren. Der französische Ambassadeur hörte also Alles, was er hören sollte und wollte, auch ohne ein Wörtchen Deutsch zu verstehen. Ja, er hatte den Vorzug, daß in der ausschließlich französisch redenden, lesenden, und schreibenden Gesellschaft stets sein Französisch das beste war; denn er war ja der Einzige, der seine Muttersprache redete.

Seitdem aber hat die deutsche Sprache einen hohen Aufschwung genommen, und es schämt sich bei uns nur noch Derjenige seiner Muttersprache, der sie nicht richtig zu sprechen versteht, der seinen Dialekt nicht verrathen oder sich nicht durch Sprach- oder Schreibfehler blamiren will, wie dies z. B. in gewissen Strichen der deutschen Schweiz, sowie bei einzelnen Mitgliedern der hohen Finanz und des süddeutsch-österreichischen Adels der Fall ist. Sonst aber spricht Allewelt Deutsch heutzutage, auch die vornehme, bis hinauf zu dem König der Deutschen.

Man denke sich nun den Grafen Benedetti, der keine Silbe Deutsch versteht, mitten in diese nichts als Deutsch sprechende Gesellschaft versetzt. Spielt er darin nicht die Rolle eines Blinden, der nur noch einen Lichtschimmer hat, eines Tauben, der nichts hört, als was speciell für ihn bestimmt ist, d. h. was ihm zu diesem Zwecke in sein Gehörrohr hineingeschrien wird? Aber ein Vertreter der „großen Nation“ darf sich nicht dazu herablassen, die Sprache des Volkes zu lernen, mit welchem er verkehren soll; lieber beraubt er sich des einzigen Mittels, welches ihn in den Stand setzen würde, zu erfahren, was vorgeht. Es handelt sich dabei eben nicht nur um die Sprache, sondern auch um die Geschichte, um die Geographie und die „Naturgeschichte“ (wenn ich sagen darf) der Deutschen. In allen diesen Dingen leiden die Franzosen an einer wahrhaft staunenswerthen Unwissenheit; und hierin machen die Diplomaten durchaus keine Ausnahme von den übrigen Franzosen, und der Graf Benedetti keine Ausnahme von den übrigen Diplomaten. Es ist noch nicht lange her, da erschien in dem officiellen Journal in Paris eine von der französischen Gesandtschaft in Berlin inspirirte Auseinandersetzung über die deutsche Politik, in welcher, neben anderen nicht minder komischen Mißverständnissen und Irrthümern, fortwährend das von Herrn von Dalwigk verwaltete Großherzogthum Hessen-Darmstadt verwechselt wird mit dem ehemaligen Kurfürstenthum Hessen-Cassel, in welchem Friedrich Wilhelm Elector und Hans Daniel Hassenpflug längst aufgehört haben zu regieren, und welches dermalen den Hauptbestandtheil der treuen und tapfern preussischen Provinz Hessen-Nassau bildet. Wären die Franzosen, mit inbegriffen die

Diplomaten, nicht so unwissend, so hätten sie längst begriffen, daß Deutschland nicht von verschiedenen durch Sprache und Sitte getrennten „peuples“ bewohnt wird (ein in französischen Schulen eingeführtes Geographiebuch erzählt sogar sehr ernsthaft, ein großer Theil des Königreichs Hannover, die Lüneburger Heide, werde bewohnt „par un peuple sauvage nommé Heidsnuccos“), sondern von einer einheitlichen Nation; daß es von Alters her und viel früher als Frankreich ein selbständiges und einheitliches Reich war; daß es nur vorübergehend durch die Schuld streitsüchtiger Priester und Dynasten aus seiner Bahn gedrängt worden ist, aber nun schon lange, zuerst geistig, mittelst des Aufschwungs seiner Literatur, dann wirtschaftlich, mittelst des Zollvereins, und endlich auch politisch, mittelst Preussens und des Norddeutschen Bundes, eifrig und mit wunderbarem Erfolge, daran ist, die „Rückkehr zum Zeichen“ — Herr Benedetti kennt das vielleicht aus Machiavelli — zu bewerkstelligen, auf die es zu keiner Stunde seines Daseins verzichtet hatte; und daß es also uns ebenso spaßhaft vorkommen muß, wenn Frankreich in einer Frage von Mainz, Darmstadt oder Württemberg mitreden will, als wenn wir Deutsche uns in Angelegenheiten von Marseille, Bordeaux oder in solche der Normandie und Bretagne einmischen wollten.

Graf Benedetti würde es sehr lächerlich gefunden haben, wenn man ihm zugemuthet hätte, die Geschichte der deutschen Nation zu studiren. Dazu hielt er sich seine Stoffel's, und Rothan's, welche ja „von deutschen Vorfahren abstammen“. Herr Benedetti freilich theilt mit ihnen die Eigenschaft, daß auch er kein Franzose ist. Er ist aus einer Kreuzung griechischen

und italienischen Bluts entsprossen und auf Corfica geboren. Auch seine Frau ist Griechin. Ich bemerke dies nur deshalb, weil einige Blätter behaupten wollen, sie sei eine dem ägyptischen Harem entsprungene Negerin, Abessinierin oder wer weiß was sonst der Art. Alle diese Geschichten sind Fabeln, mit inbegriffen Das, was Frau Theodor Mundt (Louise Mühlbach) in ihren neuesten ägyptischen Spaziergängen und Weltfahrten ihr auf den Leib schreibt. Der Teint der Gräfin Benedetti kann mit dem einer jeden Deutschen oder Engländerin an Helle und Feinheit wetteifern. Sie ist noch eine schöne Frau. Allerdings stammt sie aus Aegypten, wo sie von dem damaligen dänischen Generalconsul als Kind angenommen wurde und wo sie Herr Benedetti in dessen Hause kennen lernte. In der That, glaube ich, wir sollten unsern Patriotismus auf der rechten Bahn halten und nicht am Ende gar auch gegen wehrlose Frauen auf dem Papier Krieg führen, weil deren Männer unsere politischen Feinde sind.

Herr Benedetti allerdings ist unser Feind. Er hat für Deutschland niemals auch nur den geringsten Zug von Verständniß oder gutem Willen gezeigt und hat es mit corsischer Leidenschaft und griechischer Verschlagenheit, kurz mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, versucht, uns zu Leibe zu gehen und ein paar Fexen von unserm Felle herunterzureißen. „Ich bin vor diesem wüthenden Corsicaner fast meines Lebens nicht sicher“, sagte eines Tages Graf Bismarck zu uns, jedoch lächelte er dabei; und wir lachten, wenn wir uns vorstellten, wie eine nordische Eiche seines Kalibers von einem kleinen italienischen Cactus bedroht wird. „Graf Benedetti“, sagte ein englischer Diplomat, „ist ein außerordentlich feiner

Kopf; ja ich denke, er ist wohl zu fein; denn er spinnt an seinen Netzen stets so lange, bis daß die Stränge so dünn und zierlich werden, wie Spinnweben; darin kann man wohl Fliegen fangen, aber Graf Bismarck ist keine Fliege.“

Um nicht ungerecht zu sein, muß ich jedoch hinzufügen: Die Dinge sind noch nicht zur Genüge aufgeklärt; und wir können erst von der Zukunft Aufschluß darüber erwarten, wie viel auf die persönliche Rechnung des Grafen Benedetti zu setzen, und wie viel auf die der ihm gewordenen Aufträge. Manche behaupten, er sei mit diesen Aufträgen nicht immer einverstanden gewesen, jedenfalls aber habe er den Herzog von Grammont nicht für ein Genie gehalten.

Benedetti, jetzt etwa fünfundfünfzig Jahre alt, ist zünftiger Diplomat, und nichts als Diplomat und war von Jugend auf in dieser Carrière. Ich habe deshalb oben vorsorglich auseinandergesetzt, was Das sagen will. Er war zuerst Consul in Aegypten und in Palermo, dann erster Gesandtschaftsrath in Constantinopel und hierauf Sectionschef oder wie man dort sagt, „Directeur“ im auswärtigen Amte in Paris. Als solcher eilte er im Winter 1859 auf 1860 dem angeblich etwas lahmen französischen Gesandten in Turin zu Hülfe und brachte dort die ersehnte Annexion von Nizza und Savoyen zu Stande unter dem Rechtstitel der „Revindication“, welcher freilich auf Alles passen würde, was der erste Napoleon jemals angebissen hat, von Moskau und Warschau bis Madrid und Lissabon. Uneingedenk des Sages: „Ne bis in idem“ glaubte Benedetti, was in Turin geholfen, helfe auch in Berlin. Der Triumph, den er dort gefeiert, machte ihn hier allzu verwegen; er war sein Verhängniß. Im Jahre 1864 nämlich,

während des dänischen Krieges, schickte Napoleon III. seinen italienischen Anneziionskünstler nach Berlin. Schwerlich in sehr wohlmeinender Absicht, wie der Erfolg gezeigt hat. In Berlin aber hat Benedetti während der letzten sechs Jahre eine Rolle gespielt, welche mich immer, *si parva licet componere magnis*, an einen heruntergekommenen Gentleman in Wiesbaden erinnert, der jetzt das Geschäft eines Maklers betreibt. Sobald dieser Biedermann hört, es sei dort ein Haus verkauft, oder sonst ein Geschäft abgeschlossen worden, oder ein Grundbesitzwechsel vor sich gegangen, präsentirt er sich bei beiden Theilen und verlangt eine Provision. „Aber, Sie haben ja bei dem Handel gar nicht mitgewirkt“, sagt man ihm. „O doch“, antwortete er, „ich wußte ja doch, was vorging, und bin den Verhandlungen mit wohlwollender Aufmerksamkeit gefolgt, jedenfalls hätte ich im Interesse eines Dritten, der mich dafür bezahlt hätte, das Geschäft hintertreiben können; aber ich war edelmüthig, ich verschmähte diesen illoyalen Gewinn, und deshalb müssen jetzt Sie mich dafür bezahlen, sonst hänge ich Ihnen einen schweren Proceß an den Hals.“ Mancher ist schwach und dumm genug, sich mit einem kleinen Opfer abzufinden. Desters auch wird der Edelmüthige die Treppe hinunter geworfen. Einmal hat er auch einen Proceß riskirt, aber er hat ihn verloren und seitdem schimpft er auf die Gerichte. Auch Benedetti forderte jedesmal seine Provision, bald Landau und bald Mainz, bald Luxemburg und bald Saarlouis, bald Rheinhessen und bald Rheinbayern, bald das Alles mit einander und dann noch das ganze Königreich Belgien dazu; und wenn ihm nicht Das, was er wünschte, auf dem Präsentirteller entgegengetragen wurde, dann drohte er mit

Proceß, d. h. mit Krieg, und sein allergnädigster Herr ließ uns gleichzeitig mit Anträgen auf Abrüstung und Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht bestürmen. Einem Mann, wie Bismarck, gegenüber doch gar zu naiv!

Für uns Deutsche war Benedetti wirklich

„— ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Durch seine Ansprüche auf Rheinbayern und Rheinhessen, vom 6. August 1866, brachte er die Allianzverträge mit Süddeutschland, durch seine Drohungen vom Juli 1870 die deutsche Einheit zu Stande. Was aber ihn selbst anlangt, so hat er zwar von einem schwachen Italiener, welchem er in der That auch bei dem Geschäfte geholfen, einmal eine Provision eingestrichen, allein bei den kräftigen Deutschen, welchen er nie nützlich, vielmehr stets hinderlich war, ereilte ihn das Schicksal des Wiesbadener Maklers. Er wurde (natürlich nur figurlich und „in der höflichsten Weise der Welt“, sagt Capitän Marrhat) die Treppe hinuntergeworfen, und auch der Proceß, welcher augenblicklich nach „canonischen“ Rechten geführt wird, bietet ihm keine günstigen Chancen.

* * *

Allerdings zählt die französische Diplomatie auch Mitglieder, welche nicht nur Deutsch verstehen, sondern es sogar als ihre Muttersprache sprechen. Zu Spionage und sonstigen nicht ganz gentlemanlikeu Polizeidiensten verwendet man in England Irländer, in Rußland entartete Polen, in Oesterreich vorzugsweise Czechen und in Frankreich Corsen und — es thut einem Deutschen aufrichtig leid, es sagen zu müssen —

eine gewisse Art Essasser. Diese sind in Paris die geheime politische Polizei und in Deutschland die Diplomaten zweiten und dritten Ranges, mit welchen Frankreich uns überschwemmt. Die Schuld dieser Ueberschwemmung mit Diplomaten minorum gentium tragen bei uns die kleinfürstlichen und freistädtischen Regierungen, welche nicht begreifen wollen, daß es für sie selbst besser und billiger und für Deutschland erspriesslicher wäre, wenn sie auf Entsendung und Empfang von Gesandtschaften verzichteten, die doch eigentlich nur unter die „üblen Angewöhnungen“ zu rechnen sind.

Auch für Frankreich ist fürwahr diese generatio aequivo-ca von diplomatischen Infusionsthierchen kein Nutzen. Oft macht es sich geradezu lächerlich durch sie, wie z. B. unmittelbar vor Ausbruch des Kriegs in Hessen-Darmstadt. Dieses Großherzogthum gehörte damals schon halb zum Norddeutschen Bunde. Man dachte daher, es hätte wohl an der Diplomatie des Bundes genug. Allein sein Minister Herr von Dalwigk, welcher dort das weltliche Schwert führt (das geistliche schwingt sein Freund Herr von Ketteler, Bischof in Mainz), war anderer Meinung. Als die Stände die Ausgaben für den darmstädtischen Gesandten in Paris streichen wollten, erklärte ihnen Herr von Dalwigk rundweg, Hessen bedürfe eines Gesandten in Paris „wegen gewisser Möglichkeiten und Eventualitäten auf dem linken Rheinufer“. In der That eine denkwürdige Aeußerung! Die Ereignisse am linken Rheinufer, auf welche Dalwigk hindeutete, konnten nichts Anderes sein, als ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. Denn im Frieden blieb ja doch Alles beim Alten. Aber auch der Krieg drohte im Falle, daß wir siegten, dem Großherzog

von Hessen nicht die geringste Gefahr, seine linksrheinischen Besitzungen zu verlieren. Gefahr war nur, wenn Frankreich über Deutschland siegte. War das also die Eventualität, welche Dalwigk damals meinte? Wollte er im Falle, daß Frankreich uns besiegte, das Loos Darmstadt's von dem unsrigen trennen und durch die darmstädtische Gesandtschaft in Paris auf Kosten Deutschlands für Darmstadt „retten, was zu retten war“? Aber dann mußte er ja die hessische Gesandtschaft in Paris und die französische in Darmstadt lassen auch während des Kriegs? Hatte er sich klar gemacht, was das bedente? Ohne Zweifel. Denn Herr von Dalwigk ist ein geriebener Diplomat; er hat ja sogar den Kaiser von Rußland in Sachen Livlands ganz unaufgefordert mit seinem Rathe beglückt.

Kurzum, die Gesandtschaft blieb, und im Juli 1870 befand sich ein Graf So und So, alter französischer Adel, aber ohne Mittel, als Gesandter Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen in Darmstadt. Am 16. Juli flanirt der bewußte französische Graf, welcher natürlich nicht an einem Uebermaß von Geschäften leidet, auf den Straßen der Residenz Darmstadt und erblickt ein großes Plakat mit der Ueberschrift „Krieg mit Frankreich“. So viel deutsch versteht er; den Rest, für den seine Sprachkenntnisse nicht ausreichen, läßt er sich verdolmetschen. Er erfährt, daß auf den 17. Juli (Sonntag) die Darmstädter Bürgerschaft auf den Marktplatz zu einer Volksversammlung einberufen wird, um sich dort für das Zusammenstehen mit Deutschland in dem bevorstehenden Kriege gegen Frankreich auszusprechen. Das ist ihm zu arg. Er eilt auf das Ministerium und fragt nach Dalwigk.

ist leider auf seinen „Gütern“, welche bekanntlich einen minimalen Bestandtheil des einige Quadratmeilen großen Fürstenthums Waldeck bilden. Als Stellvertreter fungirt der Geheime Ministerialrath von Bechtold. Also der Gesandte geht zu Bechtold. Er macht ihm die lebhaftesten Vorstellungen, wie man so was dulden könne, welche „impression fatale“ das in Paris machen werde, welche schreckliche Folgen es schon in den ersten Tagen haben müsse; denn Frankreich stehe im Begriff zu marschiren, ja es stehe vielleicht schon in Baden, es werde das südliche und westliche Deutschland überschwemmen.

Raum hat der Franzose das Ministerialgebäude verlassen, so ergeht ein Befehl an den Polizeidirector der Residenz, welcher die Volksversammlung erlaubt hatte, „Angeichts dieses auf einem hohen Ministerio zu erscheinen“. „Quid sum miser nunc dicturus? was soll ich Unglücklicher sagen?“ denkt er unterwegs, „aber hat denn nicht die officiële Darmstädter Zeitung patriotische Fanfaren losgelassen? soll man sich denn nicht mehr auf solche Blätter verlassen dürfen? nun ja freilich, wer kann die Politik des Herrn von Dalwigk durchschauen; ich will mir's zur Warnung gereichen lassen und in Zukunft in solchen Fällen lieber immer erst höheren Orts anfragen“.

Das Ministerium giebt dem Polizeidirector den Befehl, die Versammlung zu verbieten. Er thut's. Da erscheinen die Unternehmer der Versammlung und fragen, warum? „Ja, sehen Sie, meine Herren, es sind schwierige Zeiten; — wenn ich gestern gewußt hätte, was ich heute weiß —; die Franzosen stehen schon im Badischen, sie sind schon in Freiburg im Breisgau eingerückt; — sie überschwemmen ganz West- und Süddeutschland; — sie sind ohnedies schon schlimm, reizen wir

sie aber durch solche Demonstrationen, dann weiß man nicht, was sie mit uns anfangen." Die Leute trauen ihren Ohren kaum. Sie bitten sich das Verbot schriftlich aus. Und richtig, der Polizeidirector von Darmstadt giebt ihnen in Folge der Instructionen, die er vom Ministerium erhalten hat, am 16. Juli 1870 schriftlich, „die beabsichtigte und bereits erlaubte Versammlung müsse nunmehr unterbleiben wegen der eröffneten Kriegsoperationen“. Was für Kriegsoperationen denn? fragen die Veranstalter der Versammlung.

— „Nun, natürlich die Kriegsoperationen der Franzosen“, ist die Antwort. Die Versammlung mußte unterbleiben. Das war zwei Tage vor der französischen Kriegserklärung und dem Zusammentritte des Reichstags.

Am 17. Juli, an dem Sonntag, an welchem die patriotische Versammlung hatte stattfinden sollen, am Vorabend der officiellen Kriegserklärung Frankreichs, an welcher übrigens schon seit dem 15. Juli, dem Freitag, kein Mensch in Deutschland mehr zweifelte, am 17. Juli 1870 hielt das darmstädtische Ministerium noch einmal feierliche Sitzung in Betreff jener Versammlung. Es schienen Zweifel aufgetaucht zu sein, ob man denn doch nicht etwa durch das Verbot gar zu arg in Berlin verletzen und der öffentlichen Meinung in Deutschland vor den Kopf stoßen werde. Herr von Dalwigk war am Samstag Abend von seinen „Gütern“ zurückgekehrt und präsidirte der Sitzung vom 17. Juli. Man entschied sich für Aufrechterhaltung des Verbots.

Hatte man ja doch in der Fortexistenz eines Ministeriums Dalwigk den handgreiflichsten Beweis für die Langmuth der

preussischen Regierung und für die Machtlosigkeit der öffentlichen Meinung in Deutschland!

Herr von Dalwigk hat durch seine Journalisten behaupten lassen, das Verbot der Versammlung sei durch einen untergeordneten Polizisten und in seiner Abwesenheit erfolgt. Thatsache ist erstens, daß das Verbot erfolgt ist in Folge der Reclamation des Franzosen und in Folge des Befehls des Ministeriums; zweitens, daß Herr Dalwigk selbst das Verbot gebilligt hat; drittens, daß ein „Polizeidirector der Haupt- und Residenzstadt“ nach dortigen Begriffen keineswegs ein „untergeordneter“ Polizist ist, viertens und letztens aber, daß besagter Polizist die Versammlung gar nicht verboten, sondern vielmehr erlaubt hatte und sie nur in Folge Ministerialbefehls ex post verbot, weil er sie verbieten mußte.

In Preußen, wo, wie die Darmstädter Hofdemagogen versichern, das wahrhaft entsetzliche „System Eulenburg“ grassirt, läßt wenigstens der Minister die Leute nicht im Stiche, welche seine Befehle vollzogen haben.

Die komische Seite der Sache ist aber die:

Während sich am Samstag und Sonntag die hessendarmstädtischen Staatsweisen noch die Köpfe zerbrachen in Folge der Reclamationen, welche der französische Gesandte erhoben hatte, war in der Nacht vom Freitag auf den Samstag schon der Befehl des Commandanten des elften Armee-corps aus Cassel eingetroffen, die hessendarmstädtische Division mobil zu machen; und man hatte diesem Befehl gehorcht, denn man mußte ihm gehorchen. Das darmstädtische Kriegsministerium, wo man schon am Samstag früh diesen Befehl

vollzog, und das darmstädtische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wo Herr von Dalwigk seine Diplomatie treibt, liegen in einer und der nämlichen Straße, dicht neben einander. Dort hatte man bereits das tapfere Schwert Hessen-Darmstadt aus der Scheide gezogen; hier machte man noch Diplomatie mit Frankreich. Wie reimt sich das zusammen?

Wollte man Frankreich betrügen? Oh, gewiß nicht, dazu ist Herr von Dalwigk zu bieder! Man scheint einfach auf dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nicht gewußt zu haben, was auf dem Kriegsministerium vorging. Denn das letztere erhält seine Impulse von Berlin, und das erstere von Dalwigk. Herr von Dalwigk aber und die Bundesregierung in Berlin sind zwei Uhren, die nicht aufeinander gehen. Diese Thatsache ist nicht zu leugnen. Wenn aber irgend ein „böswilliger Nationalliberaler“ daraus den Schluß ziehen sollte, solche Zustände seien nicht zu dulden, so wird ihm irgend Einer von den darmstädter Hofdemokraten darthun, daß das eigentlich erst die wahre Freiheit sei, wie sich dies denn doch unzweifelhaft daraus ergebe, daß Herr von Dalwigk noch in Darmstadt und nicht in Löben sitze.

Uebrigens blieb der französische Gesandte noch mehrere Tage nach erklärtem Kriege ganz ruhig in Darmstadt: und als eine nicht-darmstädtische Zeitung meldete, derselbe habe eine drohende Note überreicht, dementirte dies die „Darmstädtische Zeitung“ auf das Feierlichste: eine Note habe er zwar überreicht, aber drohend sei sie gar nicht. Dies erinnert an den akademischen Stiefelwischer, welcher einem Studenten eine unangenehme Botschaft auszurichten hatte, und, von

seinem Auftraggeber befragt, ob der Student grob gewesen sei, erwiderte: „Nein, grob war er gar nicht, er hat mich nur die Treppe hinunter geworfen.“

In einem Punkte aber hatte der Polizeidirector der Großherzoglichen Haupt- und Residenzstadt an den Ufern der Darm ganz Recht. Darmstadt wurde allerdings von Franzosen vollständig überschwemmt. Es war aber nicht im Juli, sondern im September. Auch kamen sie nicht als Sieger, sondern als Besiegte, — und nicht, um zu morden und zu plündern, sondern um bei der Kartoffelernte zu helfen. Kartoffeln und Tannenzapfen sind nämlich die Haupt-Landesprodukte. Letztere nennt man dort „Häckeln“.

Auch in der freien Stadt Hamburg hatte der Kaiser der Franzosen einen diplomatischen Vertreter Was soll aber um Gotteswillen dort ein „Ministre plénipotentiaire de Sa Majesté l'Empereur des Français“ thun? Bleibt ihm, wenn er nicht vor tödtlicher Vangeweile vergehen will, irgend etwas Anderes übrig, als Unfug zu treiben? Und sind die armen Elssasser, welche zu solchen Knechtsdiensten verwandt werden und — dadurch unterscheiden sie sich von den Corsen — nie zu was Besserm aufrücken, nicht aufrichtig zu bedauern? Deutsche von Herkunft, Franzosen von Staatswegen, sollen sie den Franzosen wider die Deutschen als Schweißhunde dienen. Der wirkliche Franzose verleugnet nie seine Rasse; gerade deshalb ist er aber mißtrauisch gegen Den, der es thut. Um dieses Mißtrauen zu entwaffnen, muß der Elssasser mehr thun, als ein wirklicher Franzose. Er darf sich nicht darauf beschränken, die Wahrheit zu sagen. Er muß darüber hinaus. Er muß lügen, um den Verdacht zu entwaffnen

und sich Liebkind zu machen. Je mehr er lügt, desto besser wird er bezahlt. Wie kann man sich also wundern, wenn diese elsasser Unterdiplomaten seit Jahren den Verrath Süddeutschlands, Polenrevolution in der Provinz Posen, Welfenrebellion in der Provinz Hannover, augustenburgerliche Bewegung in Schleswig-Holstein, Zopfemeuten in Frankfurt a. M., Hessen und Nassau, und dergleichen mehr prophezeiten und behaupteten, der Norddeutsche Bund und sein Heer seien im Verfall? Es war ein bitterer Scherz des Schicksals, daß es gerade auch Männer aus Posen, Hessen-Nassau und Süddeutschland waren, welche in der ersten Schlacht (bei Weißenburg) die angelogenen Franzosen schlugen. Da sich alle guten Deutschen von jenen elsasser Quasidiplomaten zurückzogen, so waren sie auf die minder guten angewiesen, namentlich auf diejenigen, die in welfischem Solde logen. So kam es denn, daß die welfischen Agenten die französischen Agenten täuschten und umgekehrt. Zuletzt wußte Keiner mehr, was er und was der andere gelogen, wo der welfische Spion anfang und wo der französische aufhörte, was wahr und was nicht wahr sei. Es ging ihnen ähnlich, wie es einem berühmten Berliner Polizeirath am Rhein ging. Dort zeigten sich einst falsche Fünfthalerscheine. Der Polizeirath begab sich dorthin. Er mengte sich unter verdächtiges Volk und that, als sei er selbst ein Falschmünzer; er gab ihnen Geld, Rath und Instrumente. Als er glaubte, sicher auf der Spur zu sein, griff er zu; er griff nun zwar eine Falschmünzerbande, aber nur seine eigene, die sich mit seinem Geld, seinem Rath und seinen Instrumenten gebildet hatte. Eine andere hatte dort nie existirt. Die Polizei hatte sich selbst gefangen.

So hat auch hier ein Spion den andern gefangen und Beide haben für schweres Geld ihre wechselseitigen hohen Auftraggeber schwer belogen. Nur schade, daß mancher Mutter wackerer Sohn sein jung frisch Leben darüber hat lassen müssen.

In der Hansestadt Hamburg residirte bis zum Ausbruch des Kriegs als „bevollmächtigter Minister“ Frankreichs ein Herr Rothau, Elsässer von Geburt und bekannt durch die zweideutige, oder vielmehr nur zu unzweideutige Rolle, welche er zur Zeit des Krimkriegs und des berüchtigten Potsdamer Depeschendiebstahls gespielt hat, eine Rolle, die in jedem andern Lande, außer bei uns, bisher allzu gut- und langmüthigen Deutschen, ihm die diplomatische Laufbahn versperrt haben würde. Statt sich im Bewußtsein des Makels, der an ihm haftet, ganz ruhig zu verhalten, wurde Herr Rothau nicht müde, in Hamburg und Schleswig-Holstein in preußenfeindlichem Sinne zu agitiren. „Jedes Mittel war ihm recht, selbst die Schürze nicht zu schlecht“, auch scheute er bei Alledem kaum noch das volle Licht der Oeffentlichkeit. Er stieß jedoch überall auf einen so entschiedenen Widerstand, daß er ganz außer Zweifel darüber sein mußte: die edlen Söhne Hammonia's und Holsatia's, mochten sie sonst denken, was sie wollten, ließen sich durchaus nicht gegen den Norddeutschen Bund und Preußen aufhezen, noch viel weniger aber für Frankreich echauffiren. Gleichwohl berichtete Herr Rothau ohne Aufhören an das auswärtige Amt in Paris, wie sehr man in dem nichtpreußischen und in dem neupreußischen Norddeutschland den Augenblick herbeisehne, das preußische Joch abzuschütteln, und sei es auch mit Hilfe Frankreichs. Als

Belege dafür fügte er gewisse deutsche Zeitungen bei. Ich will sie nicht nennen. Möge der Schleier der Vergessenheit diese Dummheiten der Vergangenheit bedecken. Ich sage: Dummheiten, denn fürwahr, die Leute wußten nicht, was sie thaten, schrieben und schrieten; sonst hätten sie's nicht gethan; und ich hoffe, daß sie's bereuen. Sollten sie es aber auch nicht bereuen, sondern mit ihrem Metier fortfahren, so ist letzteres doch jetzt mehr albern als gefährlich. Je mehr Deutschland consolidirt ist, desto weniger wird das Unkraut Rige und Spalten finden, um Wurzel zu schlagen.

Nachdem uns Frankreich bereits den Krieg erklärt hatte, schickte sich Herr Rothan in Hamburg, ebenso wie Herr von Stoffel in Berlin*) — „Arcades ambo“, sagt Virgilius — in aller Gemüthsruhe an, auch fernerhin im Schooße dieses Norddeutschland zu verweilen, über welches sie bisher so seltsame Berichte erstattet hatten. Man sagte aber Beiden, man werde ihnen den ferneren Aufenthalt nur in einer Form gestatten, nämlich hinter Schloß und Riegel. Da entschlossen sie sich zur Abreise. Dem Herrn Stoffel, der französischer Oberst ist, gab man einen preußischen Hauptmann zum Begleiter. In Cassel erklärte Baron Stoffel: „Ich bin krank, ich kann nicht weiter.“

„Ganz wie Sie wollen“, sagte der Hauptmann, „sorgen Sie für einen Arzt, und ich werde für die Wache sorgen;

*) Was Herrn Stoffel anlangt, so sind wir ihm nachträglich die Anerkennung schuldig, daß seine zwischenzeitig an die Oeffentlichkeit gelangten Berichte über unser Militärssystem einen eben so hohen als seltenen Grad von Scharfsinn, Beobachtungsgabe, Unbefangtheit und Wahrheitsliebe beweisen. Leider scheint der Minister, an welchen diese Rapporte gerichtet waren, sie gar nicht gelesen zu haben.

denn der Fall einer plötzlichen Erkrankung ist in meiner Instruction vorgesehen; er hat Ihre sofortige Verhaftung zur Folge.“ Diese runde und nette Erklärung machte jeden Arzt überflüssig. Der kranke Baron wurde plötzlich wieder so gesund, daß er nach vierundzwanzig Stunden über der Grenze war und einige Tage später schon als Adjutant Napoleon's bei der Saarbrücker „Feuertaufe“ fungirte.

Herrn Rothan gab man in Hamburg keinen Begleiter bei. Er benutzte diesen Umstand, um noch einige Zeit lang in Westdeutschland die Gegend unsicher zu machen, bis endlich ein Steckbrief ihn über die Grenze scheuchte. Ueber seine Wahrnehmungen erstattete er einen Bericht an den Herzog von Grammont, den dieser im Officiellen Journal veröffentlicht hat und zwar am 3. August 1870, am Tage nach dem „glorreichen Sieg“ von Saarbrücken, wo 750 Mann Preußen von 30,000 Mann Franzosen gezwungen wurden, sich nach dreistündigem Kampfe zurückzuziehen.

Ich vermuthete, daß der Herzog von Grammont bei der Publication des Berichtes gerade die schönsten Stellen unterdrückt hat, weil sie durch die Ereignisse inzwischen in unangenehmster Weise überholt worden waren. Das Stehengebliebene ist aber auch noch schön; und aus Dem, was man sieht, kann man schließen auf das, was man nicht sieht.

Also Herr Rothan schreibt so (ich gebe es im Auszug):

„Herr Herzog!

„Vor acht Tagen verließ ich Hamburg. Deutschland war damals in einer ungeheuren politischen Aufregung. Aber heute schon überzeuge ich mich, namentlich durch aufmerksames Lesen deutscher Zeitungen, daß die öffentliche Meinung Deutsch-

lands in sich geht, und daß die Begeisterung des ersten Augenblicks bereits einen sehr merkbaren Rückschlag erlitten hat. Die partikularistischen Blätter, welche man zu unterdrücken nicht gewagt hat, sind nur leidlich kleinlaut. Die preussische Presse dagegen ist in wachsender Beunruhigung. Ueberall bemerkt man, wie sehr ernsthafte Sorgen um das schließliche Ergebniß dieses Kriegs sich der Geister bemächtigen. Die Proclamation des Königs, welche ankündigt, der Krieg werde lange dauern, belebt keineswegs den Muth der Bevölkerung. Denn die Landwehr, welche bei der kurzen Campagne von 1866 kaum auf eine ernsthafte Probe gestellt worden ist, fürchtet nichts mehr als einen langen Krieg.

„Gegen Herrn von Bismarck, den man bisher in seinen diplomatischen Schachzügen für unfehlbar hielt, macht sich schon ein entschiedener Rückschlag geltend; man sieht, daß seine Quertreibereien nur zu einer vollständigen Isolirung Preußens geführt haben und daß selbst Spanien, das uns den Vorwand zum Kriege (Rothan schreibt selbst einfach: „le prétexte de la guerre“) lieferte, uns unaufgefordert seiner Zustimmung versichert. Deutschland also befindet sich jetzt schon, ehe noch der erste Kanonenschuß abgefeuert ist, unter dem Drucke einer schweren Enttäuschung; und wenn wir den Kampf mit einem Siege beginnen, dann wird sich überall der partikularistische Widerstand gegen Preußen erheben, den es nur mit Mühe gebändigt hat.“

Diese kleine Probe, wie man lügt und sich belügen läßt, mag genügen. Daß der Herzog von Grammont diesen Brief noch am 3. August officiell publicirt, beweist, wie wenig er

in Wien, wo er doch Gelegenheit dazu hatte, von deutschen Dingen gelernt hat.

* * *

Wenn H. B. Oppenheim's Definition: „Unsere Diplomaten sind vaterlandslose Müßiggänger, die, weil sie selbst keine große nationale Bewegung fühlen, auch außer Stande sind, eine große nationale Bewegung zu verstehen“, richtig ist, dann sind Graf Bismarck und Die, welche unter ihm im Weinberge des Herrn arbeiten, überhaupt keine Diplomaten. Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf Graf Bismarck und seine Gesellen, die nur deshalb nicht als „Diplomaten“ gelten, weil sie viel mehr sind, als bloß Das.

Wie sich das von selbst versteht, sind über den Grafen Bismarck seit 1866 unzählige mehr oder weniger geistreiche Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Broschüren und Bücher geschrieben worden. Abgesehen von Anderen, haben uns die Deutschen Bamberger und Hefekiel, die Franzosen Cherbuliez und Vilbort ihre Schilderungen und Betrachtungen gegeben. Natürlich ist die Auffassung stets gefärbt von dem subjectiven Standpunkte des Verfassers; denn der Mensch kann nun einmal nicht darüber hinaus, sich seinen Freund und seinen Feind, seinen Gott und seinen Teufel, nach seinem eignen Bilde und Gegenbilde zu construiren. Ich kann keinem der genannten Autoren und Werke seine eigenthümlichen Verdienste absprechen, gleichwohl behaupte ich, weder ein einzelnes derselben, noch alle mit einander erschöpfen ihren Stoff; natürlich kann ich auf letzteres noch viel weniger Anspruch erheben, da ich mich auf ein paar Striche und Umrisse beschränken will.

Was mich anlangt, so gehe ich zur Quelle. Ich studire am liebsten Bismarck's Briefe, Staatschriften und Reden; von letzteren giebt es eine sehr sorgfältige und zuverlässige Ausgabe, die ich Jedem empfehle („Die Reden des Grafen von Bismarck-Schönhausen. Erste Sammlung, Reden aus den Jahren 1862 bis 1867, 2. Auflage; Berlin 1870; — Zweite Sammlung, Reden aus 1867, 1868, 1869; Berlin 1870; — Dritte Sammlung, Reden aus 1869 und 1870; ebendasselbst 1871). Da Bismarck seine Reden stets improvisirt, wenigstens was die Form anlangt, so quillt in jedem Wort das volle individuelle Leben; und wer letzteres einmal erfaßt hat, der kann auch bei jeder preussischen Staatschrift *prima vista* sagen, ob sie aus Bismarck's eigener Feder geflossen ist, oder nicht.

Bekanntlich herrscht unter den politischen Parteien Preußens lebhafter Streit darüber, ob Graf Bismarck liberal oder conservativ sei; und merkwürdiger Weise verstummt dieser Streit allemal gänzlich in großen welthistorischen Momenten, wie 1866 und 1870, wo alle Parteien, die bisher an ihm hin- und herzerren, bereit sind, dem Grafen das unbedingteste Vertrauen zu schenken. Selbst der hyperkritische Berliner-Weißbier-Politiker, diese personificirte „saure Gurke“, pflegt dann zu sagen: „Nanu, laßt nur den ollen Bismarck, der wird's schon machen.“

Es giebt, was die parlamentarischen Parteien anlangt, Liberale, wie z. B. Virchow, welche Bismarck für ultraconservativ, und Conservative, die ihn für ultraliberal, ja für revolutionär halten, wie z. B. der Graf zur Lippe und Consorten; dagegen hält ihn wieder der conservative Herr von

Blanckenburg für conservativ, der freiconservative Professor Hegidi für freiconservativ, und manche Nationalliberale für nationalliberal.

Wenn Graf Bismarck dem Abgeordneten Vasker, wie bei Gelegenheit des Antrags auf Aufnahme Badens, sagt: „Wenn Sie's besser verstehen als ich, dann werden Sie doch Bundeskanzler“, dann jubeln die Conservativen: „Im Grunde des Herzens ist Bismarck doch immer noch der Unfrige.“ Wenn er dagegen, wie bei Gelegenheit der Hannoverischen Provinzialfonds, der Rechten bemerkt: „Ihr seid ja Alle nur auf meine Autorität hin gewählt, und wenn Ihr fortfahrt, gegen mich zu frondiren, dann entziehe ich Euch den Credit, und dann ist es aus mit Euch“; oder wenn er bei Gelegenheit des Antrages des Grafen zur Lippe gegen das Bundes-Oberhandelsgericht von einem dummen und verwegenen Spiel spricht und dem Herrenhaus sagt: „Wenn sich hier unsere Wege trennen, so weiß ich nicht, ob wir uns je wiederfinden, und das schadet mir gar nichts, wohl aber Euch, die Ihr ohnehin auf schwachen Füßen steht“, — dann frohlocken die Liberalen: „Jetzt endlich hat Bismarck definitiv mit den Conservativen gebrochen, jetzt gehört er zu uns.“

Die Wahrheit ist, daß Bismarck sich weder von der einen noch von der andern Partei je in ihren Karren spannen läßt, und daß man ihn überhaupt nach den bisher üblichen Parteiunterschieden nicht classificiren kann. Denn diese Kategorien beziehen sich auf innere Details, während Bismarck stets nur die große Frage der Wiedergeburt der Nation im Auge hat. Daher auch die sonderbare Erscheinung, daß alle Parteien auf der Reihe herum ihm dienen und ihm grollen,

ihn stützen und gegen ihn frondiren, sich von ihm gefördert und sich von ihm getäuscht und mißbraucht fühlen. Ich nehme dabei natürlich diejenigen Parteien aus, welche auf active praktische Politik überhaupt ganz verzichtet haben und, im Schmollwinkel sitzend, sich mit dem großen Gedanken trösten: „Uns gehört die Zukunft“ — natürlich jene Zukunft, welche niemals zur Gegenwart wird.

Jahrhunderte lang hat uns in Deutschland das Unglück verfolgt: War der richtige Mann da, dann fehlte der richtige Moment. War der richtige Moment da, dann fehlte, wie 1848, der richtige Mann. Beides wollte nie zusammentreffen. Endlich hat es die Vorsehung gewollt, daß zu unserm Glück in dem Augenblick der Krisis auf dem Throne der Hohenzollern, welcher berufen ist, in Deutschland den der Hohenstaufen zu ersetzen, ein geradsinniger, fester und tapferer König sitzt, den man mit mehr Recht als irgend Jemanden mit den Worten des Horazius bezeichnen kann als „justum ac tenacem propositi virum“; und daß dieser Fürst sich zu seinem Minister einen Mann auswählte, der mit gleichem Festhalten des Ziels einen wahrhaft unerschöpflichen Reichthum an Mitteln und Wegen verbindet: — Beide providentielle Naturen.

Ich möchte sagen: Bismarck's Biographie bildet geradezu eine Parallele zu der Geschichte Preußens und der neuern Geschichte Deutschlands. Ich will dies mit wenigen Worten andeuten.

Es ist die Mark Brandenburg, welche, obgleich gerade keines der reichsten und fruchtbarsten Länder Deutschlands, die Kosten der Gründung Preußens und Neudeutschlands fast ausschließlich getragen hat. Ihre Bewohner haben mit außer-

stem Fleiße dem magern Boden Früchte abzugewinnen gewußt; und während sie mit der Sterilität des Landes, mit der Ungunst der Witterung, mit Creditnoth und Schwierigkeiten aller Art kämpften, haben sie zugleich als gering oder gar nicht bezahlte Arbeiter, als Soldaten, Officiere, Beamte u. s. w. mit bewundernswerther Ausdauer die Fundamente des preußischen und des deutschen Staates gelegt. Der Franzose sagt: „ils ont travaillé pour le roi de Prusse“ und verbindet damit eine spöttische Nebenbedeutung. Wir aber sagen, allerdings sie haben gearbeitet für den König von Preußen, aber auch mit ihm für die Wiedergeburt der Nation, während Andere sich dem Phäakenleben ergaben.

Graf Bismarck ist ein Altmärker. Er ist dem Geschlechte der märkischen „Landsjunker“ entsprossen; er selbst sagte 1849: „Ich bin ein Junker und werde diesen Namen wieder zu Ehren bringen“; und er hat Wort gehalten. Er hat von Haus aus alle Tugenden und Fehler dieser willenskräftigen, tollern, waghalsigen, unbeugsamen, klugen, harten und opfermuthigen Junker, welche in Bewirthschaftung bescheidener Güter mit der Noth des Daseins ringen und doch jeden Augenblick, wenn der König ruft, dem Staate zur Verfügung bereit stehen. Er zeigt Anfangs auch ganz die engbegrenzte Weltanschauung von ehedem. Jene Anschauung Friedrich Wilhelm's I., welcher die Habsburger für die Lehns Herren, sich für den Vasallen hielt und jenen so lange in Ehren und Treue diente, bis er kurz vor seinem Tode erst merkte, wie sehr er getäuscht war, und dann auf seinen Sohn deutend starb mit den Worten: „Da steht Der, welcher mich dereinst rächen wird.“

Graf Bismarck wurde von dieser seiner ursprünglichen, echt feudalen Auffassung gründlich curirt auf dem Bundestage zu Frankfurt — das einzige Verdienst, welches sich diese Versammlung jemals erworben. Hier durchdrang ihn zuerst die negative Wahrheit: die Habsburgische Fremdherrschaft taugt nichts für Deutschland. Das war der Uebergang von Friedrich Wilhelm I. zu Friedrich dem Großen. Dann betrat er die große Bühne der Welt und dort ging ihm die Idee der deutschen Mission Preußens vollständig auf, Anfangs in der einseitigen Auffassung des Jahres 1813, dann in ihrer ganzen Kraft und Vertiefung, in der Wiederanknüpfung an die glorreiche Zeit der fränkischen, sächsischen und schwäbischen Kaiser in Deutschland.

So ist, ganz analog den Entwicklungsphasen des Staates, dem er dient, dieser Staatsmann allmählig aus einem Märker ein Preuße, und aus einem Preußen ein Deutscher geworden, nicht dadurch, daß er das frühere Stadium im Stiche ließ, sondern daß er, ohne jemals sich selbst untren zu werden, es vertiefte, hob, veredelte und verklärte.

Zur Charakteristik mag noch ein Umstand dienen: Die Mehrzahl der Alt-Preußen ist nicht sehr bewandert in der früheren deutschen Geschichte; für sie fängt die Weltgeschichte oder wenigstens die deutsche Geschichte erst mit dem großen Kurfürsten oder gar erst mit dem alten Fritz an. Bei dem Grafen Bismarck ist dies anders. Wenn er im Reichstage die Aufgaben unserer Nation erörtert, dann entnimmt er mit Vorliebe seine Argumentationen und Beispiele den Zeiten der großen Ottone, Heinriche und Hohenstaufen, der Zeit, die allen deutschen Landen und Stämmen gemeinsam ist.

In dieser kurzen Schilderung ist eigentlich schon der ganze Gegensatz enthalten zwischen Bismarck und den übrigen Diplomaten, deren Schliche, Kniffe, Pfiffe und Griffe er übrigens eben so gut, wie irgend Einer von der Zunft, und besser, kennt. Er hat das Leben von allen Seiten kennen gelernt, als Landjunker, der mit wirthschaftlichen Draufsälen kämpft, aber stolz auf die Traditionen seiner Familie, die Preußen schon manchen Staatsmann und Feldherrn gegeben; als Soldat und als Officier; als junger Jurist, der sich mit pedantisch-bureaokratischen Vorgesetzten in den Haaren liegt; als stellvertretender Landrath; als Reichshauptmann; als Gesandter in Frankfurt, in Paris und in St. Petersburg. Ueberall, wo er war, namentlich auch in Frankreich und in Rußland hat er Land und Leute, Staat und Gesellschaft auf das Gründlichste studirt. Auch Russisch zu lernen hat er nicht verschmäht; ja er kann sich sogar zur Noth auch auf Ungarisch und Finnisch verständlich machen. Gelehrte vom Fach bewundern seine genaue Kenntniß der französischen, russischen und polnischen Geschichte. Wie er Landschaften und Culturzustände zu beobachten und mit einer bewundernswerth correcten Zeichnung und brillanten Farbenpracht zu schildern versteht, das zeigen seine Briefe. Aus den letzteren will ich jedoch nur wenige, und zwar aus der frühesten Zeit, aus der des Landjunkers, mittheilen, erstens des Gegensatzes halber und zweitens um des „Ex ungue leonem“ willen.

Von Berlin auf sein Gut Kniephof (auch Kneiphof genannt, weil dort öfters der ehrwürdigen, bereits von Tacitus geschilderten Sitte unserer urgermanischen Ahnen, dem Kneipen,

gehnüdiget wurde) wieder zurückgekehrt, stößt er folgenden brieflichen Schmerzensschrei aus:

„Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung, einen ganzen Brief mit landwirthschaftlichen Klagen auszufüllen — über Nachtfrost, krankes Vieh, schlechten Kaps und schlechte Wege, todte Lämmer, hungrige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger. Dazu pfeift Johann draußen ebenso consequent wie falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebestummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor Kurzem auf Zureden der Eltern ihm abgesagt und einen Stellmacher geheirathet. Ganz mein Fall — bis auf den Stellmacher, der noch im Schooße der Zukunft raspelt.“

Auch in anderen Briefen finden wir solche negative Variationen über das *Beatus ille qui procul negotiis paterna rura bobus exercet suis*. Ein ander Mal schreibt er seiner Schwester:

„Ich habe seit bald nach dem Wollmarkt unsern vagabondirenden Landrath vertreten.“ (Dieser „Bagabond“ ist wahrscheinlich Niemand anders, als Bismarck's eigener Bruder, Bernhard v. Bismarck, auf Külz und Zarchelin, in Pommern, Landrath des Kreises Naugard, geboren am 24. Juli 1810; zwei andere Brüder des Grafen sind in früher Jugend gestorben; dormalen hat er nur zwei Geschwister, nämlich den eben genannten Bruder und seine 1827 geborene Schwester Malwine, seit dem 30. October 1844 verheirathet mit Oskar Freiherrn von Arnim auf Kröchelndorff, Mitglied des Norddeutschen Reichstags und des preußischen Herrenhauses, dieselbe,

an welche die Briefe gerichtet sind, die ich hier wiedergebe.) „Viel Feuer, viele Termine und viele Reisen in sandigen Steinhaiden gehabt, so daß ich des Landrathsspielens vollkommen überdrüssig bin. Nun bin ich kaum acht Tage in Ruhe und muß schon wieder dem Vaterlande als Soldat dienen (bei der Landwehrübung). Ich habe mir leider noch ein Pferd anschaffen müssen, da meine nicht zum Exerciren passen; indeß will ich es mit Grosvenor (ein Pferd, das er von seinem Schwager Oskar v. Arnim gekauft hatte) als Reserve versuchen. Letzterer zieht übrigens im Wagen wie ein alter Carrossier; ich werde ihn daher auch nächstens bezahlen, sobald die Rapsfelder eingehen — kannst Du Oskar sagen —, was ich mir fest vorgenommen hatte, nicht zu thun, wenn er nicht zöge.“ An dieser Stelle des Briefes finden sich mehrere Dintenflecke, und da wo sie aufhören, fährt der Brieffsteller fort: „Verzeihe vorstehendes Arabische, ich habe keine Minute Zeit, um diesen Zettel nochmals zu schreiben, denn ich soll in einer Stunde fahren und muß noch sehr packen.“

In einem dritten Briefe erzählt er einige Unglücksfälle, ein Gutsbesitzer N. habe sich „wegen Futtermangel erschossen“; dann fügt er bei: „Eine ereignißvolle Zeit; es steht zu erwarten, daß noch einige unserer Bekannten von der Bühne abtreten werden, da dieses Jahr (1844/45) mit seiner schlechten Ernte, den niedrigen Preisen und dem langen Winter für den verschuldeten Besitzer schwer durchzuhalten ist.“

Man sieht, der Weg ist weit aus diesem kleinen Elend bis zu der glänzenden Stellung, die Graf Bismarck heute einnimmt. Er hat diese lange und schwierige Laufbahn glück-

lich überwunden, in der er es stets hielt wie Rüdiger in Ariost's Orlando Furioso:

„Disse Ruggier: „Non riguardama questo;
Facciam' noi quel, che si puo far' per noi,
Abbia, chi reg' in ciel', cura di resto.““

* * *

Von einem Vorwurf ist Graf Bismarck allerdings nicht freizusprechen — freilich thut er das ohne Absicht — nämlich von dem, daß er seine Mitarbeiter etwas zu sehr in Schatten stellt; und es ist daher nur ein Akt der Gerechtigkeit, wenn ich (zumal ich ja auch der Gesellen Benedetti's gedacht) zum Schlusse auch einige von diesen wackeren Männern erwähne, von diesen Gefährten seiner Mühen und Sorgen und seiner wahrhaft riesigen Arbeit. Sie verdienen dies um so mehr, als ein so hochbegabter eifriger und energischer Mann, welcher dem erhabensten Ziele zustrebt, hierbei seine Leute eben so wenig zu schonen pflegt, wie sich selber. Es heißt: Niemand wandelt ungestraft unter Palmen. Mit gleichem Recht ließe sich sagen: Man kann nicht ungestraft ein großer Mann sein und mit großen Männern verkehren. —

Auch hier zeigt sich, daß Graf Bismarck seine Mitarbeiter ohne alle Rücksicht auf Zünftigkeit aus den verschiedensten Lagern zusammenzieht. Die regelmäßige Carrière der preussischen Beamten bis hinauf zu ihren gegenwärtigen hohen Posten haben der Staatssecretair und Wirkliche Geheimrath, Kammerherr Excellenz von Thile und der Director Wirkliche Geheime Legationsrath von Philipsborn durchgemacht. Der Letztere ist Chef der Bureaus und ein Bruder des bisherigen Generalpostdirectors, der jetzt an der Spitze der größten deutschen

Grundcreditbank steht. Der Erstere ist aus einer bekannten altländischen Familie und vertritt den Bundeskanzler und Chef des auswärtigen Amts während seiner Abwesenheit. Seine Gegner sagen: „Er unterschreibt und empfängt für Bismarck, und er ist so glücklich, daß er sich nicht zu verstellen braucht, denn er weiß wirklich nichts, weil ihm Bismarck in der Regel nichts sagt.“ Ich halte jedoch diese Auffassung für eine Ausgeburt bureaukratischen Aergers. Letzterer existirt bei gewissen preussischen Behörden und richtet sich vorzugsweise gegen das Bundeskanzleramt und das auswärtige Amt, die mißliebig sind, weil sie eine Stellung außerhalb oder gar oberhalb der preussischen Ministerien einnehmen, welche letztere bisher, jedes Einzelne mit einer sehr weit gehenden Autonomie, neben einander standen, so daß das Ganze beinahe den Charakter eines Föderativstaats mit Liberum Veto seiner Mitglieder an sich trug und dem Grafen Bismarck manchen Stoßseufzer auspreßte. Ich erinnere mich, daß er eines Tages ausrief: „Wenn ich eine Prise Taback nehmen will, muß ich erst sieben preussische Minister fragen.“ Seine Aeußerung im Reichstag von den sich hart aneinander reibenden Steinen ist bekannt.

Mit Herrn von Thile arbeitet Graf Bismarck nun schon seit Jahren zusammen und Ersterer hat während so langer Zeit als Stellvertreter des Letztern fungirt, daß schon hierdurch der Beweis geliefert wird, wie sehr er seinem Amte gewachsen ist. Er ist ein geistreicher Kopf und hat sehr gefällige Umgangsformen. Wo er sich aufknöpfen darf, ist er Meister der Conversation und excellirt durch trefflich erzählte Geschichten. Daß er Herrn Benedetti gegenüber sehr zugeknöpft war, gereicht ihm natürlich zum Lobe. Bekanntlich

leugnet Thile und behauptet Benedetti, daß zu einer gewissen Zeit zwischen ihnen Beiden von der Candidatur des Prinzen Leopold die Rede gewesen sei. Die Sache erläutert sich dadurch, daß Benedetti, unkundig der Verhältnisse, fragte, ob „un prince de Prusse“ für den spanischen Thron bestimmt sei, was natürlich Thile verneinte. Denn er konnte bei dieser Frage wohl etwa an den Prinzen Friedrich Karl denken, aber nicht an den Prinzen Leopold von Hohenzollern, welcher durchaus nicht „prince de Prusse“ ist. Uebrigens kommt es auf alles Das nicht an, da ja selbst die Franzosen nachträglich zugestehen, die sogenannte spanische Throncandidatur sei auch für sie nur prétexte de la guerre gewesen.

Diejenigen Herren, welche sonst noch dem Bundeskanzler am nächsten stehen, sind mit ihm in den Krieg gezogen. Es sind das der Wirkliche Geheime Legationsrath Abeken, die Geheimen Legationsräthe von Reudell und Bucher und der Legationsrath Graf von Bismarck-Bohlen. Letzterer, ein ebenso liebenswürdiger als gewandter junger Jurist und Diplomat, ist ein naher Verwandter des Bundeskanzlers und nicht im auswärtigen, sondern im Bundeskanzleramt angestellt.

Herr Abeken ist von Haus aus Theolog, er hat, so viel ich weiß, seine Laufbahn als Gesandtschaftsprediger im Oriente begonnen. Sein geistliches Amt von Ehedem und sein weltliches von Jetzt haben ihn jedoch nicht gehindert, zu Pferd zu steigen und ins Feld zu rücken. Er erinnert an jene berühmten Bischöfe und Aebte, welche vor vielen Jahrhunderten nicht trotz, sondern wegen ihrer Gelehrsamkeit bei dem Hof und in dem Kriegslager des Deutschen Kaisers als Diplomaten eine glänzende Rolle spielten. Abeken arbeitet

eben so rasch als leicht und dabei tragen seine Staatschriften, in welcher Sprache sie auch abgefaßt sein mögen, den Stempel der vollendetsten Eleganz.

Herr von Reudell ist nicht nur Diplomat, sondern auch Soldat. Er nimmt sich mit seinem frischen und kräftigen Gesicht, den schon etwas ergrauten, scheinbar gepuderten Haaren und dem hochblonden Schnurrbart in der Uniform als Landwehr-Rüassierofficier sehr stattlich aus und erinnert an seine Ahnen, welche als deutsche Ritter auszogen, um „Kultur nach Osten zu tragen“. Er ist der Freund und Vertraute Bismarck's und zieht diese Stellung der ungleich glänzenderen einer auswärtigen Gesandtschaft vor. Wenn der Bundeskanzler der Riesenarbeit, der Schwierigkeit und der Verantwortlichkeit seiner Stellung, bei der die Hauptdifficultäten keineswegs vorzugsweise auf der parlamentarischen Seite zu suchen sind, zu unterliegen droht, so ist es Herr von Reudell, der ihn durch sein musikalisches Talent und seine liebenswürdige Conversation neu zu beleben weiß. Herr von Reudell ist eine Künstlernatur. Alle Welt kennt ihn und alle Welt liebt ihn.

Wenn Herr von Thile der Geschäftsmann, Herr Abeken der Gelehrte, Herr von Reudell der Cavalier ist, so finden wir in Herrn Lothar Bucher den Stylisten oder wie man in Wien sagt, den „Concipienten“. Er steht zu Bismarck wie Geng zu Metternich, nur mit dem Unterschied, daß jene Zwei weit höher stehen. Herr Bucher war im Jahre 1848 preußischer Assessor und Abgeordneter. Als letzterer stimmte er für die Steuerverweigerung oder für das, was man als eine solche zu betrachten beliebte. Als ernsthafter und energischer Mann beschränkte er sich aber nicht auf sein

parlamentarisches Votum, sondern er suchte auch im Lande die Steuerverweigerung zu organisiren und praktisch zu realisiren. Die Anderen schlüpfen bei den gegen sie angestregten Processen durch. Herr Bucher und Herr Ziegler (der geistreiche Dichter des „Landwehrmanns Krille“ und der unter dem Titel „Noudum“ erschienenen prachtvollen Novellen) waren die Einzigen, welche verurtheilt wurden, Ersterer in Berlin, Letzterer in Brandenburg. Beide gingen ins Exil; Bucher nach London, Ziegler zum türkischen Kadi. Beide haben zwischenzeitig bewiesen, wie gute Patrioten sie sind. Ziegler durch seine Rede von Ostern 1866 in Breslau, welche wie ein frischer Sturmwehhauch die damals in Preußen herrschende Stieluft vertrieb, Bucher durch seine Thätigkeit im auswärtigen Amte, wo er sich auch befreit hat von jener verbitterten Mißstimmung, welche gerade die Besten am ersten in der Verbannung zu ergreifen droht. Auch die Correspondenzen (für die „National-Zeitung“) und die Bücher, welche er in London schrieb, sind nicht ganz frei von derselben, enthalten aber außerordentlich viel Neues, Selbstbeobachtetes und Durchdachtes über die politischen Zustände Englands, die uns früher nur mit einer einseitig schulgerechten Sauce servirt wurden. Als Schriftsteller ist er durchaus Original, und zwar weit mehr im guten, als im schlimmen Sinn des Wortes. Von dem großdeutschen Programm, welches Herr Bucher in Gemeinschaft mit dem geistreichen katholischen Kaplan Berg und Herrn von Rodbertus aufgestellt hat, ist er wohl zurückgekommen. Dasselbe enthielt übrigens in Betreff des französischen „Nationalitäten-Prinzips“ und des „Bonapartismus zweiter verschlechterter Auflage“ manches

treffende prophetische Wort. Herr Bucher ist ein Mann von classischer Bildung, scharfer Kritik und gründlicher Kenntniß des Auslandes. Sein Profil und sein scharfes hellblaues Auge würden an den alten Fritz erinnern, wenn nicht der Vollbart den Gesamteindruck störte.

Ich fürchte fast, ich werde zu breit. Ich schließe. Wir haben so viel tüchtige Männer in Deutschland, daß ich Ihnen nicht alle auf Einmal vorstellen kann. Deshalb genug für heute.



3.

Das Märchen von Kaiser und Reich.

(Geschrieben im November 1869.)



Von dem Herrn Kaiser und der Frau Reich und deren erlauchten Söhnen.

Ein Märchen zum Aufwecken großer deutscher Kinder.

Motto:

„Im Grunde genommen, meine Herren, da Ihr so viel redet von den legitimen Rechten des Herzogs Friedrich, was ist denn legitim in Deutschland? Kaiser und Reich! das ist unbestritten legitim. Von den Uebrigen aber ist Einer so legitim, wie der Andere.“

Abg. Braun, auf der Abgeordneten-Versammlung zu Frankfurt a. M. am 1. October 1865.

I.

Von der Mutter Germania.

Ich will Euch ein Märchen erzählen:

Es war einmal eine Frau, Germania geheiß; die herrschte über ein weites, grenzenloses Gebiet inmitten Europa's. Und die Völker darin waren zahllos, wie Sand am Meer. Und dem Meere glichen sie auch darin, daß in ihrem Schoße sich Fluth auf Fluth ohne Ende drängte und that sich nimmer erschöpfen und leeren, als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Die Fluth wogte hin und her und schlug über, wenn man von Ueberschlagen reden darf, da, wo es keine bestimmten Grenzen giebt. Die Völker waren kriegerisch und doch auch schon wirthschaftlich gebildet. Schäumten sie über nach

Westen und nach Süden, dann stießen sie auf eine alte und morsche Kultur. Aber auch sie waren keine Barbaren. Sie ließen Jedem nach seinem Recht leben. Nur von dem Grundeigenthum nahmen sie ihren Antheil. Sie waren Soldaten und Landwirth. Sie hatten keine Könige, sondern nur Heerführer und Genossenschaftshäupter. Von dem Boden, den sie für sich in Beschlag nahmen, gaben sie ihren Häuptlingen den besten Theil; und den Rest vertheilten sie nach gleichem Loose unter die Mannen. Weg, Wasser, Wald, Wiesen und Weide blieb gemeinsam. Das gehörte der Genossenschaft und ein Jeglicher hatte davon sein Kopftheil in der Benutzung. Wuchs die Bevölkerung im Dorfe so, daß die Hufen nicht mehr reichten, dann zog das junge Volk aus, wie ein junger Bienenschwarm; entweder ging es in die Ferne auf Krieg und Eroberung; oder es wurde ihm in der gemeinen Mark ein Stück herausgeschnitten, darauf es sich ansiedelte, ebenfalls zu gleichen Hufen und Heimstätten, die es anrodete aus Wald und aus Wildniß.

Schäumten aber die Völker über nach Osten, dann stießen sie auf Slaven, die schwächer waren als sie, und die bereitwillig, soweit es ging, Platz machten dem scharf und tief gehenden Pflug und dem breiten und langen Schwert, wie solches führten Germania's tapfere Völker. Und dort im Osten liefen die Dinge anders. Der Eroberer und Kolonist nahm das Grundeigenthum Aller an sich und that es dann stellenweise wieder aus an die, welche sich dazu meldeten, an die Kolonie; denn allein vermochte er ja die Arbeit nicht zu bestreiten. Er setzte daher außer dem Lohn Prämien aus für die Arbeit, und es meldeten sich Slaven und Deutsche.

Die letzteren kamen nach aus der Heimath. Was aber der Grundherr nicht austhat an Stellen, das blieb sein. Und dieser Ueberschuß des Grundherrn war Osten, was im Westen die gemeinsame Mark war. Es ruheten auch darauf dieselben Pflichten und Kosten, insonderheit zu sorgen für die neuen Ansiedler in guten und schlechten Zeiten, in gesunden und franken Tagen, und ihnen starke Hand zu leisten wider wilde Menschen und reißende Thiere.

Die Mutter Germania führte ein patriarchalisch Regiment so, wie es in alten Zeiten beliebt war. Ein Beglicher hatte Freiheit im Uebermaß, aber an Schutz fehlte es der Art, daß, wenn man dem freiheitsdurstigsten Manne von heutzutage ein gleiches Uebermaß von Freiheit und ein gleiches Untermaß an Schutz und Sicherheit wollte angedeihen lassen, er der Freiheit vergessen und ein inbrünstiges Gebet an die hohe Polizei richten würde, d. i. an eine Heilige, welche man dazumal, in urgermanischen Zeiten noch nicht kannte. Man betete damals zu Wuotan oder zu Tschernebog. Zu ersterem die Deutschen, zu letzterem die Wenden.

Nachdem nun aber die Wässer der Völkerwanderungs-Sündfluth sich verlaufen, und das Christenthum etwas Gesittung und Ordnung in den großen Wirrwarr gebracht; auch die Grenzen des eigentlichen Reiches der Mutter Germania sich einigermaßen festgestellt hatten, so daß man wußte, es geht von der Nordsee bis in die Alpen, und von den Karpathen bis zu den Vogesen, von dem rechten Ufer der Weichsel bis auf das linke Ufer des Rheines; auch die anderen Völkerschaften sich jede ihre Ordnung setzten und sich

abschlossen nach Außen: da überlegte sich die Mutter Germania auch ihrerseits, was nun zu machen.

Sie konnte sich in die neue Lage der Dinge nicht ordentlich finden. Hatten doch ihre Völker geherrscht von Osten bis Westen, von dem Lande der Britten bis zur Italia, und überall hatten sie mit Macht umgerannt, was wackelig war, und als freie Genossenschaften zu Schutz und Trutz neue Reiche gegründet. Das hatte sie Alles geschehen lassen und mit Freuden ihren mütterlichen Segen zu Allem gegeben.

Nun aber sollte sie, die gewohnt war, ihre Seherblicke schweifen zu lassen über alle Länder der damals bekannten Erde, sich in einem engen Haus einrichten und an die Stelle von Sturm und Drang, von Freiheit und Uebermuth, das Maß und die Ordnung setzen.

Die Mutter Germania, die von Wuotan abstammte und einen teutonischen Halbgott zum Gemahl gehabt hatte, schwärmte nicht für das Christenthum, aber sie sah ein, daß es nöthig und gut sei; und obgleich sie durch Schulregulative dazu nicht gezwungen war, ließ sie ihre Tochter, welche sich Reich nannte (sonstige Kinder hatte sie nicht), in demselben erziehen. Und als dieselbe zu mannbaren Jahren gekommen, da sprach zu ihr die Mutter: „Mein Kind, ich will den neuen Zeiten und den neuen Göttern nicht fröhnen; und Das, was Ihr jetzt Ordnung nennt, das ist mir — ich darf's im Vertrauen Dir sagen — im Grunde des Herzens ein Greuel. Aber ich sehe ein, es ist nothwendig. Deswegen habe ich mir bisher einen christlichen Hausmeier gehalten und durch ihn das Regiment ausüben lassen. Allein das geht doch nicht auf die Dauer. Der Herrscher muß nicht ein Diener sein,

sondern ein vornehmer Herr, der um eines Hauptes Länge ragt ob allem Volk und vor dem sie Alle Respect haben. Und da nun für Dich die Zeit gekommen ist, zu heirathen, so wähle unter den Vornehmen des Landes. Aber suche Dir nicht nur einen treuen und liebevollen Gemahl, sondern auch einen Mann aus, der fähig ist und mächtig zum Herrschen."

Und so geschah's; und der Gemahl, der Reich freite, hieß Kaiser. Und mit ihm begann ein neu Regiment, ein römisch Reich deutscher Nation.

Die Mutter Germania aber war eine kluge alte Frau. Sie wußte sich in neue Dinge nicht mehr zu schicken und begriff auch, daß eine Schwiegermutter in einem jungen Hausstand nicht gut thut. Sie zog sich zurück nach dem fernen Nordosten, nach einer Insel, die ihr gehörte. Dort lebt sie mit wenig Getreuen in einem alten Hain an einem heiligen See; und die Leute dort verehren sie noch als eine Gottheit und nennen sie Hertha. Und ob sie eigentlich noch lebt, oder schon ein Geist ist, weiß heutzutage Niemand.

Der Kaiser aber lebte in Freuden mit der Frau Reich. Auch war er ein mächtiger und kluger Herr und verstand das Regieren. Er brachte Ordnung unter die Völker der Mutter Germania; und die, so sich ihm nicht freiwillig unterwarfen, die zwang er gewaltsam. Er theilte alles Land in große Bezirke und setzte in einen jeden einen Herzog, der führte den Heerbann, und einen Pfalzgrafen, der saß in dem Hause des Kaisers, so man die Pfalz nannte, und sprach Recht unter dem Thorbogen für Jedermann, der bei seiner eigenen oder einer fremden Genossenschaft Recht gesucht, aber

nicht gefunden. Daneben hatte der Kaiser Haus- und Hofbeamte und zahlreiche Heerführer. Und da das Geld dazumal noch sehr rar war, so belohnte er sie mit Grundbesitz, denn Frau Reich besaß Güter in allen Theilen des Landes und auch der Kaiser gehörte zu den reichsten Grundherren des Landes; und die Grundverfassung mit der gleichen Hufe für einen Jeden war schon etwas in Verfall gerathen. Auch hatten die zahllosen Kriege viel herrenlos Land geschaffen und das hatte sich natürlich der Kaiser genommen. Auch die Geistlichen hatten viel Land genommen und auch zum Theil geschenkt erhalten von den neu Befehrten, so sich dadurch einen Stuhl im Himmel zu erkaufen gedachten. Und die Geistlichen hatten das auch halbwegs verdient, denn sie hatten Werke des Friedens mitgebracht aus anderen Ländern. Insbesondere brachten sie den Leuten nicht nur das Christenthum bei, sondern auch den Obst-, Garten- und Weinbau und andere nützliche Künste, und milderten die wilden heidnischen Sitten theils durch Vermahnung und theils durch Kirchenbußen. Denn wo man sonst streitig war über Mein und Dein, oder über Leib und Leben, das richteten und schlichteten die Leute unter einander durch Spruch der Genossen, oder Selbsthülfe, oder Gottesurtheil und Zweikampf. Und nur für den Fall der Noth, da war ja der Pfalzgraf da, der aber kein gelehrter römischer Richter war, sondern sein ehrliches Deutsch sprach mit seinen Schöffen.

Die Priester aber sprachen unter einander in fremden Zungen und hatten ihre Gelahrtheit geholt bei welschen Völkern. Sie waren die mächtigste Genossenschaft und hingen unter einander zusammen wie die Kletten. Auch mengten sie sich

in die weltliche Gewalt und handelten zuweilen den Befehlen und den Beamten des Kaisers zuwider. Da schrieb ihnen der Kaiser einen zornigen Brief*), darin er sie fragte: „Wißt Ihr denn nicht, was das bedeutet: „„der Welt entsagen““? Besteht die Entsagung vielleicht darin, daß man sich mit zahlreichem und glänzendem Gefolge umgiebt und die Unwissenden und Schwachen zur Enterbung ihrer Kinder und Abtretung ihrer Güter beredet? Ist es nicht besser, gute Sitten zu pflegen, als schöne Kirchen zu bauen? Und wer giebt Euch das Recht, Eure Nase in rein weltliche Dinge zu stecken, wofür doch ich da bin und meine Leute?“ So schrieb der Kaiser vor mehr denn tausend Jahren; und es steht noch zu lesen in alten Handschriften.

Und er nahm dem Klerus einen Theil seiner Güter, damit er sich nicht zu tief in das Weltliche versenke, und gab ihm dafür den Zehnten, der noch mehr abwarf, aber wenig Arbeit und Zeit erforderte, so daß dann dem Priester Muße blieb für geistliche Dinge.

Viele seiner Güter, sowohl seiner eigenen, als auch Derer der Frau Reich und Derer, so vordem der Geistlichkeit gehört hatten, gab er seinen Reichs-, Haus- und Hofbeamten, den Herzogen, Pfalzgrafen und Heerführern als Lohn für die Dienste, so sie leisteten. Aber er gab sie ihnen mit Nichten zu Erb und Eigenthum, sondern nur auf Widerruf zur Benutzung, was man damals Beneficium nannte.

*) Capitulare interrogationis de iis, quae Karolus Magnus pro communi omnium utilitate interroganda constituit. Aquisgrani, anno 811.

Monum. Germaniae histor., ed. Pertz. III. pag. 106.

Sie mußten ihm davon Abgaben leisten und Kriegsdienste dafür verrichten; sie selbst neben ihren Mannen und Knechten; und so sie säumig waren mit dem Kriegsdienste oder mit den Abgaben, oder so sie sich Untreue, Felonie oder Verrath zu Schulden kommen ließen, dann nahm ihnen der Kaiser das Gut wieder ab; oft auch das Leben dazu oder schickte sie in die Verbannung, wo sie damals schutzlos und vogelfrei waren, gleich dem räubigen Hunde. Denn Jedermann mußte dazumal einem Schutzverbande angehören, sonst war er ein „Wilber“.

Und die übrigen Güter, die gab der Kaiser ebenfalls auf Widerruf an Männer, die er erprobt hatte in Krieg und in Frieden, in Verwaltung; unter der Bedingung, daß sie ihm einen Theil des Ertrages abliefern zur Bestreitung seines wandernden Hofhaltes, und daß auch sie und ihre Leute mitmarschirten, wenn's Krieg gab, und zwar sie zuerst und vor dem allgemeinen Heerbau.

Dazumal aber hatte die fahrende Habe, welche jetzt die Welt beherrscht, noch wenig Bedeutung, sondern der Grundbesitz war Alles. Und wer am meisten Land hatte, das war der Stärkste an Macht und an Ansehen. Fast möchte man sagen, nicht das Gut gehörte dem Mann, sondern der Mann gehörte dem Gute; und nicht dem Manne, sondern dem Gute stand die obrigkeitliche Gewalt zu. Deshalb sah der Kaiser mit Strenge darauf, daß er Herr blieb über die Güter; denn in ihnen lag die Gewalt. Und auch die Priester mußten ihr Grundeigenthum von ihm zu Lehen begehren. Sonst hätten sie es verloren. Denn er allein war im Stande, sie darin zu beschützen mit seinem mächtigen Schwerte.

Vielen war solches Schwert zu mächtig. Aber die Meisten verschmerzten die Abnahme der Freiheit, so man genossen zur Zeit der glorreichen Mutter Germania, deren noch Alle in Ehrfurcht gedachten. Sie verschmerzten's, weil die Sicherheit zugenommen. Die Land- und Wasserstraßen waren freigeworden von Räubern und sonstigen Lasten. Nur der Kaiser selbst durfte Zoll darauf legen. Die Landwirthschaft hob sich. Handel und Verkehr blühten. Und der Kaiser streckte seine starke Hand aus über alle germanischen Länder und Völker.

II.

Von dem Herrn Kaiser.

So lange der Herr Kaiser zu Hause blieb und ordentlich nach seinen Sachen und zum Rechten sah, ging es gut. Zwar waren die Verwalter, die er eingesetzt hatte, nicht alle wie sie sein sollten. Gar mancher war ein ungetreuer Knecht und sorgte nur für seinen eigenen Sack, indem er von den Leuten mehr nahm, als er durfte, und dem Herrn Kaiser weniger ablieferte, als er sollte. Manchen ritt auch der Hochmuthsteufel. Er vergaß, daß er nur der Verwalter von fremdem Hab und Gut war, und wollte selber die Herrschaft spielen. Noch Andere ließen sich aufheizen von bösen Nachbarn, und namentlich von einem bösen Priester, der bei Allem die Hände im Spiel haben und immer gefragt sein wollte, auch in solchen Dingen, die ihn von Haut und Haar nichts angingen. Einige trieben die Schwachheit gegen diesen bösen Pfaffen so weit, daß sie allerlei Aufträge und Commissionen von ihm annahmen und

sich mehr für des Pfaffen Dienstleute, als für die Verwalter des Herrn Kaisers und der Frau Reich hielten. Und da die Reichs-Lande sehr groß waren, und der Herr Kaiser nicht überall zu gleicher Zeit sein konnte, auch Frau Reich eine gute, aber doch eine gar schwache Frau war, die auf Jeden hörte und Allen glaubte, immer Dem Recht gab, der das letzte Wort hatte, oftmals sich von dem bösen Priester berücken ließ und zuweilen auch einem listigen und einschmeichelnden Verwalter mehr glaubte und traute, als ihrem eigenen hohen Herrn und Gemahl, dem ehrlichen und geraden, stattlichen und mächtigen Kaiser, so ging es manchmal etwas durcheinander. Es gab Zeiten, da war es gerade so, wie Hans Sachs, der „Schuh-Macher und Poet dazu“, den Zustand von Erschaffung der Welt beschreibt; „es ging Alles so finster und so schief, daß eine Nag' wider die andere lief“. Aber wenn der Herr Kaiser dann mit seinem langen Stab, so man Scepter nannte, wieder einmal ordentlich drein schlug, dann duckten sie sich doch gleich Alle wieder; die Verwalter schafften wieder rechtchaffen auf den Gütern, und der böse Pfaffe hörte auf, hegend und wühlend in den Reichs-Landen herumzuschweifen, und zog sich schimpfend zurück in sein Pfarrhaus, nebst Bullenstall, die jenseits der Berge lagen. Denn sie hatten doch Alle mit einander eine grimmige Angst, wenn der Kaiser zürnte. Dann schüttelte Der seine langen blonden Haare und seinen wehenden rothen Bart und blickte so hart und zornmüthig aus seinen tiefblauen, hellglitzerigen Augen, daß auch einem standhaften und widerpartigen Menschen das Herz in die Schuhe fallen konnte. Und die Nachbarn der Reichslande hatten auch großen Respect vor ihm und Keiner

wagte es, sich an seinem Gut zu vergreifen. Vielmehr suchten Viele Schutz bei ihm und stellten sich unter seinen Schirm; und er war ein gerechter, großer und mächtiger Herr.

Aber man darf nicht verhehlen, daß er auch einen schlimmen Fehler an sich hatte. Deß grämte sich zuweilen sehr die gute Frau Reich. Von Zeit zu Zeit kam es über ihn, daß er nicht zu Hause bleiben konnte, und es war dann, als wäre ein böser Geist in ihn gefahren, der ihn hinaustrrieb in die Fremde. An Ausreden fehlte es ihm nicht. Die Nachbarn, die sich unter seinen Schutz und Schirm gestellt hatten, fielen oft in Zank und Streit unter einander, und da hatte er zu richten und zu schlichten. Darüber mußte er oft Monate lang draußen bleiben und vergaß darob des Seinigen zu warten und zu Hause nach dem Rechten zu sehen. Und die ungetreuen Verwalter und bösen Knechte zu Hause gedachten des Sprüchworts: „Wenn die Katze nicht zu Hause ist, dann können die Mäuse auf Tischen und Bänken herumtanzen.“ Und sie tanzten und trieben Kurzweil und Unfug, insonderheit mit den Pfaffen und deren Köchinnen, dieweil der Kaiser nicht da war.

Am häufigsten und immer auf lange Zeit wurde der Herr Kaiser in die Fremde gelockt durch jenen Priester, der da jenseits der Berge wohnte und dessen wir schon gedacht haben. War der Herr Kaiser Feind mit ihm, dann war's schlimm; und war er gut Freund mit ihm, dann war's noch viel schlimmer. Besser wär's für den Herrn Kaiser gewesen, er hätte Arm und Bein gebrochen, denn niemals den bösen Pfaffen gesehen und sich mit ihm eingelassen. Denn wer sich mit ihm einließ, der war erwischt.

Nicht an des Pfaffen Bullenstall grenzte ein prachtvoller Garten. Darinnen wuchs Obst und Wein, und Reis und Mais, und Del auf den Bäumen. Und auch dieser Garten war unter den Schutz des Herrn Kaiser gestellt. Er hätte sich eigentlich gar nicht darauf einlassen sollen. Denn es lag für ihn zu weit abseits, als daß er der Sache hätte gut nachsehen und warten können. Allein er hatte es einmal übernommen, und: „Ein Mann ein Wort“, dachte er; und wenn's Noth that, ging er allemal hin. Es that aber leider oft noth. Denn die bösen welschen Bullen aus des Priesters Stall, die durchbrachen oft den Grenzzaun und stürzten in den Garten und zerstampften die Saatsfelder und fraßen Alles auf, was sich nicht wehrte, und der böse Priester gab ihnen noch obendrein dazu seinen Segen. Dann mußte nun immer unser Herr Kaiser herbei, um den Garten zu schützen. Nun hatten aber die welschen Bullen den Zaun zerstört und der Pfaff' hatte die Steine und Marken ausgerissen, so daß es Grenzstreitigkeiten gab. Der Pfaffe brachte eine Heerde Advocaten mit, die hießen Welsen und waren schwarz, wie die Hölle. Und der Herr Kaiser ließ auch seine Fürsprecher kommen, die hießen Waiblinger und waren blau. Aber diese richteten nicht viel aus. Denn die Schwarzen waren schlimmer. Darüber verstrich allemal eine schöne Zeit. Und derweil der Herr Kaiser draußen war, und sich mit dem Priester über die Grenzen des weltlichen Gartens und des geistlichen Bullenstalls stritt, tanzten daheim die frechen Mäuse und Ratten, das Kleinvieh und das Mittelvieh, auf Tischen und Bänken herum; und die gute Frau Reich wußte sich nicht zu helfen. Denn ihr Gemüth war sauft und ihr Herz war

schwach. So ging's, wenn Zank und Hader war zwischen Herrn Kaiser und dem Bullen=Psaffen. Und das war oft. Noch schlimmer aber war's, wenn sie in Eintracht lebten. Und das war schier noch öfter.

Dann machte der Psaff' dem Herrn Kaiser weiß, er müßte um der Vergebung seiner Sünden willen wieder einmal eine Wallfahrt thun in die weite weite Welt, und seinen Verwaltern und Knechten könne es auch nichts schaden, wenn sie mitgingen. Der Herr Kaiser wußte zwar nicht sonderlich viel von schweren Sünden, womit er belastet sein sollte. Jedemfalls wußte er deren mehr von dem Psaffen; denn von Dem und seinen Weibsleuten und Vettern und Basen, so man Nepoten nannte, wurde Vieles und Schlimmes gemunkelt; der Herr Kaiser aber war, wenn er gerade nicht in Zorn oder Bosheit geriech, sonst ein guter und gerechter Herr. Obwohl er also nicht über die Maßen mit Sünden behaftet und auch nicht vollständig darüber im Reinen war, ob man mit einer Wallfahrt die Sünden könne auswischen, wie mit einem nassen Schwamme den Flecken, so liebte er doch überhaupt gar sehr das Reisen in fremden Ländern und entschloß sich also lieb und leicht dazu. Denn wer gerne tanzt, dem ist leicht spielen. „Batt's (nützt es) nichts, denn schadt's nichts!“ nämlich zur Sündenvergebung, dachte Herr Kaiser. Frau Reich aber war über die Maßen fromm und Alles, was der Bullenprießter sagte, das galt ihr als Evangelium. Sie war allemal in tiefster Seele betrübt, wenn ihr Mann mit dem Psaffer über die Bullen und den Garten haderte, und wünschte stets Versöhnung zwischen Beiden. Und obgleich sie es auch sonst gar nicht gerne sah, daß ihr

herzallerliebster Gemahl und Kaiser so viel in der Fremde herumvagirte, und besonders im fernen Osten, wo jener Wallfahrtsort lag und wo, wie sie gehört hatte, den Weibsen gar nicht sehr zu trauen war, — wenn es sich um die Versöhnung mit dem Priester handelte, dann war ihr auch dieser Preis, die gefährliche Wallfahrt, nicht zu hoch. Auch die Verwalter und Knechte stießen mit ihr in das selbige Horn, und zwar aus mancherlei verschiedenen Gründen. Denn es waren darunter welche, die liebten auch gar sehr das Reisen und zogen lieber in die Fremde, als daß sie zu Hause arbeiteten. „Ach, das Vagiren ist doch gar zu lustig und schön“, sagten sie, „und wenn man dadurch noch obendrein seiner Sünden quitt wird, was kann denn der Mensch wohl Besseres auf dieser Herrgotts-Welt treiben? Heißt es doch: Lustig gelebt und selig gestorben, — das ist dem Teufel die Rechnung verdorben.“ Sie redeten deshalb dem Herrn Kaiser sehr zum Wallfahren zu und behaupteten, auch sie seien Sünder, auf daß er sie mitnehme gen Osten. Die anderen Verwalter und Knechte aber, die waren noch schlauer. Sie sagten: „Laßt nur Diejenigen, welche nicht gesündigt haben, um ihrer Sünden oder ihrer Dummheiten willen wallfahren; wir, die wir wirklich gesündigt haben und schlau sind, wir wollen nicht wallfahren, sondern während die Andern draußen sind, hübsch daheim bleiben, damit wir desto leichter, ungestört von den Andern sündigen, faulenzgen und schlemmen, saufen und jagen, reiten und rauben können. „Denn Reiten und Rauben ist keine Schand, das thun die besten Leut' in dem Land.“ Und so zogen denn jene fort zu der heiligen Stätte im Osten, der Herr Kaiser mit vielen seiner Verwalter und Knechte. Aber

die bösen Verwalter und die ungetreuen Knechte, die blieben fein säuberlich zu Hause. Und derweil der Herr Kaiser draußen war, da ging's, wie bereits vermeldet. Da tanzten daheim das Kleinvieh und das Großvieh, die frechen Mäuse und die gierigen Ratten, auf Tisch und Bank herum; — und die gute Frau Reich wußte sich nicht zu helfen. Sie verzehrte sich in Sehnsucht nach ihrem Gemahl, den sie doch selbst, aus Unverstand und dem mißgünstigen Bullenprieſter zu Lieb', hatte gehen heißen. Sie lasste die Gebete, die ihr der Bullenprieſter aufgeschrieben, obgleich sie die Sprache gar nicht einmal verstand, darin sie abgefaßt waren. Die Verwalter wuchsen ihr über den Kopf und über der Wilde vergaß sie die Gerechtigkeit.

Kam ihr Gemahl dann wieder, dann scheuchte er rasch die Ratten und Mäuse von Tisch und Bank, und wußte mit starker Hand alsdann zu steuern dem Unfug, so da eingerissen war in dem Hause. Aber es begab sich einstmals, daß er auch wieder gewallfahrt war zu dem Gnaden und Wunder und Sündenvergebung spendenden Bilde im Ofen, und da die Zeit kam, da er wiederkehren sollte zum häuslichen Heerde, und die gute Frau Reich hatte schon sorglich den Ochsen gebraten, nach derselbigen Art, wie er gebraten worden war auf dem Hochzeitschmause zu Frankfurt am Main, allwo sie beide, der Herr Kaiser und die Frau Reich, vor Jahren das eheliche Beilager in Ehren beschritten hatten, — denn so gebraten aß der Herr Kaiser den Ochsen am liebsten; — da stand der gebratene Ochse voll Würze und Duft, — da stand die gute Frau Reich voll Lieb' und voll Sehnsucht, — aber der Herr Kaiser kam nicht und blieb aus. Und der Ochse

wurde kalt, und es schwand der Duft und die Würze; und die Knechte fraßen das Fleisch, — aber der Herr Kaiser kam nicht. Und die gute Frau Reich grämte und härmte sich und murmelte Gebete in der Sprache, die sie nicht verstand; und sie lief zum Bullenpriester, um Trost zu suchen, und sie kehrte nach Hause zurück, ohne ihn gefunden zu haben — nämlich den Trost, denn der Priester, der war da —, und sie begann von neuem zu hangen und zu bängen in schwebender Pein, sich zu grämen und zu härmern und zwischen Thränen durch ihre lateinischen Gebete zu murmeln; — aber der Herr Kaiser kam nicht. Die Sonne ging auf und sie ging nieder, aber den Kaiser sah man nicht wieder. Nicht einmal sichere Kunde erhielt man, was aus ihm geworden. Einige sagten, er sei in einen Hinterhalt gefallen, den habe ihm der heuchlerische und mißgünstige, herrsch- und habgüchtige Bullenpriester gelegt; denn der sei mit der geistlichen Gewalt nicht zufrieden, sondern trachte auch nach weltlich Hab' und Gut, und gedanke die Frau Reich zu freien, um dadurch solches zu erwerben. Andere sagten, der gute Herr Kaiser, der daheim nur herzlich saure Tropfen zu trinken gewohnt war, habe an den süßen Weinen des Ostens sich etwas übernommen, so daß, als er dort einen wilden Bach durchritt, er vom Schlag sei gerührt worden oder die Fuhr habe verfehlt und also da seinen Tod gefunden in dem Wasser, welches sich auf diese Art gerächt an dem Manne, der sein Leben lang so sehr dem Weine den Vorzug gegeben. Noch Andere aber sagten — und das glaubten damals Manche, und Viele glauben es vielleicht noch —, der Herr Kaiser sei gar nicht todt und gestorben, und er werde wiederkehren zu seiner

Frau Reich; und dabei sprachen sie allerlei von verzauberten Bergen und zaubernden Zwergen und sonstige Dinge von solcher Wunderlichkeit, daß man sich schent, sie wiederzugeben in einer so ernst- und wahrhaftigen Geschichte, wie die hier ist. Auch hat man niemals vernommen, daß der alte Kaiser in der langen Zeit, welche seit seiner Verschollenheit verflossen ist, zurückgekehrt sei oder irgend eine Kunde von sich gegeben habe. Nur den Zwerg Osterle und den Raben Traberle, die hat man später gesehen; aber was sie geschwätzt haben, war nicht wahr, und mit dem Kaiser hatten sie nie was zu schaffen.

III.

Von der Frau Reich.

Als nun der Herr Kaiser verschwunden, da war Niemand übler daran, als die gute Frau Reich. Sie saß da und wußte nicht, war sie Wittwe oder war sie es nicht. Sie hatte vier Söhne, die alle was Gutes versprochen, aber noch zu jung waren, um zum Rechten sehen zu können. Der Älteste hieß: Frank, der zweite: Schwab, der dritte: Bayr, der vierte: Sachß. Außerdem war sie gesegneten Leibes, als ihr hoher Gemahl fortging, und gebar nach etlicher Zeit, als sie gerade auf einem ihrer Güter im fernsten Osten verweilte, einen fünften Sohn, den ließ sie taufen: „Preuß“, und zwar zu Ehren besagten Gutes, so Preußen benannt war. Es war gerade nicht das feinste ihrer zahlreichen Güter. Der Boden theils Sumpf und theils Sand. Blaues Wasser und grüner Wald, so weit man sehen konnte, und

Wald, der nicht einmal Blätter hatte, sondern nur spitzige Nadeln. Da hörte man keinen lustig schmetternden Vogelgesang. Der See stumm, der Wald stumm! Nur manchmal flüstern ganz leise, heimlich versthöhlener Weise, die Binsen am See im Kreise. Nur zuweilen fällt eine Nadel vom Baum, um für eine Secunde die stille Schwermuth zu unterbrechen, die auf dem Lande ruht. Und doch liebte Frau Reich dieses Gut sehr, wie ja gewöhnlich eine Mutter das Kind vorzieht, welches sie mit den größten Schmerzen geboren, und dessen Aufzucht sie am meisten Mühe gekostet; und was ihm etwa an Günst des Geschickes abgeht, das sucht sie durch Verdoppelung ihrer mütterlichen Liebe zu ersetzen. Herr Kaiser hatte mit besonderer Sorgfalt dieses Gut dem Wald und dem Wasser abgewonnen. Er hatte sich die Meliorationen ein schönes Stück Geld kosten lassen. Außerdem hatte er es zu vertheidigen gegen böse Nachbarn, gegen Wenden und Slaven, Masuren und Letten, Polen und Russen, Schweden und Dänen, und wer weiß wen sonst noch. Aber gerade deshalb hing es ihm so am Herzen. Und der Frau Reich auch. Ebenso war sie wohl geneigt den dortigen Gutsleuten. Denn wenn diese auch von Hause aus gerade keine sehr feine und liebenswürdige Manieren hatten und nicht zu schmeicheln verstanden, so waren sie doch klug und tapfer, fleißig und redlich, wie irgend nur Einer; bessere Bauern und bessere Soldaten als sie, gab's in der weiten Welt nicht. Da also, auf dem Gute Preußen, wurde der fünfte Sohn des Kaisers an das Licht der Welt geboren, und deshalb wurde er Preuß getauft. Seinen Vater, den Herrn Kaiser, hat dieser Sohn nie von Angesicht gesehen, und die älteren Söhne nannten

ihn spottweise den „Nestputz“ und glaubten, sie seien was Besseres, als ihr nachgeborener Bruder. Auch waren sie ein wenig tückisch auf ihn, weil er das Herzblättchen der guten Frau Reich war. Wenn aber auch der junge Preuß nie seinen hohen Vater gesehen hatte, so lauschte doch Niemand so eifrig, wie er, den Mähren, welche die Frau Reich und deren getreue Diener und Dienerinnen von ihm erzählten, und schon in frühester Zeit seiner Jugend ergrimmete er, wenn er die schamlose Wirthschaft der ungetreuen Knechte und Mägde sah, und dachte dabei: „Wartet nur, meine Zeit kommt auch noch.“ Aber ach, der Getreuen wurden mit jedem Jahre weniger.

Die Frau Reich war eine vielummorbene Wittwe. Denn sie war wohlhabend und, obwohl sie fünf Kinder zur Welt geboren, immer noch eine schöne Frau von stattlicher Haltung. Jeden Tag stellte sich ihr ein neuer Freier vor, nicht nur Bettern und Verwandten, sondern hohe Herren aus allen Ländern Europa's. Aber sie konnte sich nicht entschließen, einen von denselben zu nehmen. Denn erstens und vor Allem wußte sie ja nicht, war ihr hoher Gemahl todt oder nicht, war sie eine Wittwe oder war sie keine. Dann aber zweitens hatte sie ihre Kinder zu lieb und sie fürchtete, solchen möge aus zweiter Eheschließung irgend ein schweres Bedrängniß erwachsen, und endlich drittens dachte sie: „Was Hab' und Gut, was Verwaltung und Vermehrung des Vermögens anlangt, so verstehe ich als Frau zwar sehr wenig davon, allein ich kann es mir ja bequem machen, ich habe ja gute Verwalter.“

Darin aber irrte sie sich gründlich, die gute Frau Reich. Waren schon zu Lebzeiten des Herrn Kaiser, d. h. als er noch da war, die Dinge oft schief gegangen, weil er seinen Hang

zu Wallfahrten und Kriegsabenteuern in weit entfernter Fremde nicht Widerstand zu leisten vermochte, und weil er sich durch den klugen Oberpriester in allerlei fremde Angelegenheiten verwickeln ließ, die all' seine Kraft in Anspruch nahmen, so daß er über anderer Leute Sachen seine eigenen vernachlässigte, die pflichtmäßige Obforge für eigene Lande und Leute verabfüumte, und man oft von ihm sagen hörte: „Seht, er will für Andere Ratten fangen und kann für sich selbst noch nicht einmal eine Maus fangen!“ — so ging es doch damals zur Noth noch. Wenn auch nicht oft, so doch zuweilen schaute das blaue blizende Auge des Herrn zum Rechten; und Das wußte man, wen Der auf falscher Fährte ertappte, dem ging es schlecht. Aber vor der guten Frau Reich hatte Niemand Furcht, und vom Rechnen verstand sie gar nichts. Ihre Verwalter versicherten ihr stets, sie wollten ihr das Leben leicht machen und Frau Reich glaubte ihnen auf das Wort. In ihrer Art hatten die Verwalter auch mit ihrer Versicherung ganz recht. Sie verwalteten nämlich so, daß sie, die Verwalter, immer reicher wurden und die gute Frau Reich immer ärmer und wenn dann die Zeit kam, wo Frau Reich gar nichts mehr hatte, ja nun, dann freilich war ihr die Verwaltung recht gründlich leicht gemacht. Dann konnte sie zum Bettelstabe greifen und sich statt Frau Reich „Frau Arm“ tituliren. Gott gab jedoch, daß es so schlimm nicht kam. Aber schlimm genug kam es doch. Und wenn der Herr Kaiser gewußt hätte, wie seine ungetreuen Knechte mit seiner Wittwe und seinen Kindern umsprangen, er würde sich im Grabe umgedreht haben. Denn er lebte gewiß nicht mehr.

IV.

Von den ungetreuen Verwaltern.

Die Verwalter machten untereinander eine Verschwörung und setzten fest, wie sie ihre Herrschaft, die Frau Reich, betrügen und die Gutsleute und Pächter bedrücken wollten; und solches Bündniß, das sie aufrichteten, das nannten sie „die gemeine deutsche Freiheit“ oder „die germanische Libertät“. Damit wollten sie sagen: Für sich die Freiheit und für die Andern die Knechtschaft; für sich Zucht- und Meisterlosigkeit, gegenüber ihrer hohen Herrin sowohl, als auch gegenüber deren Gutsleuten; den Gutsleuten möglichst viel abnehmen und an die Herrin möglichst wenig einliefern; den Gutsleuten gegenüber die Herrschaft agiren und der Herrschaft gegenüber thun, als kenne man sie nicht; sich als Schmarotzerpflanze einschleichen zwischen beide und beide brandschlagen; — das war die sogenannte „germanische Libertät“. Was wollte die gute Frau Reich dagegen machen? Sie hatte Niemand, der ihr beistand. Von ihren fünf Söhnen war damals Preuß noch viel zu jung; er saß auf dem Gut im fernen Nordosten, wo er geboren war und mußte sich selbst dort herumschlagen mit Christen und Heiden, mit Dänen und Polen, mit Wenden und anderen Slaven; und das Gut war damals noch steril und warf wenig ab, so daß er selber ans der Hand in den Mund leben und sich oft in dem Dunkel des Erlenbruchs oder des Föhrenwaldes bergen mußte vor seinen zahllosen Feinden. Seine Mutter klagte ihm wohl zuweisen ihr Leid durch einen vertrauten Mann, den sie ihm schickte und er antwortete ihr, sie möge ausharren in Geduld

und Beständigkeit, auf die schlechten Zeiten würden gute kommen und er, Preuß, werde so Gott wolle, abrechnen mit den ungetreuen Knechten; jetzt könne er jedoch noch nicht abkommen, denn die Ehre verlange, daß er das schwierige Werk, so er einmal begonnen, vollende. Aber die Mutter glaubte kaum der Bertröstung. In ihrer Noth zweifelte sie an ihrem getreuesten Sohn und hörte wieder auf die Stimme der ungetreuen Verwalter. Diese beschied sie vor und fragte sie, ob sie ihr nicht Rath wüßten in ihrer Bedrängniß, und welche Vorschläge sie ihr zu machen hätten, wie in Zukunft die Dinge besser laufen möchten, als sie gegangen waren bisher seit des seligen Kaisers Verschwinden. Da trat der Oberste der Verwalter, so sich nannte „Welf“, vor sie, verbeugte sich tief, räusperte sich und sprach:

„Allergnädigste Herrschaft! hätten Eure Gnaden stets auf den Rath höchstdero getreuester Verwalter, so sich aus Anhänglichkeit auch Euer Gnaden „Reichs-Stände“ beuamfen, gehört, sowie auf den Gewissensbeistand höchstdero Beichtvaters, mit welchem wir so glücklich sind, uns stets in vollkommener Uebereinstimmung in allen himmlischen und irdischen Dingen zu befinden, so wären die Geschäfte nicht in den Verfall gerathen, worinnen sie sich dermalen befinden. Euer Gnaden Gutsleute verlangen ja nach nichts, als nach der germanischen Libertät.“ —

„Ach was, dumme Faxen“, sagte Frau Reich ärgerlich, „spricht deutsch, Mann; von Euren welschen Brocken versteht eine deutsche Frau nichts. Man merkt, daß Ihr gar nicht bei uns zu Hause, sondern aus Efte, im Lande Italia, her seid.“

„Wie Euer Gnaden befehlen“, entgegnete der Verwalter Welf, „drücken wir demnach die Sache in gemeinem Deutsch aus und sagen wir: Euer Gnaden Gutsleute verlangen nach gar nichts als nach der gemeinen deutschen Reichs-Freiheit.“

„Das verstehe ich erst recht nicht“, sagte Frau Reich, „Ihr müßt Euch deutlicher ausdrücken, wenn eine einfache deutsche Frau Euch verstehen soll“.

„Ich werde die Sache eben so ehrerbietig als pflichtschuldig erläutern“, entgegnete der Welfe, „Euer Gnaden Scharfsinn wird es nicht entgangen sein, daß gegenwärtig Niemand weiß, wer eigentlich zu befehlen hat, — ein Zustand, welchen man gewöhnlich als den Reichswirrwarr zu bezeichnen pflegt. Und woher kommt das? Auf der einen Seite stehen Euer Gnaden Haus- und Hofbeamte und auf der andern Höchstdero allerunterthänigste und treu gehorsamste Verwalter. Die letzteren, d. h. wir, sind von dem besten Willen befeelt, Euer Gnaden Glückszustände zu bessern und solche wiederherzustellen aus dem Verfall, worin sie gerathen. Aber Gott sei es geklagt, unser guter Wille wird schrecklich verkannt. Euer Gnaden wendet Euer Antlitz von uns ab, anstatt uns aufzumuntern in unserm nützlichen Streben. Ihr hofft noch immer, Euer hoher Gemahl könne eines schönen Morgens zurückkehren von seiner Wallfahrt nach dem Gnaden spendenden Bilde im Osten, und Ihr wollt deshalb, daß Alles bleibe, wie es war, damit der hohe Herr Alles so wiederfinde, wie er es verlassen. Darüber aber geht Alles aus Rand und Band. Denn wenn der Herr fort ist, müssen die Einrichtungen andere sein, als wenn er zu Hause ist. Es ist deshalb nöthig, daß Euer Gnaden Euere Entschliezung faßt. So kann es

nicht fortgehen. Zwar wird es mir schwer, diese Worte über meine Lippen zu bringen, allein mein getreues Herz befiehlt mir, die ganze Wahrheit zu sagen, und so vernehmet denn: Es glaubt nach so langer Zeit kein Mensch mehr, daß unser hoher Herr zurückkehre, sondern Alle meinen, er habe seinen Tod gefunden im Osten. So Ihr nun unsern wohlwollenden Rath hören wollet, so müßet Ihr der allgemeinen Meinung folgen und auf die Rückkehr des hohen Gemahls verzichten.“

„Das wird mir sehr schwer werden“, sagte Frau Reich, „aber was thut man nicht Land und Leuten zur Liebe? So nehmt denn einmal an, ich verzichtete, und sagt mir, was ich für den Fall thun soll.“

„In diesem Falle“, hub Welf wieder an, „haben Thro Gnaden zwischen zwei Wegen zu wählen. Wollt Ihr Alles lassen, wie es ist und dieselbe Gewalt wieder herstellen, wie sie war zu den Zeiten des Kaisers, dann müßt Ihr zum andern Male das Ehebett beschreiten. Denn zur Gewalt gehört ein Herr, und an stattlichen Freiern gebricht's nicht.“

„Davon schweigt mir ein für alle Mal, Welf! Ihr wißt, daß ich das nicht will. Ich habe es Euch und Andern oft genug gesagt, daß ich meine Kinder nicht schädigen und das Andenken meines Eheherrn nicht verunglimpfen will, zudem ich nicht weiß, ob er todt ist.“

„Dann“, erwiderte Welf (der ja wohl gewußt hatte, daß diese Antwort erfolgen werde), „dann bleibt Euer Gnaden nur noch der andere Weg, davon ich bisher noch niemals gesprochen und davon ich auch zu dieser Stunde noch nicht gerne reden möchte, denn es möchte fast scheinen, als beruhet

mein Rath auf eigennütziger Absicht. So aber Euer Gnaden befehlen —“

„Laßt das Präambel nur und spricht.“

„Euer Gnaden befiehlt. Der treue Welf wird gehorchen, auch wenn er neue Verdächtigungen zu befürchten hätte. Seht, wie es ist, so kann es nicht bleiben. Kein Mensch weiß, woran er hält. Wir sind doch Euer Gnaden Verwalter, und man sollte doch meinen, wir müßten es sein, die zu befehlen hätten auf den Gütern, die unserer Obforge vertraut sind. Denn wir sind doch Euer Gnaden Vertrauensmänner, und auf uns ruht der Abglanz Euerer erhabenen Herrschaft. Aber nein, bald kommt Der und bald kommt Jener von Euer Gnaden Herren Söhnen und redet dazwischen, und da es ihrer fünf sind, und Jeder anders redet als die Anderen, dieweil sie verschiedenen Sinnes und Gemüths sind, so wird der Wirrwar immer ärger, und dann kommen auch noch Euer Gnaden Haus- und Hofbeamte und Reichskammer- und Reichshof-Räthe, und die treiben's noch schlimmer. Sie befehlen durcheinander heute das und morgen jenes; und wenn wir ihnen folgen wollten, dann müßten wir im Wasser pflügen und auf dem Lande fischen, im Frühjahr ernten und im Herbst die Pflanzen aussetzen. Es sind Gelehrte und verstehen nichts von der Wirthschaft. Aber als Gelehrte bilden sie sich ein, Alles zu verstehen, und werden boshaft, wenn wir ihren Befehlen nicht folgen, weil sie wider die Natur gehen. Dann halten sie das, was die pure und blanke Unmöglichkeit ist, für boshaftige Widersetzlichkeit und wiegeln uns auch noch die Bauern und Tagelöhner auf, daß sie gegen uns rebelliren. Und auf jedem Gut geht es zu, wie in einem Bienenstock, darin kein Weisel

ist und darin ein böser Junge mit einem Stock bohrt. Da ist ein Summen und Brummen, ein Sturm und Drang, aber ans Honigmachen denkt Keiner.“

„Ich wenigstens bekomme schon lange keinen mehr zu sehen“, schaltete Frau Reich ein.

„Drum eben, Gnaden, ist es nöthig, daß jeder Stock einen Weisel habe, und wer wäre besser dazu, als Euer Gnaden allerunterthänigste und treuegehorfamste Knechte, wir die Verwalter? Wir mühen uns nun schon so lange in Euer Gnaden Dienst und können nichts ausrichten, weil uns Arme und Beine gebunden sind und weil Keiner von uns weiß, wie lange er noch sitzen wird auf seinem Gute; denn Euer hoher Gemahl hielt uns immer nur gleich Zeitpächtern oder entlaßbaren Beamten. Wir können es aber nicht länger so aushalten, und Euer Gnaden noch viel weniger. Wir haben unser eigenes Vermögen zusetzen müssen und dabei doch Euer Gnaden nichts abliefern können. Euer Palast ist in Verfall, Eurer Dienerschaft Löhnung stockt und Euere Söhne, die sich unbehaglich fühlen, gehen auf Abenteuer in ferne und fremde Länder. Das muß anders werden. Deshalb schlagen wir Euer Gnaden in aller Ehrfurcht vor: Machtet uns zu erblichen Pächtern. Dann wissen wir, woran wir sind; dann können wir die Güter gehörig in Bau und Besserung halten, dann arbeiten unsere Kinder eifrig mit, weil sie wissen, sie haben auch was davon; dann können wir Euer Gnaden Pacht und Zins auf Tag und Stunde liefern; dann könnet ihr wieder Euere getreuen Diener lohnen; Euer Palast erhebt sich im früheren Glanze; Eure Söhne kehren zurück zum hänslichen Herde; sie sind gemachte Männer und kann sich ein Jeder von ihnen

umschauen nach einer tüchtigen Hausfrau. Sie haben dann Alles, was sie wünschen, zu Hause in Hülle und Fülle und werden auch uns nicht mehr drein reden. Auch mit Eueren Haus- und Hofbeamten werden wir keinen Streit mehr haben, weil dann Alles seinen festen und geweihten Weg hat. Und die Gutsleute, die Bauern und die Tagelöhner werden auch wissen, woran sie sind. Sie werden auch ein Jeder auf ein Festes gesetzt werden und wenn sie rebelliren, dann können wir sie legen. Und das Alles zusammen genommen, das ist die germanische Libertät, davon ich Euer Gnaden zu Anfang gesprochen.“

„Ich kann mich nicht entsinnen“, sagte Frau Reich halblaut in sich hinein, „dies ausländische Wort zur Zeit meines hohen Gemahls jemals vernommen zu haben. Deshalb gefällt mir es nicht; was gut ist, läßt sich auf deutsch auch sagen.“

Darauf hub der vielgewandte und redekundige Welf von neuem an zu sprechen: „Auch der Oberpriester, dessen weiser Rath Euer Gnaden in Gewissenssachen stets so willkommen, meint, dies sei der einzige Weg, auf welchem zu helfen. Wir haben ihm unsern Plan vorgelegt und er hat demselben seinen heiligen Segen — —“

Da wurde Frau Reich wild. Sie sprang auf und rasselte mit dem Schlüsselbund, und das klang, als seien es Schwerter, und sie rief mit mächtiger Stimme: „So also treibt Ihr's wieder, Ihr untreuen Knechte! Ehe Ihr mir Eure Sache antragt, macht Ihr Euer Kuddel-Muddel mit dem Oberpriester? Wartet, ich will Euch! Allen Respect vor dem Oberpriester und seinem weisen Rath in geistlichen Dingen, aber in weltlichen Angelegenheiten trau' ich ihm

nicht, und namentlich dann nicht, wenn Ihr Euch auf seinen Rath beruft. Denn mein hoher Gemahl hat mir oft gesagt, der Priester und Ihr hättet immer Euer heimliches Gemanusch miteinander und hättet ihm dadurch schon oft das Leben sauer gemacht. Ich habe genug für heute, ich will mir die Sache überlegen. Ihr seid entlassen.“

Aber Welf und Genossen erreichten später dennoch ihre Zwecke. Hatten sie früher nichts an Frau Reich geliefert, so lieferten sie jetzt erst recht gar nichts. Die Noth wuchs. Die Söhne ließen nichts von sich hören. Böse Feinde und Nachbarn benutzten der Wittwe Noth und Bedrängniß, und endlich spielte man ihr ein Aktenstück in die Hand, damit man sie vollends herum kriegte. Es enthielt ein Testament des Herrn Kaiser, zwar war es nur eine Abschrift, aber man wußte der Wittwe glauben zu machen, sie sei richtig, und nannte sie die goldene Bulle, dieweil man das Pergament in eine prachtvolle Kapsel gesteckt hatte.

Auch hatte sie selbst oft von ihrem hohen Gemahl sagen hören, bei den Fährlichkeiten und den Wechselfällen, welchen sein Dasein und Wirken unterworfen, habe er es nöthig erachtet, bei Zeiten seinen letzten Willen aufsetzen zu lassen, darinnen geschrieben stehe, wie es gehalten werden solle bei einem unverhofften frühzeitigen Tode.

Frau Reich hatte nach dem Verschwinden des Kaisers alle Ecken und Enden durchsuchen und alle Menschen befragen lassen nach dieser Willensordnung. Aber sie fand sich nirgends, und so glaubte man endlich, der Kaiser habe sie bei sich getragen auf seiner Fahrt nach dem Gnaden spendenden Bilde im Osten, und sie sei dort mit ihm verschwunden.

Und die Frau Reich, welche nichts sehulicher wünschte, als zu wissen, was ihr hoher Gemahl letztwillig verordnet, glaubte, was sie wünschte. Sie hielt die goldene Bulle für eine richtige Abschrift, obwohl sie falsch war, wie sich dies hernachmals ergeben.

In der goldenen Bulle aber stand geschrieben: Bei so-
thanan Zeitumständen, wo das Ganze mit Gift, so die Zwie-
tracht als eine Schlange in dessen Zweige und Gliedmaßen
gegossen, verunreiniget, die Säulen, darauf solches geruhet,
zerschlagen seien und der ganze Bau sich zum Falle gerichtet
und geneigt habe*), bleibe nichts übrig, als sich den Ver-
waltern in die Arme zu werfen u. s. w. Kurz, es war mit
viel schönen Worten Alles gesagt, wie es den Verwaltern
paßte.

Und die gute Frau Reich ließ sich täuschen und that,
wie die Verwalter wollten, und wie geschrieben stand in dem
falschen Testamente.

V.

Von dem Großnechte.

Daß es danach der Frau Reich nur noch schlechter ge-
gangen, als zuvor, das läßt sich leicht errathen. Denn so
sie von den erblich gewordenen Verwaltern etwas verlangte,
dann hieß es: „Was will denn das alte Weib noch, die hat
nichts mehr zu suchen auf Erden. Man meint schier, sie
wäre zu geizig, sich begraben zu lassen.“

So man aber daraus schließen wollte, den Verwaltern

*) Aurea bulla Caroli IV., initio.

sei es darum um so besser gegangen, da irrt man sehr. Denn Untreue schlägt ihren Herrn. Das mußte auch der Priester erfahren; und zwar der zu allererst! Denn kaum hatte er den Verwaltern geholfen, die rechtmäßige Herrschaft abzuschütteln, so schüttelten die Verwalter auch ihn ab. Sie wiesen ihm die Thür und nahmen einen neuen Glauben an. Dazu nahmen sie ihm auch Hab' und Gut und ängstigten seine Anhänger.

Das Schlimmste aber, was sie thaten — und das führte zu ihrem Ruine — das war, daß sie untereinander Streit anfangen und daß sie die Güter immer mehr zertheilten; und darüber, daß sie das gemeine Wesen immer mehr vergaßen, wurden ihre Nachbarn immer mächtiger, und so Einer einen Acker an der Grenze hinlaufen hatte, da ackerte davon der böse Nachbar eine Furche nach der andern ab. Und wenn der Acker Anfangs auch so schön und breit war, wie ein Betttuch oder ein Tischtuch, es dauerte nicht lange, dann war er so schmal wie ein Handtuch.

Die Verwalter, jetzt Erbpächter und Erblehnträger, wirthschafteten mit den Gütern, als wenn es keinen Ober-Eigenthümer und Lehnsherrn mehr gäbe. So viel Kinder Einer hatte, in so viel Stücke zerschlug er das Reichsgut und theilte es unter dieselben. So wurde die Zahl der Erbbeständer immer größer, aber der Besitz des Einzelnen immer kleiner, und das geschah zumeist im Süden und Westen, wo doch der gefährlichste Nachbar lauerte.

Aber auch untereinander konnten sich die ehemaligen Verwalter nicht vertragen. Jeder fing mit dem Andern Grenzstreitigkeiten an, welche mit den blutigsten Raufereien

endigten. Jeder legte auf Weg und Steg, Land- und Wasserstraße schwere Zölle und Abgaben, so Alle entrichten mußten, die daher kamen. Dabei ließ er aber doch die Straße so in Verfall kommen, daß die Leute trotz ihrer Abgaben im Dreck stecken blieben. Wollten sie nun einen besseren und billigeren Weg ziehen, auch wenn's ein Umweg wäre, dann verbot es ihnen der Verwalter. Und thaten sie es doch, dann fiel er mit seinen Knechten über sie her und nahm ihnen zwar keinen Zoll ab, wohl aber Alles, so sie hatten. So kam Handel und Wandel in's Stocken, und was der Krieg den Leuten gelassen, das verzehrte auch im Frieden die häusliche Zwietracht.

Die Bauern aber wurden zu Lasten, Robotten und Frohnden angehalten, ärger als ein Stück Vieh; und da sie sich das nicht wollten gefallen lassen, und sich auf Kaiser und Reich beriefen, so ihnen ihre Freiheit gewährleistet, da sagte man ihnen, der Kaiser sei todt und das Reich schwach, und sie sollten das Maul halten und thun, was sie geheißn würden. Das aber wollten die Bauern gar nicht glauben. Sie griffen zur Heugabel, zum Dreschflegel und zum Morgenstern. Aber es half ihnen nichts. Sie wurden blutig darnieder geworfen, geschlachtet, von Haus und Hof gejagt und zu Tagelöhnern gemacht, und die Verwalter nahmen Alles, sowohl was sie selbst von Kaiser und Reich zu Lehn trugen, als auch was die Bauern von ihnen zur Lehn trugen. In jenem Falle hatte der Lehnherr keine Rechte, und in diesem hatte der Lehusträger keine Rechte. Die Bauern meinten zwar, beide Fälle seien doch gleich und was in dem einen Rechtes sei, das müßte es in dem andern auch sein. Die Verwalter aber hatten sich fremde Rechtsgelehrte kommen

lassen. Die bewiesen das Gegentheil, denn sie konnten Alles beweisen, auch konnte sie kein deutscher Mann widerlegen, die- weil sie in fremden Zungen sprachen, so die Lebenden nicht mehr verstanden.

Aus allen diesem Elende erschallten Hilferufe nach Kaiser und Reich. Allein der Kaiser war fort und Reich war ohne Gewalt, und wer helfen konnte, der wollte nicht; und wer wollte, der konnte nicht. Und das Elend wurde immer größer, damit man es aber nicht merken sollte, nannten es die römischen Doctoren und Magister mit einem fremdländischen Worte, das hieß „Interregnum“. Man merkte es aber doch, daß es schlecht war.

Auf's Letzte schriean die Verwalter selbst um Abhülfe, denn auch sie konnten's nicht mehr aushalten. Sie verlangten, Frau Reich solle wieder heirathen, sie empfahlen ihr allerhand fremdländische Freier. Allein Frau Reich wollte überhaupt nicht heirathen und insbesondere keinen Welschen. Solide inländische Freier fanden sich aber nicht viel mehr, denn die Frau Reich war arm geworden, und ganz jung war sie auch nicht mehr.

Es lebte nun dazumal auf Schweizer Boden ein Großknecht, der war Ralf geheiß. Er hatte dort ein kleines Gut erworben, und weil er immer noch mehr dazu haben wollte, so nannte er's Habsburg. Der war ein kluger Mann, und manch' Einer erholte sich Rath's bei ihm, auch manch' einer von den Verwaltern der von Kaiser und Reich herrührenden Güter. Da kamen schließlich die Herren Verwalter auf den absonderlichen Einfall, den Ralf an ihre Spitze zu stellen, und das ging so zu:

Daß es so nicht mehr fortging, das sah Jeder ein, und auch die Verwalter wollten Jemand, der dem äußeren Unfrieden wehrte, damit sie desto ungestörter im Innern machen könnten, was sie wollten. Aber doch gönnte Keiner dem Andern das Amt des Obersten und gerade die Klügsten trauten sich selbst am wenigsten die Kraft zu, Ordnung in diesen heillosen Wirrwarr zu bringen, sie dachten: Da ist ja der Kalf, der mag es probiren; ist ein geringer Mann; und wenn Der dabei umkommt, dann schadet's nichts. Wir aber sind vornehme Leute.

Auch meinten sie, weil Kalf nur ein kleines Gut hat, so wird er uns nicht über den Kopf wachsen, auch ist er von niedriger Abkunft, und so wir ihn nun über Nacht zum vornehmen Mann machen, da wird er sich von uns leiten lassen sein Leben lang. Sie machten der Frau Reich Vorstellungen wegen des Kalf von Habsburg, sie möchte, wenn sie denn absolut nicht heirathen wolle, ihn zum Generalverwalter machen und Frau Reich, die in ihren bedrängten Verhältnissen keinen eigenen Willen mehr hatte, that, wie ihr gerathen. Denn schlechter, dachte sie, kann's doch nicht werden.

Und Kalf bewährte sich als ein überaus kluger und kräftiger Mann. Er that den schlimmsten Unfug ab und stiftete mancherlei Nutzen. Aber gleichwie er sein Gut vom Haben-wollen Habsburg getauft, so hatte er überhaupt den Wahlspruch: „Der edle Mensch denkt an sich selbst zu erst.“ Von der guten Frau Reich ließ er sich ein schönes Gut im Südoften schenken. Denn er sagte ihr: Da brechen die Türken ein, da muß ich Wache halten. Auch hatte er tapfere Söhne und schöne Töchter und wußte sie Alle gut zu verheirathen

und dadurch viel Land zusammenzubringen. Und was so nicht zu kriegen war, das nahm er sich sonst wie, namentlich im Gebiete der Tschechen, Magyaren, Kroaten, Slovenen und Wenden. Es dauerte nicht lange, da saßen er und seine Sippen zu Oberst auf der Bank der Verwalter, und der Großknecht war den stolzen Erbherren über die Köpfe gewachsen. Das kam: er war klüger.

Ralf Habsburger wußte durch Kunst und Kräuter den Gütern, die er durch Schenkung und Heirath und andere minder glimpfliche Mittel zusammenbrachte, absonderliche Privilegien*) zu verschaffen. Darnach sollten Frau Reich und deren Söhne in und auf diesen Gütern niemals etwas zu suchen noch zu holen haben; dagegen sollten diese und sämtliche Verwalter, Pächter, Gutskleute, Bauern und Tagelöhner verpflichtet sein, diese Güter wider Jedermänniglich zu vertheidigen, als wären es ihre eigenen, und wenn Ralf sie selber vertheidigen wollte, dann sollten sie ihm dazu Geld und Mannschaft stellen. Denn Ralf hatte die Türken zu Nachbarn; die griffen ihn zuweilen an, und manchmal er auch sie, und sobald das geschah, dann mußten Alle aus Reich's Landen bezahlen und Soldaten schicken. Denn es hieß, der Türk sei der Reichs- und Erbfeind der gemeinen Christenheit, und deshalb mußten Alle gegen ihn helfen. Meistens drehte sich aber doch der Streit nur um das Gut Hungaria, so der Habsburger auf eine sonderbare Art an sich gebracht, das

*) Privilegium majus d. d. 17. Sept. 1156; privilegium Caroli V. d. d. 8. Sept. 1530. Das erstere ist erwiesener Mafsen gefälscht, und das letztere beruft sich auf das erstere, auf das gefälschte, so daß das Ganze keine andere Basis hat, als Fälschung.

aber mit Reich's Landen nichts zu schaffen hatte. Es würde allzu weitläufig sein, zu erzählen, wie es der kluge Habsburger in Allem und Jedem so eingerichtet, daß das Nehmen immer auf seiner und das Geben immer auf Reich's Seiten gewesen. Darüber sind ja Bücher geschrieben von gelehrten Männern, so das besser verstehen, als ich. Nur so viel will ich noch sagen: Konnte er für sich was erwerben, dann kam es ihm auch nicht darauf an, von Reich's Landen was zu verschleudern.

Darob waren Frau Reich und ihre Söhne zuweilen sehr ungehalten über diesen Löwenvertrag; und selbst die Verwalter murrten und sagten: „Haben wir ihn darum zum Generalverwalter gesetzt, daß er sich aufbläset und kaiserliche Ehren und Würden beilegt und sich überhebet über uns, da er doch nur ist ein Großknecht und das Geschöpf unserer Laune; und sie wollten ihn gerne wieder abthun, sintemalen er ihren Erwartungen gar nicht entsprochen.

Aber der Gedanke mit dem Abthun kam erst, als es zu spät war. Denn Kalf war mächtiger worden, als sie Alle zusammen; und so sie ihn abgethan und Einen aus ihrer Mitte an seine Stelle gesetzt hätten, dann wäre Kalf kommen mit seinen wilden Völkerschaften, worunter auch die viel verschrienen Rothmäntel, und hätte ihn auf das Haupt geschlagen und ihm sein Gut abgenommen, wie er das ja sogar zu unterschiedlichen Zeiten gethan mit der Frau Reich eigenen Söhnen, denen er Land abgenommen und abzunehmen versucht hat, wie ich Euch später noch erzählen werde, wenn ich auf jeden der Zungen zu sprechen komme.

Item, Kalf war zu mächtig. Und in der Regel genügte

es schon, wenn er den Verwaltern sagte: „Wenn Ihr Euch nicht ruhig verhaltet, dann thue ich die Hand ab von Euch und bilde ein Reich für mich, darin die Sonne nicht untergeht, und überlasse Euch Eurem Schicksal. Statt Euch zu schützen, werde ich dann nur noch zusehen, daß Ihr von der richtigen Raqe gefressen werdet, und daß auch für mich ein Brocken dabei abfällt.“

Da schwiegen die Mäuslein mäuschenstill. Denn rechts lauerte der Türk und links der Franzos; und das waren beides gefährliche Razen.

VI.

Vom Banferott.

Der Kaiser war vergessen, Frau Reich verstoßen, und Raif oben auf; und die Leute glaubten und schrieben es in dicken und gelehrten Büchern, so müsse es sein, so sei es von Ewigkeit her gewesen und so müsse es bleiben bis an das Ende aller Dinge. Aber „es kann ja nicht ewig so bleiben hier unter dem wechselnden Mond“. Es erhob sich in Europa ein mächtiges Donnerwetter. Der Blitz schlug ein in dem Lande Gallia; und da sich dort ein großer Zündstoff angehäuft, wozu alle Stände, Priester und Adel, Bürger und Bauer, jeder das Seinige zusammengeschneppt, so gab es ein mächtiges Feuer, so daß man bei finsterner Nacht lesen konnte, wie bei hellem Tage, und Manches offenbar wurde, was bis dahin verborgen geblieben. Und mit dem Feuer erhob sich ein mächtiger Sturmwind, der warf um, was wacklig war,

und erniedrigte, was hoch, und erhöhete, was niedrig war. Es war ein Strafgericht Gottes; und es klopfte auch an Ralf's Hofburg, und er konnte nicht widerstehen; denn er war nicht mehr der kluge und schlagfertige Mann, wie ehem, sondern war alt und kniffelig und verdrießlich geworden. Denn er hatte viel häuslichen Kummer, und seine wilden Völkerschaften, die er zusammengespelt, wollten nicht mit einander gutthun, und statt zu ziehen selband am gemeinsamen Wagen, schlugen sie hinten und vorne gegen einander aus. Sie waren wie Uhren; die sollten accurat gehen, eine, wie die andere; aber sie wollten nicht.

Da sprach Ralf: „Es ist Unglück über mich gekommen. Ich will mein Haupt strecken und der falschen Händel los sein. Ihr Herren Verwalter, ich will nicht mehr länger Generalverwalter sein. Jeder für sich und Gott für Alle; und Jeder ist sich selbst der Nächste. Ich habe Euch ja schon, als ich ans Regiment kam, gesagt, mein Wahlpruch sei: Der edle Mensch denkt an sich selbst zuerst. Und dann habe ich Euch zum Defteren im Voraus gesagt, es könne der Augenblick kommen, wo ich mich losfagen müsse von dem Reiche. Dieser Moment ist nun da. Ich ziehe mich in meine Ostmarken zurück. Sehet Ihr nun, was Ihr treibt und denket meiner in Lieb und Treue.“

Da ergossen sich wilde Kriegsvölker über die Reichslande. Es wurden ausgefangt Land und Leute; und die Verwalter wurden bestraft dafür, wie sie sich verhalten hatten wider das Reich, und daß ein Jeglicher nur an sich gedacht und vergessen hatte des gemeinen Wesens. Sie mußten bei dem fremden Eroberer Kriegs- und Knechtsdienste verrichten.

Ja selbst der edeln Frau Reich eigene Söhne und Enkel, die Söhne Frank, Bayer und Schwab, die Enkel Westphal und Obersachs, mußten sich ihm unterwerfen.

Ich könnte Euch viel erzählen von der Schmach und dem Elend selbiger Zeiten; sie dauerten lange. Aber endlich kam es, wie der edle Barde und Ritter Heinrich von Kleist, der das Morgenroth nicht mehr erlebte, in finsterner Nacht prophezeit hat:

„Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da Cäsar bei uns eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns viele Jahre im Verzeih'n;
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeschüttelt will es sein.“

Und es ward abgeschüttelt. Der jüngste von den fünf Söhnen der guten Frau Reich, genannt Preuß, war auch von dem fremden Eroberer niedergeworfen und schwer geschädiget worden. Er hatte sich in das letzte seiner Güter, im äußersten Nordosten zurückgezogen und härmte sich ob seines Unfalls. Denn er war ein ehrliebender und tapferer Junge, gottesfürchtig zugleich und doch dreist gegen die Menschen. Und insgeheim übte und rüstete er sich und dachte sich im Stillen: Der Tag der Abrechnung wird kommen.

Da traf den fremden Eroberer ein schweres Unglück. In nordischen Landen wurde er von einem furchtbaren Winter überfallen, der ihm die Nahrung abschnitt, also daß ihm Menschen und Vieh fielen vor Hunger und Kälte. Da dachten alle Unterdrückten: Das ist der Wink der Vorsehung. Und

sie fielen selbst über ihn her und prügelten seine Heerschaaren zum Land 'naus.

In Reich's Landen that's der junge Preuß. Die Verwalter hielten, so lange sie konnten, beim Feind aus. Und auch der alte Ralf kam erst gegen das Ende; und dann hielt er es nicht mit dem Preuß, sondern mit den Verwaltern.

Als nun das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt war, da freute sich Allwelt und Jedermann dachte: „Das war eine schlimme Zeit, und wir haben schrecklich gelitten. Aber der Mensch muß durch Schaden klug werden. Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms vor Gott und den Menschen. Und darum wollen wir Buße thun durch Besserung. Denn wir haben gesehen, wohin es kommt, wenn Jeder nur an sich denkt; und Jeder nur nehmen will, und Keiner was geben; nur befehlen, aber nicht gehorchen; wo Keiner was beitragen will zur Erhaltung des gemeinsamen Daches, worunter wir wohnen, so lange bis es alt wird und morsch und zusammenbricht über unseren Häuptern, um uns unter seinen Trümmern zu begraben; wo Keiner was thun will zur Erhaltung der schützenden Deiche und Dämme, so lange bis sie das Wasser durchbricht und unser Land überschwemmt, daß wir Alle elendiglich verkaufen. Darum wollen wir in Zukunft, auf daß wir nicht wieder ein Gleiches erfahren, unsere Schuldigkeit thun für das gemeine Wesen. Wir wollen unsere gute alte Frau Reich wieder einsetzen in ihre alten Ehren und Würden; und wir Alle wollen ihr wieder erstatten, was wir ihr genommen, und ihr Alles geben, was ihr von Rechtswegen zukommt. Auch wollen wir einen

Kaiser führen aus der Mitte ihrer edlen Söhne; und wenn dem die Verwalter nicht gehorchen, dann soll sie der — —“.

So sprachen sie dazumal Alle; aber Etliche dachten im Grunde des Herzens anders; und es wurden Derer, die anders dachten, immer mehr; und als ihrer Viele waren, da sprachen sie auch anders. Denn als sie wußten, es waren ihrer Viele, da hatten sie Muth und da begehrten sie auf; und den Anderen, und absonderlich Denen, welche am lautesten geschrieen, fiel das Herz in die Hosens. Und die Hölle ist mit guten Vorjätzen gepflastert.

Die Verwalter hatten sich schwer an der guten Frau Reich versündigt; und es wird ja Keinem von uns leicht, seine Missethat öffentlich zu bekennen. Und mit dem Wiedererstaten alles Dessen, so man ihr mit Unrecht genommen, das war auch eine schwierige Sache. Denn mancher Derer, so ihr's genommen, war längst unter der Erde. Die aber noch am Leben waren, die hatten's auch nicht mehr Alle. Denn es waren stürmische Zeiten gewesen und der Besitz hatte vielfach gewechselt. Der dritte Besitzer aber dachte gar nicht an Wiedererstattung. „Ich“, sagte er, „ich habe der Frau Reich nichts genommen; ich habe das ehrlich erworben, von Dem und Dem; kostet mich so und so viel, Hand muß Hand wahren, und wo Frau Reich ihren Glauben verloren hat, da mag sie ihn wieder finden; sie muß zurückfordern von Dem, der es ihr hat genommen.“ Und so ward aus der Wiedererstattung nichts.

Auch einen Kaiser führen thaten sie nicht. Denn ihrer waren zu viele; und Jeder wollte es selber werden, er mochte auch noch so klein sein. Auch mischten sich böse Nachbarn

ein und hekten den Einen wider den Andern. Und sie waren nicht unter einen Hut zu bringen. Der alte Ralf war ihnen zu alt und der junge Preuß war ihnen zu jung zum Kaiser; und der Wirrwar wurde immer größer, und Keiner wußte, was daraus sollte werden.

Endlich aber war doch wieder Ralf der Klügste. Er streckte seine Arme aus nach allen Seiten. Er machte Geschäfte mit den Polen auf der einen und den Russen auf der andern Seite. Hier spielte er mit in Rumänien und Serbien und dort in der Türkei. Das Land Italia hatte er unter seinem Griff; denn er schützte die dortigen Verwalter vor ihren Leuten; und die Reichslande hatte er ja auch unter seinem Griff gehabt. Er hatte sie ja nur deshalb losgelassen weil Feuersbrunst, Wind und Wetter ihn dazu gezwungen. Warum sollte er also nicht wieder zugreifen? Und sein Plan war gemacht:

Er versammelte die Verwalter um sich und sprach: „So kann es nicht bleiben. Ordnung muß sein. Die alte Bettlerin Reich läuft überall herum und schilt wider uns. Die Leute sind noch aufgereggt von dem Kampfe wider die Fremdherrschaft. Ihr wißt ja, was sie damals geplant haben, von Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich. Nun helfen sie der alten Frau schimpfen; und das Geschrei wird immer lauter. Es kann gefährlich werden. War doch kürzlich ein Haufen jung, frech und verwegen Volk zusammengeströmt in Thüringen auf der Wartburg, haben Kaiser und Reich hoch leben lassen und uns ein Pereal gebracht, und haben ihr Brüllen mit Waffenklirren begleitet. Wer weiß was geschieht, wenn man das weiter so gehen läßt.

Da sprach Einer von den Verwaltern: „Kais, so werde Du wieder General-Director und Ober-Administrator der Reichslande.“

Und er antwortete darauf: „Kinder, das geht nicht. Ich habe einmal mein Mandat in die Hände der alten Frau zurückgegeben. Ein neues wird sie mir nicht wieder ausstellen. Denn sie ist aufrührerisch gemacht und schreit, sie wolle wieder zu ihrer Sach' kommen. Lieber beißt sie sich die Schreibfinger ab, als daß sie was für mich unterschreibt. Wir müssen ihr daher auf einem andern Wege beizukommen suchen. Wie Ihr wißt, hat sie Schulden. Früher hat sie solche machen müssen, nun zu leben. Später aber ist der Krieg gekommen, und da sind sie noch beträchtlich gewachsen. Einige von uns sind selbst Gläubiger. Bezahlen thut sie schon längst keinem Menschen mehr. Verkaufen kann sie auch nichts. Denn ihr Grundeigenthum ist unveräußerlicher und untheilbarer Familien-Besitz von Alters her. Erklären wir nun die Frau Reich für bankerott und legen wir ihre Güter unter Sequester; natürlich — das versteht sich von selbst und so werden wir auch sagen — nicht in unserm Interesse, sondern in demjenigen ihrer Gläubiger, damit deren Forderungen getilgt werden, und im Interesse der Söhne und Enkel der Frau Reich, damit sie nach vollendeter Schuldentilgung die Güter frei erhalten. Wir schicken also Abgesandte, welche zusammen-treten als Sequester-Commission. Mein Gesandter übernimmt den Vorsitz. Ich habe schon für ein Local gesorgt. Es ist ein altes Haus in Frankfurt am Main in der Eschenheimer Gasse. Im unteren Stock ist Alles gehörig mit eisernen Gittern verwahrt. Da können wir der Alten ihren Wittwen-

sitz anweisen und sie hübsch unter Verschuß halten, auf daß sie nicht länger im Lande herum vagirt und uns die Leute rebelllich macht. Es ist immer noch ein schöner Besitz, den die Frau hat, und die Sequester-Commission wird auch nicht darben. Auch lebt es sich recht plaisirlich in Frankfurt."

Und alle stimmten Dem bei, was der weise Ralf hatte gesprochen. Die Sequester-Commission trat zusammen. Sie nannte sich der „Alte Bund“, weil sie stark war im Berechnen von Zinsen und Zinseszinsen. Frau Reich wurde in ihren Wittwensitz eingesetzt und konnte nicht wieder heraus. Dann wurde es verboten, von Kaiser und Reich noch zu sprechen, obgleich kurz vorher, während des Kampfes wider die Fremdherrschaft, noch Jedermann davon gesprochen, und ein edler Barde und Ritter Max von Schenckendorf gesungen hatte:

„Wir woll'n den Eid nicht brechen,
Nicht Vuben werden gleich,
Wollen streiten und woll'n sprechen
Für Kaiser und für Reich!“

Allewelt hatte ja mitgesungen. Das war damals; aber jetzt war's schon anders. Wer jetzt noch so sung, der ward in den Kerker geworfen. Vor Allem die jungen Herren, die auf der Wartburg gepfiffen. Denn das Sprüchwort sagt: „Den Vogel, der zu früh pfeift, den frißt die Katz.“ Wer die drei Farben trug, so man damals irrthümlicherweise für die Leibfarben der Frau Reich hielt, der wurde zum Tode verurtheilt. Waren es aber vornehme Personen, welche sich ähnlicher Velleitäten schuldig machten, da wurde natürlich einige Rücksicht genommen. Man transportirte sie nach Karls-

bad und überlieferte sie zur thierärztlichen Behandlung an den General-Bad-Director Fürst Freßmernich, der zugleich auch General-Feuerlöschanstalts-Chef für ganz Europa war. Der aber ließ ihnen von seinem Badeknecht — er schrieb sich Fritze Jenz — so viel Karlsbader Wasser einschütten, daß ihnen die Kinnbacken knackten und alle bösen Gelüste vergingen.

Die gute Frau Reich aber saß derweil in ihrem Wittwenstige, hinter Schloß und Riegel und eisernen Gittern. Sie ballte die Fäuste nach Oben. Denn dort saß ja der „Alte Bund“ und liquidirte, calculirte, sequestrirte, conferirte, revidirte, referirte, distribuirte, expedirte, correspondirte, votirte, dictaminirte und inquirirte. Meistens aber schließ er, was man „Bundesferien“ nannte; und dann betrug er sich gut.

Und Frau Reich sprach: „Es müßte keinen Gott mehr im Himmel geben, so ich nicht aus meiner Knechtschaft erlöst und an Euch gerächt würde, und besonders an dem Kalf, den ich aus dem Staub erhoben, und der mir's so herrlich gedankt hat. Zwar habe ich die Hoffnung aufgegeben, meinen hohen Gemahl jemals wieder zu sehen. Aber ich rechne auf meine Söhne, besonders auf Preuß, meinen Jüngsten. Ist er auch jetzt vielleicht noch zu schwach, so wird seine Zeit doch kommen. Denn er hat das blaue Auge und den blonden wehenden Bart meines Alten. Ich erharre meine Zeit!“ —

Und nun muß ich Euch erzählen von der guten Frau Reich Söhnen und Enkeln, was ich bisher schon zu lange verabfümt.

VII.

Vom Sohne Frank.

Der Älteste, Frank, war ein talentvoller prächtiger Junge, und seine Mutter hoffte viel Gutes an ihm zu erleben und Ersatz zu finden für den herben Verlust des hohen Gemahls. Denn Frank glich am meisten in Wuchs und Haltung, in Mienenspiel und Gesichtszügen seinem seligen Vater; nur hatte er statt blonder, braune Haare und statt der blauen, schwarze Augen. In der Schule machte er schon prachtvolle Gedichte; und kaum war er derselben entwachsen, da brachte er den Damen schon die schönsten Serenaden; im Tanzen und Singen, im Reiten und Fechten that es ihm Keiner zuvor. Alles faßte er mit einem wahren Feuereifer an, aber leider dauerte es damit in der Regel nicht lange. Wenn ihm seine Mutter ein neues Schmetterlingsnetz kaufte, dann war er drei Tage lang von Morgens früh bis zum Sinken der Sonne hinter den Schmetterlingen her; aber am dritten Tage stand das Netz in der Ecke, die mit so viel Eifer gefangenen und aufgespannten Schmetterlinge wurden keines Blickes mehr gewürdigt; und Jung-Frank packte von neuem irgend eine andere Sache wieder mit eben so viel Eifer an, um sie dann mit noch viel größerem Unbestand alsbald wieder im Stiche zu lassen. Und bei alledem war er doch ein so lieber Junge. Er eroberte alle Herzen im Flug, aber nicht auf lange Zeit. Denn wenn es auch im Anfange der Bekanntschaft hieß: „Das ist ein Prachtler! Der hat das Herz auf dem richtigen Flecke, — und diese unverwüßliche Natur! Immer vorn und immer bei der Hand,

zu Schimpf und Glimpf, zur Liebe und zum Kampf!" so dauerte es kaum vier Wochen, dann hieß es anders: „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Hinter den schönen Worten steckt oft wenig Gehalt. Der Leichtsinm ist größer als die Bravour; der Eifer größer, als die Nachhaltigkeit. Was hilft alles Talent, was alle Gunst und alle Gaben des Himmels, ohne die ernste Fähigkeit und Absicht, reellen Gebrauch davon zu machen? Was thue ich mit einem Helden, der seine glorreiche Laufbahn im Stiche läßt, sobald ihm irgend eine beliebige Schürze in den Weg kommt?" So verlor Frank seinen Credit nicht ohne eigenes Verschulden. Seine gute Mutter sah das Alles mit besorgten Blicken. Sie glaubte, es sei am besten geholfen, wenn sie ihn verheirathe. In guten Partien konnte es nicht fehlen. Wenn auch die erste frische Blüthe der Jugend fort war, so war doch Frank immer noch ein stattlicher schöner Herr von großen Gnaden und Gaben des Geistes und des Körpers. - Mutter Reich redete ihm daher ernstlich in das Gewissen, abzuthun das wüste Junggesellenthum und sich ein sittig und ehrsam Ehegespons zu nehmen, daran auch sie, die Mutter, Trost und Hehegniß habe in älteren Tagen. Aber je dringlicher die Mutter ward, desto obstinater wurde der Sohn Frank; und als er endlich sich ihres Zuredens nicht mehr erwehren konnte, da packte er auf und ging nach Paris, wohin ihn ohnedies seine Vergnügungssucht und Ambition trieb. Zuweilen schrieb er von dort, daß er sich „kostbar amüsire". Daß es kostbar sei, das glaubte Mutter Reich gerne; denn kaum vermochte sie das Geld zu erschwingen, das der theure Sohn in wachsendem Maße verlangte. Mit der Zeit wurden seine Briefe seltener;

und immer mehr waren sie vermengt mit wälſchen Brocken, ſo daß Frau Reich, welche nur ihre deutſche Mutterſprache kannte, ſie gar nicht mehr verſtand; und als es mit dem Geldverthum immer ärger ward, da machte endlich Frau Reich die Trunke zu, und Herr Frank mußte wieder heimwärts ziehen. Der vormals ſchöne junge Mann kam zurück. Er war zwar nur zwei Jahre älter geworden; aber ſchön war er nicht mehr allzuſehr. Er glich einem abgetakelten Schiffe. Arm im Beutel, krank im Herzen ſchleppt' er ſeine langen Tage. Er hatte falſche Zähne im Munde und falſche Haare auf dem Kopfe, was man dazumal eine „Barrucke“ nannte. Auch gab es damals mißgünſtige Spötter, die behaupteten gar, ſeine echte, von Natur gewachſene Naſe habe er, gleichwie ſeine Waden und ſein Geld, in Paris zurückgelaffen, und die Naſe, ſo er jetzt trage, ſei ebenfalls falſch und künstlich angemacht. (Von ſolchen böſen Nachreden aber darf man immer nur die Hälfte glauben. So ſagte wenigſtens der edle König Erneſtus Auguſtus von Cumberland, als ihm ein züchtiges Hoffräuſlein klagte, ein Cavalier habe ſie zweier unehelicher Kinder geziehen.) Wahr iſt es dagegen, daß Frank eine böſe, ſeine Manneskraft ſchwer beeinträchtigende Krankheit von Paris mitbrachte, ſo man „Rheinbund“ nannte. Solche Krankheit theilte ſich auch mehr oder weniger ſeinen Brüdern mit; nur nicht dem jüngſten, dem Preuß; vielmehr war es dieſer vielverläſterte Neſtputsch, der ſeine älteren Brüder nachmalen von ſolcher Krankheit kurirte, wie ich ſpäterhin noch Alles klärllich und wahrhaftig ſchildern werde. Es giebt junge Menſchen, ſo nicht erwarten können, daß Vater und Mutter die Augen zuthun, und ihnen ſo

ihr älterlich Erbtheil zufalle auf natürlichem Wege. Ein solch' junger Vergnügling verschachert seine Erbschaft im Voraus, bei lebendigem Leibe der Eltern, an Gurgelabschneider, und vergeudet den ärmlichen Ersatz, so ihm Wucherer für sein reichliches älterliches Erbtheil gegeben, im Rausch und im Galopp mit falschen Freunden und diebischen Dirnen. Gleich einem solchen hatte Frank sein Erbtheil und seine Jugend übel verthan; und was er an Erfahrung gewonnen, das hatte er an Kraft vierfach verloren. Er war zwar immer noch ein feiner und vornehmer Herr; aber doch eigentlich nur noch so das, was man einen „alten Jungen-Herrn“ nennt; er wollte noch jung sein und war doch alt; und das Mark war aus den Knochen, und sein Dasein war wirr und zerklüftet. Sein Geist war ein Schiff ohne Steuer, und seine Seele ein Kreis ohne Mittelpunkt, und die, so bisher seine Knechte waren, theilten sich in seine Habe und wurden die Herren. Er hatte die Hoffnung der Mutter betrogen.

VIII.

Vom Sohne Schwab.

Etwas besser ging's mit dem zweiten Sohn, so benamset war: Schwab. Aber gut ging's mit Dem doch eigentlich auch nicht. Denn allemal ist es schlimm, wenn den Jungen der Vater zu früh wegstirbt; und die Wittweibers-Wirthschaft, die taugt für Erziehung der Knaben nicht. Schwab liebte von Jugend auf das Grübeln. Wenn Frank umhersehweifte, Alle lieblosend und von Allen geliebkost, dann

lachte ihn Schwab, der nur zwei Jahre jünger war, aus. „Dieser tolle Frank“, sagte Schwab, „läßt sich so oft die Hände küssen, daß nichts mehr übrig bleibt, als ein Paar Arme, die vorn abgeleckt sind, wie ein Paar abgängige Spargeln, so von der Tafel kommen; ich will es klüger machen und mich und mein' Sach' zu Rathe halten.“ Wenn Frank den Schmetterlingen nachjagte oder phantastische Dinge trieb, dann saß Schwab in dem Schmollwinkel, der sein Lieblingsplätzchen war und sagte: „Daß Dich das Mäusle beiß, treibt der Kerle wieder Narrethei!“ Während das ganze Wesen des ältern Bruders vorwiegend auf Neugierlichkeit hinauslief, wandte sich Schwab nach Innen, aber auch mehr als gut ist. Hätte man aus beiden Brüdern den richtigen mittleren Durchschnitt ziehen können, dann wäre der wahre Mensch herausgekommen. Wie Frank an Leichtsin und Leichtlebigkeit, so frankte Schwab an Eigensinn und Schwerlebigkeit. Trotzdem war er ein geschickter und anstelliger Bursche. Er ging zuweilen hinaus in die Welt und machte dort große und glückliche Geschäfte. Aber auf die Dauer litt es ihn dort doch nicht. Er kehrte immer wieder in seinen Schmollwinkel zurück zwischen dem Schwarzwald und der Rauhen Alp, den man Kleinschwaben nennt; und je älter Schwab ward, desto schwerer wurde es ihm, sich von diesem Winkel zu trennen; aber von dem Stillfizen wurde er leberkrank und griesgrämig. In Folge seiner Unverträglichkeit hatte er beständig Streit mit seinen Nachbarn; die Letzteren thaten sich einmal zusammen, jagten ihn von Haus und Hof und verkauften sein ganzes Gut an den Kaiser Habsburg. Das war Anno 1520. Durch Zähigkeit und List wußte er sich später wieder in

Besitz zu setzen; allein ein Beweis seiner Verschrobenheit war es, daß, als später mit Schwab's jüngerem Bruder, Preuß, mit dem sich Schwab zu einem sehr einträglichem Handelsgeschäfte vereinigt hatte, besagter Ralf Habsburg einen Streit über die Erbschaft des Gutes „Meerumschlungen-Stammerwandt“ anfang, derjelbe keinen eifrigern Beistand hatte, als Bruder Schwab. Gegen seinen eigenen Bruder und Handelsgesellschafter ergriff er Partei für den Mann, der ihm 1520 Haus und Hof genommen. Das und Anderes mehr hatte aber seine Ursache darin, daß Schwab sich stets einbildete, er sei klüger als alle anderen Leute. In Folge dessen hielt er sich für verpflichtet, immer etwas ganz Apartes zu thun und gewöhnlich das Gegentheil von anderen vernünftigen Leuten. Wenn seine Handelsgesellschafter mit einander etwas berathen wollten, dann ging er nicht herbei; und wenn sie dann die Sache ohne ihn abmachen mußten, dann führte er die bitterste Beschwerde, die machten Alles ohne ihn ab, und er wolle in Zukunft gar nicht mehr mit machen. Oft sogar drohete er, er wolle die Geschäftsgeheimnisse an einen mächtigen und gefährlichen Concurrenten in Frankreich verrathen. Da sagte ihm einmal Bruder Preuß: „Lieber Schwab, Du bist doch wirklich ein recht alberner Kerl mit dieser Drohung. Kennst Du denn nicht das Sprichwort: „Wer sich die Nase abschneidet, der verschimpfret sich selbst das Gesicht?“ Darob ergrimmete Schwab und behauptete, er habe eine ganz aparte Sorte Nase und eine ganz aparte Sorte Gesicht; auf diese Nase und dieses Gesicht erleide Alles, was von anderen Nasen und Gesichtern gelte, nicht die allergeringste Anwendung; und wer nicht in dem Winkel zwischen der Rauchen

Alp und dem Schwarzwalde geboren sei, und wer nicht die dort ebenfalls geborenen großen Philosophen Schelling und Hegelinger studirt habe, der sei völlig unfähig, über seine (Schwab's) erlauchte Person und erhabene Natur zu urtheilen. Und als Preuß dazu lachte, warf ihm Schwab vor, es sei mit seiner Herkunft nicht richtig, wie ja schon daraus hervorgehe, daß er erst nach seines Vaters Tode im Lande der Wenden und Slaven das Licht erblickt, wie das Alles der ebenfalls in dem Winkel zwischen der Rauhen Alp und dem Schwarzwalde geborene große Zöllner und Schriftgelehrte Moriz Kohl dargethan habe in einem Werke von solchem Umfange, daß bis jetzt noch kein sterblicher Mensch, außer Moriz Kohl selber, im Stande gewesen sei, solches zu lesen; gleichwie vormals Niemand, als der Eigenthümer, habe spannen können die Armbrust des edlen Dulders Odysseus; so erzählt uns Homeros. Wer sich auf Zänkereien mit ihm einließ, der wurde mit Schwab nicht fertig. Seine gute Mutter sagte oft, an dem Zungen ist ein Advocat und ein Pastor zugleich verdorben gegangen. Denn er war zugleich ein so streitbarer als gelehrter Theologe, und wer etwa gelengnet hätte, daß er, Schwab, nicht so genau, als wenn er sie gezählt hätte, wisse, wie viel Haare in des Teufels Schwanz seien, der hätt' es auf ewig mit ihm verdorben. Das große Jenseits (mitinbegriffen die höhere und niedere Geisterwelt) kannte er so genau, als wär's sein eigener Hosensack. Er hielt sich nämlich zur Erforschung des Jenseits ein altes Weib, das er die „Scherin von Prevorst“ nannte. Man gab ihr ein Quart Schnaps ein, dann fing sie an, hellzusehen: und wenn sie darauf einschloß und man ihr ein wenig in die Waden

kneipte, dann prophezeite sie auch im Schlafe der delphischen Pythia zum Troge. Und es gab Menschen, die glaubten's.

Trotz dieser Neigung zur Hellseherei und zu sonstigen theologischen und spirituellen Dingen war aber doch Schwab ein sehr tüchtiger scharfblickender Geschäftsmann. Das Einmal-eins verstand er besser als Einer, und er glaubte an den Vierundzwanzig-Gulden-Fuß so fest wie an's Credo. Nachdem Frank nach Paris durchgebrannt war, setzte Mutter Reich ihre Hoffnung auf Schwab.

Sie gedachte einmal eine rechte Stütze an ihm zu haben, weil er so klug war in allen Geschäften. Allein auch hier täuschte sich die gute Mutter. Schwab wurde von zwei Maximen geleitet. Die eine hieß: Es schmeckt nichts besser, als was man selbst ißt. Die andere lautete: Lieber mein, als unser. Je älter er wurde, desto mehr entwickelte sich bei ihm eine seltene Art von Neid und von mißgünstig-eugherziger Kleinmeisterei. Namentlich gönnte er nichts seinen Brüdern und seiner eigenen trefflichen Mutter. Alles, was diesen zu Gute kam, das glaubte er, entginge ihm selber. Am liebsten hätte er sein ganzes Gut mit einer chinesischen Mauer umgeben, um in dieser Umzäunung im eigenen Fett zu ersticken. Da er aber gut rechnen konnte und genau wußte, wie viel Procente ihm der Handelsverein mit dem Bruder Preuß eintrug, so that er es lieber doch nicht. Aber daß Preuß, der die Hauptarbeit hatte, gerade so viel Procente bekam, wie er, der Schwab, das verdroß ihn entsetzlich. Gerne hätte er eines von seinen Augen drangegeben, wenn in Folge dessen Jener beide verloren hätte. Da aber Schwab fleißig und sparsam war, so mehrte sich ihm Hab und Gut, das bei

Frank immer mehr den Krebsgang ging. Sehr wählerisch in den Mitteln war Schwab freilich nicht. Anno Sechs vereinigte er sich mit dem französischen Concurrenten, um sich auf Kosten seiner Brüder und Vettern zu bereichern und mit königlichem Glanz zu umgeben. So brachte er was vor sich. Aber der guten Frau Reich war damit nicht gedient. Denn er verfolgte immer nur sein Sonder-Interesse und niemals das der Familie. Auch wußte Frau Reich sehr wohl, daß sie, trotz des Wohlstandes ihres Sohnes Schwab, im Falle der Noth bei ihm auch nicht auf einen rothen Pfennig rechnen konnte. In der Gefahr aber — „da sprach der schlimme Ganelon — er sprach es nur verstoßen — wär' ich mit heiler Haut davon — Euch möcht' der Teufel holen!“

XI.

Vom Sohne Bahr.

Der dritte Sohn, der Bahr, das war ein scharmanter Junge. Man meint, der Dichter des berühmten deutschen Heldengedichts, so da benannt ist: „Der Struwwel-Peter“, hätte ihn im Auge gehabt, als er sang:

Der Kaspar, der ist kerngesund,
Ein fetter Bub und kugelrund.

Bahr hatte krauses, dunkles Haar, runde helle blaue Augen, einen robusten Körper und Waden wie ein Tyroser. Im Gebirge war es ihm am wohlsten. Bier trinken und Scheibenschießen, Jagd und Fischfang, Jodeln und auf die Alm steigen, um dort einer Sennerin (wenn es sein mußte

auch mehreren) die Kur zu schneiden, — das war so sein Plaisir. Und dabei konnte er lachen so laut, daß die Riesenberge der Alpen in ihren Grundfesten erzitterten. Nur das Lernen war seine Liebhaberei nicht. Er hatte sogar einen Abscheu gegen Jeden, der Etwas gelernt hatte, namentlich wenn er nicht in dem dortigen Gebirge geboren war. Auch das Reisen liebte er nicht. „Nirgend's in der Welt“, sagte er, „giebt's so a Bier und so Knödd'l; was soll ich in der Fremde herum mir die Zunge vor'n Hals laufen, um schlechte Speisen und a schlecht's Bier zu genießen; ich hab' mal einen Better g'habt, der ist viel in der Welt 'rumgereist, und als er wieder heim ist 'kommen, hab' ich sein Reisetagebuch nachg'schaut, da hat aber nichts dreing'standen, als:

„Ach, was steht der Mensch nitt aus!
Warum bleibt er nitt zu Haus?“

Seitdem ich Das g'lesen hab', ist mein Wahlspruch: „Bleibe daheim und nähere Dich redlich.“ Weil er aber nicht viel gelernt hatte und sich gehen ließ, je nachdem er gerade gestimmt oder verstimmt war, kam er oft in Verlegenheiten. So weit man sich durch einfaches Dreinschlagen wieder herauschaffen konnte, ging's ziemlich gut. Denn das verstand Bayr. Er „raufte“ oft blos zur Kurzweil, und um zu sehen, wer der Stärkste sei. Wenn damit aber nicht auszukommen war, dann wußte sich Bayr nicht zu helfen. Zuerst schimpfte er seine Leute einen „Malefiz-Hund“ über den andern, und wenn er auch damit nicht vorwärts kam, dann streckte er alle Biere von sich und schrie: „I halt's nit aus!“ In solchen Augenblicken der Entmuthigung nun sucht er Rath bei seinem Pastor und er findet ihn immer. Denn der Pastor

ist grad so, wie der Bayr, nur daß er auf dem Kopfe eine Tonsur hat. Sonst geht er auf's Scheibenschießen und auf die Regelfbahn, spricht die bäuerliche Mundart und ließt absolut keine Bücher. Letzteres bei Leibe nicht aus geistiger Trägheit, sondern deshalb, weil's unter den Büchern, namentlich unter denjenigen, welche aus dem Norden kommen, gar zu viel feyer- und boshafte giebt, und man aus Versehen einmal an ein solches gerathen könnte. Wenn man aber einmal weiß, es ist Gift an einer Speise, man weiß aber nicht, an welchem Fleck, als es sitze, dann ist man davon überhaupt lieber gar nichts. Bei geistiger Nahrung ist die äußerste Vorsicht von Nöthen. Denn der Verlust der ewigen Glückseligkeit ist doch schlimmer, als ein verdorbener Magen. Bei leiblicher ist es natürlich anders; und wenn es darauf ankommt, einen mächtigen „Suchen“ oder ein Paar Wildsäue oder sonstige würdige Schnabelweide zu verspeifen, oder Bock und Salvator und „pfenningvergeltliches“ Bier zu vertilgen, da bedarf es natürlich nicht eines solchen Grades von Vorsicht.

Also Bruder Bayr und sein Pastor sind ein Herz und ein' Seel', weil sie Fehler und Tugenden, Zu- und Abneigungen, vielfach mit einander gemein haben. Auch sollen, trotz der Bemühungen des Königs Ludwig und des Othon Basileus, Beide gar kein Griechisch verstehen.

Aber Bayr ist kein Pfaffenknecht. Wenigstens glaubt er es nicht. Wo ihre Interessen, natürlich ihre materiellen Interessen, sich kreuzen, da stößt er hart mit dem Priester wider einander. Aber das ist ein häuslicher Streit, in den sich kein Dritter zu mischen hat, namentlich nicht ein solcher, welcher außer Stand ist, in bayerischer Mundart zu reden.

Dem bekommt die Einmischung immer schlecht. Da heißt es: „Er elendige Spoaken=Frack, woas hoat denn er Si doo drein z' misch'u, won 'wi uns durchwachsln; hoast Zeit, daß D' Di ziagst (daß Du Dich zurückziehst), Du Häringsfö (Häringsseele), just z'brech i Di und moachat Di wida goanz.“

Wenn der Pastor dem Bayr verspricht, er wolle es machen, daß keine Steuern und keine Kriegsdienste mehr gefordert werden, so ist ihm das schon ganz recht. Denn das Geld braucht man besser für die Schnabelweide; und wenn man raufen will, dann kann man das ja auch so haben, ohne daß man das langweilige Exerciren und das Casernelungern mit durchmacht. Deshalb giebt er gerne dem Pastor Vollmacht, daß er das, was er versprochen, auch fertig bringt. Bringt er's aber nicht fertig, dann kann es ihm schlecht gehen. Denn in Allem, was ihn selbst, was Geld und Gut, Haus und Hof und Ortsangelegenheiten angeht, sieht der Bayr dem Pastor scharf auf die Finger.

Die Dinge, die ihn weniger materiell und direct interessiren, die vertraut er dem Pastor schon lieber an. Dazu gehört das bessere Jenseits und das jenseits der bayerischen Grenze gelegene deutsche Ausland.

Es ist heute noch so, wie Anno 1566 Thurnmayer von Abensberg (Aventinus)*) in seiner Chronica schrieb:

„Der Alt-Bayr ist christlich gesinut, schlicht und gerechte, läuft gern in die Kirche und hält noch lieber Wallfahrten.

*) Johannis Aventini Chronica, anfuenglich durch den autorem in Latein verfertigt, hernachmals aber den Teutschem zu gutem von ihm selber in Teutsch gebracht, etc. etc. Frankfurt am Mayn, im Jar des HERRN MDLXVI, pag. 19.

Er legt sich lieber auf den Ackerbau und das Vieh, als auf den Krieg. Er bleibt gerne daheim, reist fast niemals in fremde Länder, trinkt sehr, hat in der Regel viel Kinder, ist unfreundlich und einsylbig gegen Fremde, wie es Alle sind, die nicht viel nach Auswärts kommen. Er ist ein Haushekel, treibt wenig Gewerbe, achtet auch nicht der Kaufmannschaft; die Kaufleute kommen wenig zu ihm und er selbst sucht nicht fremde Gegenden auf. Deshalb mag er die Fremden nicht. In Altbayrland giebt es drei Stände — die Geistlichkeit, den Adel und die städtischen Magistrate —, die werden verwandt zu Ehrenstellen, und zu verwalten das Land und die Leute. Der gemeine Mann jedoch, so auf dem Gau und im Land sitzt, der giebt sich nur auf den Ackerbau und das Vieh und liegt diesem allein ob. Er darf sich nicht unterfangen, in die Geschäfte der Obrigkeit drein zu reden, wird auch da, wo er wählen darf, selber in keinen Rath und keine Landschaft gewählt. Sonst aber ist er von Person frei (d. h. kein Leibeigener oder Erbunterthäniger), und darf auch freies, unbelastetes und eigenes Grundeigenthum besitzen. Sein Grundherr hat sonst keine Gewalt über ihn, außer daß er Zins, Gült und Frohnden fordert. Sonst thut er (der Altbayr), was er will, er sitzt Tag und Nacht beim Bier (Aventinus schreibt „Wein“, aber die schönen Zeiten sind vorbei), schreit, singt, tanzt, kartet, spielt, zankt; trägt Wehr und Waffen, Schweinespieß und lang Messer. Große, lange luxuriöse Hochzeit, Leichenmahl und Kirchweih halten, gilt ihm als unsträflich und ehrbar, und Schaden keinem Menschen.“

So man sagt, Bayr habe eine absunderliche Abneigung wider seinen Bruder Preuß, so ist das nicht richtig.

Er liebt seine Brüder und Nachbarn überhaupt nicht. Seinen Bruder Schwab findet er zu listelig und knifflig, seinen Bruder Frank zu leichtfüßig, und um seinen Bruder Sachs und dessen drei Söhne hat er sich niemals gekümmert, dieweil er an sich selber genug hat. Und was seinen Nachbar Kalf anlangt, so hat Der ihm ein schön Stück Land weggenommen, und wenn's nicht noch viel mehr ist geworden, so hat gewiß die Schuld nicht an Kalf's Appetit gelegen.

Seiner guten Mutter, der Frau Reich, ist Bahr seit lange entfremdet. Aber das ist nicht böser Wille, er wird zu ihr zurückkehren. Einstweilen aber darf sie nicht auf ihn rechnen. Er hat zu viel mit sich zu thun. Und sein Pastor, dem er weniger in Betreff der einheimischen und irdischen, als in Betreff der auswärtigen und himmlischen Dinge Glauben schenkt, hat ihm gesagt, er solle für sich bleiben, sonst sei er verloren; er solle sich in die Ofenecke drücken, denn wenn er mit den Malefiz-Fremden in Berührung komme, dann komme er zu kurz, für die sei er nicht schlau genug.

Und so geschieht es, daß immer Einer der Enkel Germania's den Andern für einen raffinirten Schlauberger und Erz-Kujon hält. Und deshalb kommen sie nicht zu einander. Ständen sie nur einmal beisammen und könnten einander in die treuen deutschen Augen sehen, so würden sie sich überzeugen: „Wir sind Alle ehrliche Jungen, und an Verstand hat Keiner dem Andern was herauszugeben.“

X.

Vom Sohne Sachs.

Der Sohn Sachs war von Haus aus der stärkste, und so lange er mit seinem Freund Wittekind hauste, machte er seiner guten Mutter und noch mehr seinem Vater, dem Kaiser, schreckliches Herzwel. Sachs verheirathete sich früh mit einem edeln Fräulein Phal. Sie gebar ihm im ersten Jahre der Ehe Zwillinge, welche er nannte Westphal und Ostphal, nach den Gütern, darauf er sie zu setzen gedachte und die sie auch später erhielten, und starb die edle Frau kurz nach ihrer schweren Geburt. Die Zwillinge aber gediehen und leben noch heute. Dann schritt Sachs, den man auch, weil er am liebsten in den Niederungen und Marschen an der Nordsee hauste, „Nieder=Sachs“ nannte, zur zweiten Ehe mit einem Fräulein, das war von väterlicher Seite thüringischer und von mütterlicher slavischer Abkunft. Sie gebar ihm einen Sohn, der war der Mutter nachgeschlagen und der Vater nannte ihn Ober=Sachs, weil er dachte, Der sollt's zu was bringen. Leider starb Sachs früh und ging dadurch das Familienband verloren. Denn seine Söhne hatten einen besonderen Hang, sich unter einander und von Dritten abzufondern. Westphal hatte am meisten vom Vater; das Land, darin er hauste, nannte man die rothe Erde. Er hatte von seinem Vater den riesigen Körper und den ausdauernden Sinn, die flachsblonden Haare und die hellblauen Augen. Grob und gerade, rechtlich und eigensinnig, bieder und klug, liebte er es nicht, viel Worte zu machen; wenn's aber an das Arbeiten, Zugreifen oder Dreinschlagen

ging, dann stand er allemal seinen Mann. Am besten vertrug er sich noch mit seinem Oheim Preuß. Auf die Thaten seiner Vorfahren ist er noch heute stolz. Und er hat Ursache dazu. Denn sie hatten zu jener Zeit, da noch Mutter Germania herrschte, des Varus römische Heerschaaren bewältigt und theils todtgeschlagen, theils zum Lande hinaus gejagt; und wenn heute noch Westphal Abends, nachdem er des Tages Last und Hitze getragen, auf dem Kamp unter den ehrwürdigen Eichen sitzt und auf seinen schönen Hof hernieder= schaut, so summt er, wenngleich sonst das Singen gerade nicht sein Geschmack ist, mit vergnügtem Sinne das alte Lied seiner Ahnen:

„Herman, schlag Lärmen!
 Laß pipen, laß trummen.
 Der Varus will kummen,
 Mit Hammer und Stangen,
 Will Herman aufhängen.
 Un Herman schlug Lärmen,
 Ließ pipen, ließ trummen;
 Die Fürsten sin kummen
 Mit all ihren Mannen
 Ha'n Varus aufgehangen.“*)

Ostphal ließ sich in seinen späteren Jahren mit dem Verwalter Welf, von dem ich schon erzählt habe, etwas zu tief ein und ließ sich von diesem umtaufen in „Hannover“.

*) F. Schackmahr, Deutschlands Norden und Süden. Geographische Skizzen. Zweite umgearbeitete Auflage. (Braunschweig, Bruhn 1870) pag. 104. Der Verfasser benützt die Gelegenheit, dies Buch von feltener Sachkenntniß und Darstellungsgabe zu empfehlen, um so lieber, da es vorzugsweise auch die guten Eigenschaften der deutschen Stämme betont, welche in Obigem (d. i. in einer Krankheitsgeschichte) der Natur der Dinge nach etwas zurücktreten mußten.

Er ist aber immer ein guter Niedersachse geblieben. Zäh, beständig und lernbegierig, vor Allem ein tüchtiger Landwirth.

Obersachs war der betriebfamste unter den Brüdern, hatte aber in manchen Geschäften entschiedenes Unglück. So lief er lange Zeit der Königskrone von Polen nach. Das kostete ihn unendlich viel Zeit und Geld und war doch völlig vergeblich. Seinem Oheim Preuß (der aber an Jahren jünger war als der Obersachs) war diese Krone schon weit früher angeboten; er hat aber nicht darauf angebissen. Sonst hätt' es leicht umgekehrt kommen können, als wie es gekommen ist, nämlich, daß der Obersachs die erste Violine gespielt hätte und Preuß erst die zweite. In Italien ging's grad' so zwischen dem Toscana und dem Piemonte. Der Erstere war auch ursprünglich weit voraus und wurde von dem Letzteren überflügelt. Er hatte die Sache verbummelt.

Ein noch schlechter Geschäft, als mit den Polen, machte Obersachs mit den Franzosen. Er gedachte dabei ein schwerer Mann zu werden und verlor die Hälfte seines Vermögens. Ein Anderer wäre an solchen Überlässen zu Grunde gegangen. Aber Obersachs war gleich einer Katze. Fiel er, dann fiel er doch immer wieder auf seine vier Stügel. Vermöge seiner Genügsamkeit, seiner Rührigkeit und seines Fleißes, seiner Sparsamkeit und seiner Klugheit, wußte er stets das Verlorene wieder beizubringen. Als Preuß das große gemeinsame Handelsgeschäft vorschlug, das man Zollverein nannte, war Obersachs gleich mit dabei. Er begriff seinen Vortheil lange vor den Anderen.

Die Gründung dieses Geschäftes war das Beste oder vielleicht das einzige Gute, was geschehen in der ganzen Zeit,

wo in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt der Alte Bund unter Ralfs Vorsitz getagt hat. Es fielen weg die Passagezölle und sonstigen Abgaben, Erschwerungen und Hindernisse, welche die Verwalter aufgerichtet hatten, und womit sie ein Gut gegen das andere absperreten, so daß nichts frei circuliren konnte, weder Menschen noch Waaren, daß in dem einen Jahr und an dem einen Ort Hungersnoth herrschte, während in dem andern Jahr und an dem andern Orte das Getreide keinen Preis hatte und die Bauern zu Grunde gingen, überhaupt Land und Leute mit jedem Tage ärmer und elender wurden. Der Verkehr, von diesen Fesseln befreit, belebte sich wieder, und die Menschen athmeten auf, als sei ihnen ein Stein von dem Herzen genommen. Sie lernten einander wieder kennen und rückten einander näher. Sie merkten, daß sie von einem Fleisch und Blut waren, und daß sie in Handel und Wandel, in Gewerbe und Landwirthschaft die nämlichen Interessen hatten. Denn bis dahin hatte ein Jeglicher geglaubt, des Nachbarn Unglück sei sein Glück, und je mehr er die Andern schädige und bedrücke und ausschließe, desto mehr gereiche es ihm selber zum Nutzen. Jetzt fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen, und sie wurden inne, daß durch diese Abschließung jeder sich selbst am meisten geschädigt.

Ein Glück war es, daß der Alte Bund und der alte Ralf an seiner Spitze nichts von Handel und Wandel verstanden; deshalb wußten sie gar nicht, was vorging. Auch der Fürst Freßmerrich und Friße Feutz, sein Diener, kümmerten sich nur um ihre Karlsbader Wasserkuren und um ihren europäischen General-Feuerlösch-Apparat und sahen mit vornehmer Verachtung auf alles Andere herunter.

Als sie aber endlich merkten, was das Handelsgeschäft Großes auf sich hatte, da war es zu spät, um noch dawider aufzukommen. Zwar versuchte Ralf zum Destern, auch als Gesellschaftler hineinzukommen und dann das Ganze auseinander zu sprengen. Auch waren stets einige Verwalter, so sich auf seine Seite schlugen und von Zeit zu Zeit schrien: „Entweder den Ralf hinein oder wir gehen 'naus.“ Aber auf's Ende, wenn's zum Klappen kam und sie wirklich hinaus sollten, dann war's doch Vielen leid. Dann mußten sie betteln, man möge sie doch drin lassen, und Ralf mußte abstecken von seinen Sprengungs-Versuchen. Denn die Verwalter verstanden das Einmaleins und glaubten an den Vierundzwanzig-Gulden-Fuß. Durch den Handelsverein waren ihre Einkünfte bedeutend gewachsen, und damit auch ihre Bedürfnisse; und sie wußten nicht, wie sie letztere befriedigen sollten, wenn sie erstere wieder verlören. Deshalb blieben sie drin und dachten: „Der Klügste giebt nach.“

Dem Obersachs aber muß man es zu seiner Ehre nachsagen, daß er an solchen thörichten Plänen wider seinen Dheim in Handelsjachen nicht Theil nahm. Jedenfalls hatte der Handelsverein auch das Gute, daß er die Nachkommen Germania's, die so lange sich gar nicht um einander gekümmert und mit dem Fremden Complotte wider einander geschmiedet hatten, wieder zusammenbrachte. Dieses neue gemeinsame Band schien zwar schwach. Aber die alten, so für stark galten, waren alle zerreißbar. Das Neue aber hielt, weil Jedem sein eigenes Interesse gebot, es zu erhalten. Zwar versöhnte es nicht die einander innerlich entfremdeten Gemüther. Aber es war der Vorbote der Versöhnung; der

Regenbogen, welcher verkündet, daß die Sündfluth vorbei sei, daß die unreinen Gewässer abfließen, und das Land sich wieder zu heben beginne.

Preuß und Sachs waren ehrliche Handelsgesellschafter mit einander. Aber daß sie nun auch persönlich gute Freunde mit einander gewesen wären, dazu fehlte damals noch viel, denn Obersachs konnte den Verlust seines halben Vermögens noch nicht verschmerzen, und daß er vielleicht berufen worden wäre, die erste Violine zu spielen, und nun spielte er nur die zweite. Er bedachte nicht, daß er selbst daran Schuld war. Auch war Kalf sein nächster Nachbar und setzte ihm allerlei Flöh' in die Ohren.

XI.

Vom Sohn Preuß.

Ich habe schon erzählt, wie Preuß geboren wurde, erst nachdem sein Vater verschwunden, wie ihn seine Brüder den „Nestputz“ nannten und über die Achsel ansahen. Auch hatte er das schlechteste Loos gezogen, die Brüder hatten sich in fetten Gegenden niedergelassen, ihm fiel der ferne Nordosten zu Theil. Und selbst das kann man kaum sagen, er mußte ihn sich erst erobern. Die Ritter im Lande wollten mehr sein, als er, und wollten es machen wie die Verwalter im Reiche. Die Städte schlugen ihm das Thor vor der Nase zu und wiesen ihm höhrend die Zunge. So unwirthlich die Natur, so wüßt waren die Menschen. In den Städten schlugen

sich Partrizier und Zünfte, auf dem Lande Ritter und Bauer und auf offener Heerstraße war Keiner seines Lebens und Eigenthums sicher. Aber der junge Preuß hatte eiserne Zähne. Was er einmal gepackt hatte, das ließ er nicht wieder fahren. Er brach die Burgen der Ritter und die Thore der Städte. Er machte dem Streit in der Stadt und dem Raub auf dem Lande ein Ende. Er zwang sie Alle unter das allgemeine Recht und den gemeinsamen Frieden. Den bisher ungemessenen Lasten des Bauern wurde Maß und Ziel gesetzt. Der Städter, der bisher nur in seiner Stadt Schutz fand, aber vogelfrei war, sobald er den Wall hinter sich ließ und die Thore, fand nun das gleiche Recht und die gleiche Sicherheit im ganzen Lande; und auch in der Stadt ward er nicht mehr tyrannisiert von den Geschlechtern. Der Ritter warf nicht mehr wehrlose Händler auf offener Straße; er fand bessere Arbeit für seinen tapfern Muth und seine guten Waffen im Kampf mit den neidischen Nachbarn. Und an Arbeit fehlte es nirgends. Jede Scholle Erde mußte mit edlem Blute getränkt und den wilden Völkern abgekämpft werden. Nicht nur der Ritter, auch der Bürger und Bauer führten die Waffen. War aber der Boden erobert, dann fing die zweite Aufgabe an; man mußte ihn dann cultiviren. War er gesalbt mit dem Blute, dann mußte er nun gesalbt werden mit dem Schweiß der Arbeit. Denn er war wüsth rauh und lag unter trüberem Himmel, als die Lande der Brüder. Aber der Kampf mit der Natur und den Menschen, der Krieg gegen Obotriten und Wenden, gegen Bären und Wölfe, gegen Wind und Wetter, gegen Sturm und Kälte, gegen Hunger und Elend, er schuf ein Geschlecht von Stahl und Eisen, das hundert Mal niedergetreten,

immer wieder von neuem sich hob und neue Wurzeln trieb. Das hatte Keiner erwartet.

Frau Reich beklagte es als ihr schrecklichstes Unglück, daß ihr jüngster und bester Sohn, auf den sie immer so große Stücke gehalten, sich in diese schwierige Arbeit im fernen Nordosten hineinbegeben, die nimmer ein Ende nehme und wenn man heute glaube, nun sei endlich auf's Letzte Alles vollständig bewältigt, morgen wieder von neuem anhebe, und immer neue und größere Anstrengung erfordere; also daß, wenn Frau Reich dem geliebten Sohne einen vertrauten Boten schickte, mit dem Auftrage: „Komme endlich, mein Sohn, Du kannst Dir nicht denken, wie schlecht es mir geht“, die Antwort stets etwa so lautete: „Was kann ich Dir helfen, liebwerthe Frau Mutter, so lange ich selber noch nicht zu Hause in Ordnung bin? Verlasse ich mein Land, dann werden sofort die wilden Wogen wieder die Deiche und Dämme durchbrechen, Alles, was ich mit Mühe und Noth geschaffen, was ich den zerstörenden Kräften der Natur, den wilden Thieren und den noch wilderen Menschen abgerungen, ist verloren; und ob mir, wenn mein Werk einmal zusammengebrochen, auch nur der Anfang dazu wieder gelingen würde, wer weiß das? Ich weiß, in welcher traurigen Lage Du bist; und das Herz möchte mir darob im Leibe zerspringen, so ich daran denke. Aber wenn ich mit unzureichenden Mitteln komme, um Dir zu helfen, und werde auf das Haupt geschlagen, dann habe ich Deine Lage nicht verbessert, sondern verschlimmert. Jetzt gilt es zu arbeiten und zu rüsten. Sobald ich damit fertig bin, komm' ich. Drum harre noch ein Weilchen und setze Dein Vertrauen auf den Herrn, er wird helfen.“

Die Mutter schüttelte den Kopf zu den Antworten ihres Sohnes und seufzte bange: „Sollte auch er mich im Stiche lassen?“

Und doch, dachte sie dann, ist es am Ende nicht ein Glück für ihn und für mich, daß, nachdem meine anderen Söhne das Beste erhalten, und die Verwalter mir fast den ganzen Rest, der mir von meinen Gütern geblieben, theils abgeschwaht und theils abgenommen haben, — ist es nicht ein Glück, daß ein nur scheinbar mißgünstiges Geschick ihn in ein rauhes Land und unter rauhe Menschen verschlagen? Wäre er nicht, wenn er bei mir geblieben, auch von den Verwaltern auf falsche Wege geleitet, meinem mütterlichen Herzen entfremdet und entweder ein Vergnügling wie Frank, oder ein Sonderling wie Schwab geworden, von welchen Beiden ich kaum noch was erhoffe. Wenn ich um mich blicke, sehe ich Alles in Verirrung, Auflösung und Fäulniß. Darin geht auch der Beste zu Grunde, wenn man ihn mitten hinein wirft. Besser deshalb, mein Jüngster bleibt abseits und stählt sich in harter Arbeit den Geist und den Körper, bis daß er kommt, mich zu erlösen. Darum will ich seinem Rathe folgen und auf den Herrn vertrauen, denn er wird uns helfen.“ So sprach Frau Reich, die gute und fromme.

Wenn aber Preuß vorsichtig war, so hatte er dazu allen Grund. Denn abgesehen von den Schwierigkeiten zu Hause, umlauerten ihn überall Feinde. Vor Allem war es Kalf, welcher mit wachsendem Mißtrauen auf diesen selbstständig auftretenden, ehrgeizigen und waffengewaltigen Jüngling sah. Wäre Kalf klug gewesen, so hätte er sich sagen müssen: „Mit dem mußt Du Dich abfinden und in irgend einer Art

zu verständigen suchen, der ist nicht wie seine Brüder und noch weniger wie die Verwalter; ich habe, Gott sei Dank, unter geschickter Benützung meiner Stellung als Generalreichsdirector und interimistischer Kaiser so viel für mich selber erworben, daß ich reichlich davon leben kann und auch für mich allein ein großer und vornehmer Herr bin; ich will daher meine Hand abthun von den Reichslanden, mag Preuß Kaiser werden und seine Mutter in Ehren halten, wie er will; nur muß er sich verpflichten, für mich einzustehen wider fremde Feinde und gegen meine eigenen Völker, wenn sie wider einander und sogar gegen mich ausschlagen und, rebellisch gegen den Kutscher, nicht in Eintracht ziehen wollen an der gemeinsamen Deichsel."

Aber so sprach Kalf durchaus nicht. Denn er war nicht mehr so klug wie damals, da er noch ein geringer Mann war. Die hohen Ehren, wozu er gelangt war und der byzantinische Weihrauch, den ihm seine spanischen und italienischen Priester und Diener streuten, hatten ihm das Haupt benebelt, und er glaubte, er sei der alleinige Herr im Himmel und auf Erden, und wer außer ihm noch was habe, der möge solches erworben haben, wie er wolle, eigentlich aber sei es doch so gut, als wie ihm, dem Kalf, gestohlen. Deshalb, statt den Preuß zu benutzen, um den immer tiefer einreisenden Verfall der Reichslande aufzuhalten und solche wiederherzustellen, damit ihm selbst, dem Kalf, daraus ein tüchtiger Rückhalt und Beistand erwachse, wider all' die Gegner (woran es ihm in Folge seiner Lust, überall sich einzumischen und zuzugreifen, natürlich nicht fehlte), statt dessen war er voll Neid und Eifersucht und trachtete, den

Preuß zu unterdrücken, und als das nicht mehr ging, ihn zu übervorthheilen oder bei Seite zu stellen. *)

Anfangs war Preuß voll Respect vor dem vornehmen Herrn mit den weißen Haaren, der so gemüthlich wienerisch „plauschte“; als er aber mehrmals in Folge seiner Gutmüthigkeit, seines Respects und seiner Vertrauensseligkeit schweren Schaden erlitten, da schwor er sich heimlich: „So lasse ich mich nicht wieder erwischen, im Gegentheil, ich werde mich revanchiren.“ **) Und da sie in Streit geriethen über alte verschimmelte Erbschaftspapiere, da stritt er ihm ein schönes Gut ab, das nannte man Schlefien.

Darüber aber gab es großen Krieg und Geschrei in Reichs Landen und bei sämmtlichen Nachbarn. Und dieser Zwiespalt ist seitdem geblieben; während Kalf, wenn er bei Zeiten klug geworden wäre, keinen besseren Verbündeten haben konnte als Preuß, schloß er Bündnisse mit aller Welt wider Preuß; und das kam Kalf unendlich theuer zu stehen.

Ogleich er das Gut Schlefien an Preuß abgetreten und den letztern sogar alle seine Besitzungen garantirt hatte (Dresden 1845), machte er gleich darauf ein Complot mit dem Franzos, dem Schwed, dem Ruß und dem Sachs und wer weiß sonst noch, um dem Preuß das Lebenslicht auszublasen und seine Güter unter sich zu vertheilen. Das Complot für Kalf zu Stande gebracht hatte ein französisches Weibsbild,

*) Leopold Ranke, Neun Bände preußischer Gesch., Bd. I. S. 396—397.

**) Journal de Sedendorf, 137. Friedrich Wilhelm I. sagte, auf Friedrich II. deutend: „Voici quelqu'un, qui me vengera un jour.“

war Pompadour geheißten, und war ihr Ruf nicht besser, als nöthig.

Da ging's dem Preuß heftig an den Kragen und kaum rettete er aus diesem Straus das nackte Dasein.

Dem Kalf aber bekam es auf die Dauer noch schlechter. Hatte er zur Bekräftigung seines unsaubern Handels dem Franzos seine Tochter zur Schnur (Schwiegertochter) gegeben. Dieselbige wurde aber in Paris in eine unsaubere Halsbandgeschichte und andere böse Händel verwickelt und zuletzt einen Kopf kürzer gemacht. Und war doch eine gar schöne, vornehme und ehrbare Frau, die ein besseres Schicksal verdient hätt'.

Und ein Menschenalter später, als der Kampf war mit Kalf und seinen Verschwornen, kamen abermals schwierige Zeiten. Es war damals, als Preuß zurückgedrängt wurde in den äußersten Winkel im Norden, und ich habe Euch bereits erzählt, wie er, sobald die Sonne des Glücks wieder begann, ihm zu lächeln, sich aufmachte und die Feinde und Peiniger zum Lande hinaus schlug. Damals glaubte die gute Mutter Reich, nun sei ihre Zeit gekommen, und die Verwalter, so es mit dem Fremdling gehalten, würden abgesetzt werden. Und Preuß hatte ihr letzteres auch selber versprochen*). Aber die ihm ihre Mitwirkung dazu zugesagt, hielten ihm nicht ihr Versprechen, und er vermochte sein Wort nicht zu lösen. Denn er hatte die Abwerfung des Joches der Fremdherrschaft leider nicht allein, sondern nur in Gemeinschaft mit Andern zu vollbringen vermocht, und diese

*) Proclamation von Kalisch, 25. März 1813.

banden ihm die Arme. Denn sie wollten nichts wissen von Kaiser und Reich. Preuß aber gründete den Handelsverein, um ein wirkliches Band der Eintracht um Germania's Söhne und Enkel zu schlingen und Kraft zu gewinnen zur Befreiung seiner Mutter, ohne dazu des Beistandes Dritter zu bedürfen.

XII.

Von dem Gute Meerumschlungen-Stammerwandl.

Preuß kam immer mehr zu Kräften und war schier dem Kalf ebenbürtig geworden. Aber Kalf glaubte es nicht und dünkte sich demselben weit überlegen an Macht sowohl als an Vornehmigkeit. Deshalb wollte er Preuß behandeln, wie einen Vasall oder bloßen Verwalter; und selbst wenn er dessen Beistand sehr nöthig hatte, so erbat er denselben nicht als eine auf guten Willen beruhende Gabe oder als eine, Dienst gegen Dienst zu ertauschende Leistung, sondern er heischte solchen als vasallitischen Knechtsdienst. Aber Preuß war nicht Willens, sich das länger gefallen zu lassen; und den Schaden seines hochfahrenden Benehmens hatte stets Kalf selbst, und sonst Niemand.

So war es damals, als Kalf in Streit gerieth mit dem Piemontesen und dem Franzosen. Hülfe hätte er gebrauchen können; die that ihm so noth wie das tägliche Brod; auch klopfte er an allen Pforten um Beistand an. Preuß war geneigt, ihm zu helfen; denn er hatte immer noch Augenblicke, wo das Gefühl der Pietät überwog, so wenig auch sonst

dazu Grund war. Aber es fiel dem Kalf nicht ein, sich offen und ehrlich an Preuß zu wenden und mit ihm als ein Gleicher mit einem Gleichen zu unterhandeln, Leistung gegen Leistung austauschend. Er forderte den Beistand wie eine erfallene Schuld von einem schlechten Bezahler; und er hezte an der Sequester-Commission in Frankfurt, sie solle dem Preuß befehlen, daß er marschire, was man damals „Majorsiren“ nannte. Das war aber denn doch dem Preuß zu arg, daß er sich sollte commandiren lassen von dem „Alten Bund“ in der Eschenheimer Gasse. So kam es, daß er zögerte. Denn es sagte ihm auch hin und wieder ein guter Freund ganz im Stillen: „Wenn Du ihm hilffst, dann schmiedest Du Dir selber Ketten; erinnere Dich, was Du Dir damals feierlich geschworen: So lasse ich mich nicht wieder erwischen.“

Und während Preuß noch zögerte, wurde Kalf, der vor Uebermuth den Krieg vor der Zeit begonnen, auf's Haupt geschlagen und verlor eines seiner schönsten Güter, Lombardia geheißten.

Aber er wurde durch Schaden nicht klug. Vielmehr verbiß er sich immer mehr in seiner Meinung und verwickelte sich immer tiefer in das Netz seines Hochmuths. Vereinigt mit Preuß wäre Kalf stark gewesen in Europa; aber er verschloß geflissentlich das Auge dieser Wahrheit. Er beharrte auf dem Mißverständnisse der Erfolge der Vergangenheit und der Nichtanerkennung der Nothwendigkeiten der Zukunft. Gerade weil er sah, wie Preußen wuchs, und daß Gewitter am Horizont aufstiegen, gerade deshalb, dachte er, ist es die höchste Zeit für mich zu handeln, d. h. den Preuß zu isoliren und

in die Ecke zu drücken, ehe es losgeht. Und darum machte er einen übereilten Schachzug der Verzweiflung, gerade so wie jetzt der Papst in Rom gern noch unfehlbar werden möchte, bevor die Franzosen abziehen, oder sonst ein Ereigniß hereinbricht; und wie Hannemann gern noch in aller Eile das Gut Meerumschlungen-Stammverwandt incorporirt hätte vor seinem baldigen Ende, wovon ich bald noch mehr werde zu sprechen haben.

Ralf also berief vier Jahre danach, als er die Lombardia verspielt, alle Vettern und Verwalter nach Frankfurt und stellte ihnen da mit beweglichen Worten vor, es sehe unruhig aus in der Welt; er habe die Lombardie verspielt, Andere könnten Anderes verlieren, und sei fast Niemand mehr seines Lebens sicher; der „Alte Bund“ sei seiner Zeit eine recht schöne Erfindung gewesen; auch habe er seine Sequester-Geschichte vortrefflich besorgt; mancher Gläubiger habe sein bereits verloren gegebenes Kapital wieder erhalten und zu dem Stock noch ein schönes Stück Zinsen; aber um sich nach Außen zu vertheidigen, dazu reiche der Sequester allein nicht; dazu müßte man sich enger allüren. Er wolle Alles thun und Alles versprechen, dafür möge man ihm aber auch alle seine Besitzungen garantiren, damit ihm so ein unangenehmer Fall nicht wieder vorkomme, wie mit dem Gute Lombardia; auch möchten sie ihm die oberste Gewalt übertragen im Krieg und im Frieden; auf den Namen „Kaiser“ mache er dermalen noch keinen Anspruch; der Preuß werde zwar vorerst nicht mitmachen, aber um den sollten sie sich gar nicht kümmern. Wenn Alles fertig sei, dann werde der doch noch nachgeritten kommen auf dem Schimmel von Bronzell. So sprach Ralf.

Da rief der Verwalter Welf dreimal „Hip — Hip! — Hurrah!“ und Alle schmunzelten Beifall. Bevor es aber schriftlich gemacht werden konnte vor Notar und vor Zeugen, hatten sich Einzelne die Sache noch einmal überlegt und fanden ein Haar darin. Und Einige wollten nicht mehr unterschreiben, und als endlich ein Brief kam von Preuß, schwarz auf weiß, kurz und klar, er spiele nicht mit bei solchen Geschichten, und was das für eine Art sei, daß man da Complotte spinne aus langer Hand und Versammlungen berufe und sage ihm erst am Abend zuvor etwas ganz Unklares, so nicht gehauen und nicht gestochen sei, während er doch so gestellt sei, daß man ihn zuerst zu fragen habe, da verstummte das „Hip! — Hip! — Hurrah!“ und Einer nach dem Andern schlich sich weg und hinterließ, es passe ihm heute nicht, bei dem Notar zu erscheinen, die Sache eile ja auch nicht so; man könne sich's noch einmal beschlafen und später etwa auf dem Wege der Correspondenz oder sonstwie, was weiter erforderlich, regeln. Item ging der, mit Pauken und Trompeten angekündigte Couvent zu Ende, wie das bekannte Hornberger Schießen, oder wie Anno Achtundsechzig das Wiener Schützenfest, wobei nichts herausprang, als der Hanswurf. Sie waren auseinander gestoben als wie Sperlinge, darunter man schießet.

Und hatte der alte Kalf, was er schon lange hätte wissen können, abermals erfahren, daß er ohne Preuß nichts ausrichten könne. Jedoch, was half's? Im Uebrigen blieb Alles beim Alten, und die gute Frau Reich saß noch immer in ihrem einsamen Wittwensitz hinter eisernen Gittern und eigentlich war es nur ein Gefängniß, man hieß es nur anders.

Daß sie herauskam, das verdankt sie Herrn Hannemann im Norden und seinen tapperen Danskten Landskoldaten. Freilich war das nicht Hannemann's Absicht, aber die Vorsehung mischt manchmal seltsam die Karten.

Im Norden lag ein kostbares Gut, bewohnt von biederen und streitbaren Männern, Vettern des Niedersachsen, die, wie er, streng an Recht und Gerechtigkeit hielten und bereit waren, stets um dem Rechte nachzujagen, das beste Pferd aus ihrem Stall zu riskiren.

Eigentlich waren es zwei Güter, wovon das eine Meerumschlungen hieß, und das andere Stammverwandt. Es war aber in alten Zeiten ausgemacht, verbrieft und versiegelt, daß beide auf ewig ungetheilt zusammenbleiben sollten, und daß wer den Versuch mache, sie zu theilen, jedes Anrecht darauf verwirkt haben solle. Im Besiß derselben war damals Herr Hannemann aus einer vornehmen scandinavischen Sippschaft, die zur Verwandtschaft der Mutter Germania gehörte; und es wäre besser gewesen, es wäre nie Zwietracht gekommen zwischen die germanischen Vettern. Aber es steht geschrieben: Es muß Aergerniß sein in der Welt; wehe jedoch Dem, durch welchen es kommt! Und das war Herr Hannemann. Sein Hauptgut hieß Dansk. Für dieses Gut galt eine andere Erbfolge, als für das Gut Meerumschlungen = Stammverwandt. Herr Friedrich Hannemann hatte, obgleich er zum Defteren verheirathet gewesen, keine Kinder. Er wollte aber nicht, daß nach seinem Ableben das eine Gut an diesen und das andere an jenen Vetter falle, sonderu daß das Ganze zusammenbleibe, oder wenigstens das Gut Meerumschlungen bei seinem Stammgute Dansk ver-

bleibe. Deshalb hatte er seinen Vetter Christian Hannemann zum Erben eingesetzt für Alles. Es war aber noch ein anderer Vetter da, der hieß Friedrich Sachte und wurde genannt der „Lauer-Frige“, weil er auf die Erbschaft lauerte. Ueber das Erbrecht des Einen und das des Andern war viel Streit, wie das zu sein pflegt unter den Rechtsgelehrten, welche gern in alten Papieren kramen und daraus Staub aufwirbeln, so lange bis Niemand mehr deutlich was sehen kann. Ich kann Euch das Alles hier nicht auseinandersetzen. Es sind dicke und gelehrte Bücher darüber geschrieben worden, und wenn es Vergnügen macht, der mag sie lesen.

Um nun seinem Vetter Christian die Erbfolge zu sichern, machte der alte Hannemann allerlei Versuche, die Güter Meerumschlungen und Stammverwandt seinem Hauptgute Dansk zu incorporiren. Es würde zu langweilig sein, hier alle diese Projecte und Experimente, die da versucht wurden — heute so und morgen so — zu erzählen. Wollte er beide Güter incorporiren, dann hieß es: Halt, das Gut Stammverwandt gehört zu Reich's Landen. Wollte er Meerumschlungen allein incorporiren, dann hieß es: Halt! beide sind auf ewig ungetheilt und haben die nämliche Erbfolge.

Zuletzt legten dem alten Hannemann seine Rathgeber eine Verfügung zur Unterschrift vor, wonach nur Meerumschlungen einverleibt werden sollte. Er war in seiner Art ein gewissenhafter Mann und er wußte nicht recht, was er machen sollte. Und in Ermangelung eines unzweifelhaften rechtlichen Auskommens, legte er sich hin und starb mit den Worten: „Ich werde nicht unterzeichnen, Vetter Christian

mag sehen, was er thut.“*) Der Vetter Christian Hanne-
mann succedirte und unterschrieb. Da ging der Tanz los.
Das vereinigte Gut rebellirte und Friedrich Sachte, genannt
der Lauer-Friße, meldete sich als rechtmäßiger Erbe. Und
noch ein paar Duzend meldeten sich dazu, denn erben will
Jeder. Der Alte Bund in Frankfurt a. M. meldete sich
ebenfalls als Sequester im Coucurs der guten Frau Reich
und reclamirte das Gut Stammverwandt für die Masse.
Aber was hätte das Alles geholfen? Dann hätte ja der
junge Hannemann Schleswig behalten und es wäre getheilt
worden, was auf ewig ungetheilt bleiben sollte. Deshalb
war Preuß mit dem Alten Bunde auch dieses Mal nicht
einverstanden. Er suchte zu vermitteln und gab gute Rath-
schläge, aber es half nichts. Denn Hannemann wollte nichts
hören; er stand unter dem Griff seiner Rathgeber, so ihm
Hoffnungen vorschwindelten auf den Beistand Dritter, die sich
nachgehends durchaus nicht bewährten.

Da mußte Preuß zum Schwert greifen, um das Gut
Meerumschlungen-Stammverwandt vor der Incorporation zu
erretten. Aber er that es nicht allein, denn der alte Ralf
wollte mitmachen. Vielleicht fand er eine kleine Leibes-
bewegung der Gesundheit nützlich zum Zwecke der Beförderung
der Verdauung. Vielleicht gedachte er selbst was dabei zu
gewinnen. Vielleicht wollte er auch nur den Preuß auf die
Finger sehen, weil er ihm natürlich nicht traute. Warum er
überhaupt mitging, das hat er bis jetzt selbst seinem besten

*) Ludwig Robert, Rückblicke auf Dänemark und seine jüngste
Vergangenheit. III., in den Preuß. Jahrb. 1870. April. Seite 378.
(Band XXV. Heft 4.)

Freunde nicht anvertraut. Einer seiner obersten Schreiber hat später einmal gesagt: „Das ist a schrecklich verfahrne G'schichte.“ Weiter wissen wir nichts. Das „Warum“ wird er selber am besten wissen. Genug, er ging mit.

Hannemann mit seinen tapperen Dansken Landsoldaten wehrte sich aus Leibeskräften. Allein es half nichts. Die beiden starken großen Kerls waren zu viel gegen Einen, obwohl dieser Eine voll Muth war. Aber er hatte sich verrehnet, er hatte geglaubt, es sei schon Zeit. Aber da war die Zeit schon lange vorüber. Er mußte das Gut Meerumschlungen=Stammverwandt abtreten an Preuß und Ralf. Nun kam aber Friedrich Sachte und sagte: „Ihr habt natürlich die Arbeit für mich gethan. Sic vos, non vobis. Gebt mir mein Gut heraus. Ich danke Euch, Ihr könnt nunmehr nach Haus gehen.“ Doch Preuß und Ralf schüttelten die Köpfe und lachten ihn aus.

Da ging Friedrich Sachte nach Frankfurt am Main und that dort ein Zwofaches. Ein Anderes bei Tag, ein Anderes bei Nacht. Bei Tage ging er in den Eschenheimer Palast eine Treppe hoch und sprach mit dem Alten Bunde. Bei Nacht bewaffnete er sich mit einer Zither, stellte sich auf in dem Hofe besagten Palastes und sang zu der guten Frau Reich, so daselbst saß in ihrem Burgverließ oder Gefängniß, das die Herren vom Sequester ihren Wittwensitz nannten.

Und zu dem Alten Bunde sprach er: „Liebe, Beste und Getreue! Insonderheit hochverehrteste und allereccellenteste Excellenzen. Ich bin so legitimistisch als Ihr und hasse jeglichen Umsturz. Setzt mich in das Gut; und ich werde meinen Dank abstaten in der Weise, die bei Euch beliebt ist.“

Ich werde dem Alten Bunde beitreten und mir in Hochheffen Sitzungslocal ein Brett annageln an der äußersten Rechten. Ich werde nicht sitzen da, wo der Preuß und die Spötter sitzen, sondern mich niederlassen auf besagtem schwarzgelb anzustreichenden Brette. Mit der liebevollen Behandlung, die Ihr eben so großmüthiger als unverdienter Weise der alten Frau Reich angedeihen laßt, bin ich einverstanden von Herzen. Setzt Ihr mich ein, so werde ich Euch beistehen in allen solchen tugendhaften Werken. Ich werde mich immer für incompetent erklären und mir meinen Zopf wachsen lassen, bis er dienen wird als Mastbaum für das erste papierne Kanonenboot der zukünftigen Bundestags-Flotte, so mir nicht der selige Hannibal zuvorkommt und sie verhämmeret, bevor der Zopf so lang geworden. Ich werde —, ich werde — u. s. w., u. s. w.“

Und zu der alten Frau Reich sang er: „Holde Jungfrau Germania, Du schwachtest in Ketten und Banden; aber siehe, Dein Retter ist da; er ist Dir in mir erstanden. Oh, ich kenne die Frevler dort (und er wies nach der Belle-Etage); glaub' mir, ich jage sie Alle fort, ich habe unendlich Courage“, u. s. w. (NB. Diese Verse sind nicht von mir, sondern von Adam Trabert aus Fulda; Melodie aus „Norma“.)

Und wenn er zu dem Alten Bunde gesprochen, dann nickten die allereccellentesten Excellenzen, daß die Perrücken wackelten und der Puder in den Lüften wirbelte. Dem gesprochen durfte von ihnen nicht werden; es wurde nur loco dictaminis geschrieben oder gedruckt. Gethan wurde nie was, vielmehr wartete stets Einer auf den Andern.

Und wenn er zu der alten Frau Reich gesungen, dann

schüttelte dieselbe ihr ehrwürdiges Haupt und sprach: „Was mag das für ein Thor sein? Er verwechselt mich mit meiner hohen Mutter Germania, die längst zu ihren teutonischen Göttern gegangen, von welchen sie abstammt. Mir wäre wohl, ich wäre bei ihr. Denn die Welt scheint nur noch aus Schuften und Narren zu bestehen.“ Zu so ungerechten Neuerungen reißt das Unglück selbst die gutmüthigste Frau hin.

Und endlich ward Friedrich auch in Frankfurt die Zeit zu lange; denn weder bei dem Alten Bunde noch bei der Frau Reich war was zu erreichen; auch an einen fremden Potentaten hatte er einen schweifwedelnden Brief geschrieben, und auch das hatte gar nichts geholfen; da ging er wieder zu Preuß und sprach: „Siehe, in allen Reich's Landen sitzen Verwalter als Herren; Meerumschlungen=Stammverwandt ist doch jetzt los von Hannemann, und folglich muß es doch auch einen Verwalter und Herrn haben; Du bist Herr der Situation, ich habe Brief und Siegel und das älteste Recht!“

„Ich dünkte, Dein Vater hätte das Alles längst verkauft, verkauft für blanke drei Millionen dänische Reichsthaler, die er längst erhalten?“ fragte Preuß, „Brief und Siegel, Haus und Hof und Recht und Alles miteinander?“

„Allerdings“, sagte Friedrich, „aber ich habe beschlossen, das Alles als nichtgeschehen zu betrachten und zu behandeln; und deshalb habe ich das Recht wieder, als wenn es nie verkauft worden wäre. Ich habe also das Recht, Du hast die Herrschaft der Situation. Deshalb erkenne mein Recht an und mache mich zum erblichen Herrn und Verwalter.“

„Ja, Du weißt ja wohl“, entgegnete Preuß, „ich habe gar keine Verwalter. Ich bewirthschafte meine Güter all'

selber und hab' keinen Spaß an Verwaltern. Undeß, laß einmal sehen, welche Pachtbedingungen Du anbietest. Das Gut ist denn doch zu groß und zu wichtig, als daß man's so — mir nichts, Dir nichts — ins Freie fallen ließe oder an einen Dritten gelangen, von dem man nicht weiß, wie man mit ihm daran ist!"

Da brauste Friedrich Sachte wild auf und rief: „Herr, wie könnt Ihr mir von Bedingungen reden, oder gar von Pachtbedingungen, Angesichts meines alten Rechts und meiner Pergamente? Wenn ich von „Verwalter“ sprach, dann war das nicht so zu verstehen. Ich meinte damit die Erbherren in Reich's Landen, die man wohl noch aus alten Zeiten „Verwalter“ nennt, weil sie damals blos Reichsämtler hatten, die aber jetzt selbstherrlich und unabhängig sind, wie der Großmogul. So Einer gedenke auch ich zu werden. Wenn nicht mit und durch Euch, dann ohne Euch und gegen Euch. Deshalb, wenn Ihr mit mir glaubt markten und feilschen zu können, dann seid Ihr sehr auf dem Holzweg. Suchet vielmehr mein Herz zu gewinnen, dann wird sich das Andere machen.“

Sprach's, ging hinaus und schlug hinter sich die Thür zu, daß die Fenster klirrten.

Da aber Preuß, der doch Vieles verstand, nicht wußte, wie er es anfangen sollte, Friedrich's Herz zu gewinnen, so blieb Alles beim Alten.

XIII.

Vom Neuen Bunde.

Kais und Preuß aber konnten mit einander wegen des Gutes Meerumschlungen=Stammverwandt, so ihnen Hanne=mann hatte abtreten müssen, nicht einig werden. Und darüber kam es zum Kriege.

Das Gut Meerumschlungen=Stammverwandt war nun allerdings blos die Gelegenheitsursache zum Kriege, die Gründe dazu lagen tiefer. Sie hatten sich seit langer Zeit angehäuft und gesammelt, und wenn der Krieg nicht heute kam, dann kam er morgen. Für Preuß war gar keine Wahl: Entweder mußte er sich dem alten Kais auf Gnade und Ungnade unterwerfen und mußte werden, wie Einer der anderen Verwalter und Schleppenträger, die nur selbstherrlich waren gegenüber ihren Domainen=Bauern, aber im Uebrigen tanzen mußten, wie Kais pfiff; mußte sich in den „Alten Bund“ in der Eschenheimer Gasse setzen und Alles über sich ergehen, sich über den Mund fahren und sich majorisiren lassen; mußte auch fernerhin dulden, daß man seine Mutter mißhandle und darauf verzichten, sie jemals zu befreien aus ihrem Gefängniß. Oder er mußte endlich Farbe bekennen und dem Kais schlank weg vor den Kopf sagen: „Das Maß ist voll. Ich dulde nicht mehr, daß Du meine Mutter gefangen hältst. Ich dulde nicht mehr, daß Du meine Brüder und Neffen berückt und mir und ihrer eigenen Mutter entfremdest, und daß Du Fremdherrschaft übst in unseren eigenen Landen, wie Du sie geübt hast im Lande Italia. Ich dulde nicht mehr den schimpflichen Bankerott und Sequester, den Du verhängt

haßt über unserer Mutter Vermögen, die, so ihr zurückgegeben wird, was man ihr mit Unrecht genommen, reicher ist an Gütern und Gnaden, als Jemand in Europa. Ich dulde nicht mehr Deine Sequester-Commission, Deinen schwarzen „Alten Bund“, der uns in aller Welt zum Gespötte der Kinder gemacht hat, der zu allem Schlechten geneigt und zu allem Guten unfähig ist, der sich gemästet hat vom Schweisse des Volkes, der die Freunde meiner Mutter, die Verehrer des Andenkens an meinen hohen Vater und Herrn, in das Gefängniß geworfen, in die Verbannung getrieben und zum Tode verurtheilt hat, der nicht hat dulden wollen, daß die Namen „Kaiser und Reich“ überhaupt nur noch ausgesprochen würden, weil er, trotz allen Pracherns und Pochens auf seine vermeintliche Gewalt und Autorität, sehr wohl wußte, daß jene Erinnerungen einer großen Vergangenheit mächtiger sind über die deutschen Herzen, als er, der „Alte Bund“, in seines Nichts durchbohrendem Gefühle. Es ist genug gesündigt seit meines Vaters Tode. Ich konnte es bisher nicht ändern, denn ich hatte die Macht nicht. Jetzt, da ich es ändern kann, so will ich es ändern, so wahr mir Gott helfe. Und darum sage ich Dir: Hebe Dich weg mit Deinen Gefellen. Geh' in Dein eigenes Land und siehe zu, wie Du verfühnest die Völkerschaften, die Du entzweit hast nach dem Grundsatz: Theile und herrsche. Sie lassen sich nicht mehr als stumme Sklaven beherrschen. Sie sind zum Selbstbewußtsein erwacht; und wenn sie beisammen bleiben sollen, dann bedarf es der Verständigung unter ihnen. Gelingt sie nicht, dann zerstören sie nicht, wie bisher, in blinder Wuth sich unter einander; dann zerstören sie das Centrum, das gemeinschaftliche Centrum,

und ein Jeglicher constituirt sich um seinen eigenen Mittelpunkt. Dieses Centrum aber bist Du. Und deshalb strecke fürder Deine begehrliehen Hände nicht aus nach einem Reiche, in welchem die Sonne nicht untergeht, sondern gehe nach Hause und siehe zu, daß Dir das Dach Deiner eigenen Burg nicht über Deinem Kopfe zusammenbreche. Ich will Dir nicht Feind sein. Ich will Dir sogar beistehen, wenn Du ehrlich und ohne Rückhalt Verständigung suchst. Ich will mich mit Dir vereinigen zu Schutz und Trutz, wenn Du Dich auf Dein eigenes Gebiet willst beschränken, dessen Bewirthschaftung Dir nützlicher ist, als die Einmischung in anderer Leute Händel. Deine bisherigen Tücken bin ich satt. Gehe daher Jeder von uns seinen Weg. Ich bin Deine Vormundschaft müde.

Raum für Alle hat die Erde.

Was verfolgst Du meine Heerde?"

Und wenn Kalf nicht hörte auf diese Worte, dann mußte Preuß das Schwert ziehen und die Scheide wegwerfen. Dann galt es einen Kampf auf Tod und Leben.

Zu einem solchen entschließt man sich aber nicht leicht und nicht ohne besonderen Anlaß. Und den Anlaß gab das Gut Meerumschlungen-Stammverwandt. Es war also abgetreten an Kalf und an Preuß. Gemeinschaftlich behalten konnten sie's nicht; denn die Gemeinschaft ist die Mutter des Streites. Es sich selbst anzueignen, hatte Kalf kein Interesse; es lag zu weit ab von seinen übrigen Besitzungen, als daß er es mit Erfolg hätte bewirthschaften können, während das Gegentheil für Preuß der Fall war. Vielleicht wollte es auch Kalf zu seinem Theil an Preuß überlassen und forderte nur

einen Preis, der diesem zu hoch war. Vielleicht Vergrößerung seiner Güter auf Kosten der Frau Reich und ihrer übrigen Söhne? Wer weiß! Nur so viel ist gewiß, die Waffenbrüderschaft zwischen Beiden lockerte sich immer mehr, und endlich stellte es sich klar heraus, daß Ralf das Gut lieber jedem Andern gönnte, als dem Preuß. Er schenkte schließlich dem Friedrich Sachte, der noch immer den Lauerfritze spielte, ein geneigtes Ohr, obgleich er denselben Anfangs zum Land hinaus jagen wollen. *) Er ließ sich mit dem „Alten Bunde“ wieder ein, obgleich er in Gemeinschaft mit dem Preuß dessen Stellvertreter auf etwas unsanfte Art aus dem Gute Meerumschlungen-Stammverwandt entfernt und an die Luft gesetzt hatte. Kurz, Ralf war wieder ganz zurückgekommen auf seinen hergebrachten Standpunkt, den er nur vorübergehend aufgegeben zu haben schien. Er wollte Friedrich Sachte einsetzen als erblichen Verwalter in das Gut, wobei es sich von selbst verstand, daß Friedrich dann auch den alten schwarzen Bund beschickte und dort half, die Mutter Reich gefangen zu halten, ihr Hab und Gut zu vermöbeln, den Preuß zu majorisiren und dem Ralf die Schleppe zu tragen. Dann hatte Preuß das Nachsehen, und obgleich er die Hauptarbeit wider Hannemann und seine Leute gethan, hatte er dann mit dem Blute, so er geopfert, sich nichts erkauf, als Schmach und Hohn und eine Verstärkung der Reihen seiner Gegner, sowie eine erneuerte und verschärfte Bevormundung durch Ralf.“

Da sagte er endlich: „So will ich nicht und wenn

*) Vgl. den am 2. Januar 1864 vom Bundestage mit 10 gegen 6 Stimmen abgelehnten Antrag.

nichts anderes übrig bleibt, dann laß uns zu den eisernen Würfeln greifen. Sie mögen entscheiden, wer Recht hat, Du oder ich."

Da gab es einen großen Schrecken und Alle, welche zwischen Beiden standen und zwischen ihnen hin- und herschaukelten, je nach Vortheil, Zweck und Ersprießlichkeit auf die eine einmal, und dann auf die andere Seite, die liefen zusammen und suchten den klaffenden Riß zu verkleistern. Und es gelang — aber zum letzten Mal! Sie verglichen sich dahin: die Gemeinschaft solle bleiben, und über das Eigenthum Keiner ohne des Andern Zustimmung verhandeln oder verfügen, aber vorläufig solle Preuß das Gut Meerumschlungen und Kalf das Gut Stammverwandt bewirthschaften. Da war aber noch ein kleines Vorwerk, und die Leute darauf wollten gern zu Preuß, damit sie endlich einmal Ruhe hätten und wüßten, woran sie wären. Das verkaufte Kalf mit Mann und Maus an Preuß für ein schönes Stück Geld in klingender Münze. Da erhob der Alte Bund und sein Anhang ein wüthend Geschrei und riefen: Wehe über den Preuß, er kauft Menschen, wie Hämmer. Der Preuß aber antwortete: Ist die Schande bei Dem, der Sklaven kauft, um sie frei zu machen, und dafür sein eigenes gutes Geld ausgiebt; oder ist sie bei Dem, der Menschenfleisch verkauft, um seinen eigenen Beutel zu füllen mit fremdem Gelde? Kalf nahm das Geld, aber als er später den Vertrag auf sagte, fiel es ihm nicht ein, es zurückzuzahlen, vielmehr hat er es noch bis zur Stunde.

Der Vergleich hielt nicht lange. Kalf that das Gegentheil von Allem, was er versprochen, er steckte mit Friedrich

Sachte und dem Alten Bund unter einer Decke; und sie rurmorten in Meerumschlungen-Stammverwandt herum, hezten die Leute auf und machten dem Preuß das Leben so sauer wie möglich; und Der revanchirte sich nach Kräften. Und was man mit Mühe zusammengeleimt, das kam wieder zum Brechen, und das Maß war voll, so daß es überlief. Nun handelte es sich aber natürllich nicht mehr blos um das Gut im Norden, sondern um die Frage, wer über die Reichslande gesetzt sei, ob die Mutter Reich und ihre Söhne, oder Herr Ralf und seine Sequester, ob Ralf's Fremdherrschaft fort-dauern sollte hier und in Italia, und ob durch den Streit nicht ein Weltbrand angefacht werde.

Der Alte Bund aber und sein Anhang, und gerade zu-meist die, so am meisten gehezt hatten, schriegen: „Wehe über den Preuß, er beginnt einen Bruderkrieg im Bund mit dem Fremdling.“ Aber Ralf war ja kein Bruder von Preuß, sondern ehedem nur der Generalverwalter der Güter seiner Mutter; und daß er letztere in Bankerott gestürzt, das war auch gewiß keine Empfehlung. Was aber den Fremdling anlangt, so hatte Ralf deren ein Duzend, und Preuß nur einen zur Seite; und Italiener fochten hüben und drüben. Daß aber auch Brüder von Preuß in den Streit verwickelt wurden und gegen ihn fochten, das hätte nicht sein müssen. Das war ihre eigene Schuld und die von Ralf und von dem Alten Bunde. Ralf wollte den Krieg und deshalb brach er den Vergleich, in welchem er gelobt hatte, nichts ohne Einvernehmen mit Preuß zu thun. Warum er den Krieg wollte? Theils aus Hochmuth und theils aus Verzweiflung. Er sprach immer von seiner „ange-

stammten Stellung in Deutschland“; und war ihm doch auf der weiten Welt nichts angestammt, als die alte Habsburg, und die liegt in der Schweiz. Auch hatte er viel Verdruß in dem eigenen Hause. Seine verschiedenen Völkerschaften waren rebellisch wider ihn selbst und wider einander; er hatte ihnen den Verfassungs-Vertrag gekündigt, und darob murrten sie noch mehr. Und endlich war kein Geld im Haus und mußte man sich mit eitel Papierschnitzel behelfen. In des Preuß Haus aber, so erzählte man sich, lagen viel harte blanke Thaler in Silber, und das stach in die Augen.

Summa, wenn der biedere Landmann zu Hause Schuld und Ungeduld und Verdruß hat, und die Frau schilt und das Gesinde rebellirt, dann geht er ins Wirthshaus und trinkt sich einen Bauernrausch vom schwersten Kaliber, aber der Kagenjammer kommt nach.

Und gleich wie der biedere Landmann in das Wirthshaus, so stürzte sich der biedere Kalf in den Krieg, und der Kagenjammer kam auch nach.

Und als die Sachen so weit waren, da schickte Preuß einen Herold ins Land und ließ deutlich ausrufen, was er wolle: Aufhebung des Bankerotts, — Auflösung der Sequester-Commission, — Wiedereinsetzung der Frau Reich in ihre Rechte, — Verbannung Kalf's aus Reichs Landen, — Aufhören seiner Fremdherrschaft, — Aufrichtung eines Neuen Bundes ohne Bankerott und ohne Sequester, — Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten unter dem Vorsetze von Preuß — Rückkehr der Verwalter in die Stellung, so sie ehemals hatten, da der alte Kaiser noch lebte, — jährliche Versammlung der

Vertrauensmänner der Verwalteten zur Geltendmachung ihrer Rechte und ihrer Beschwerden.

So aber Preuß gedachte, dadurch die Verwalter für sich zu gewinnen, so täuschte er sich gründlich. Sie schrien Zeter und Mordio! „Umsturz, Feigheit, Verrath, Verletzung unserer heiligsten Interessen und Rechte, heilloser Frevel wider die Ruhe von Europa, Mediatisirung von Oben und Unten zugleich.“ Nur Wenige waren vernünftig und gingen zu Preuß, und diese hielt er in Ehren. Auch traten diese aus der Sequester-Commission aus, darin sie nie mit Vergnügen gefessen. Denn sie hielten den Handelsverein für besser, dieweil er mehr abwarf, und auf ehrliche Weise.

Die Anderen aber blieben im Alten Bund und suchten das Volk zu berücken. Sie legten die Farben an, so man für die Leibfarben der Frau Reich hielt, obgleich sie selbst Diejenigen, welche vormals diese Farben getragen, in den Tod, das Gefängniß und die Verbannung geschickt hatten. Auch gingen sie der Frau Reich um den Bart und nannten sie „holde Jungfrau Germania“, weil sie dachten, es würde ihr schmeicheln. Frau Reich aber schüttelte lächelnd ihr weißes Haupt und frohlockte im Grunde des Herzens. Sie merkte, was los war, und daß die Stunde gekommen, auf welche ihr jüngster Sohn sie vertröstet.

Und nun ging es durcheinander, wie in einem Ameisenhaufen, so Einer mit dem Stocke darinnen gewühlt hat, Alles rüstet, rennet, rettet, flüchtet. Sie stecken die Köpfe zusammen und machen heimliche Verträge unter einander, und am meisten mit Kalf, darüber, was ein Jeder erhält, wenn sie gewinnen, und wie er entschädigt werden soll, wenn

sie verlieren. Und hielt ein Jeglicher seinen Vertrag geheim vor dem Andern. Denn zum Oeftern stand darin geschrieben, daß der Lappen, womit man ihn entschädige, geschnitten werden solle aus dem Felle des nächsten Bundesgenossen und Nachbarn. Und das nannten sie „Bundestreue“. Und auch dem Preuß schrieben sie einen Schreibebrief, darin stand geschrieben, sie wollten ihm nicht an das Leben, und wenn sie die Waffen ergriffen und wider ihn zu Felde zögen und auf ihn losschlagen aus allen Kräften, ihm Weg und Steg verlegten und ihm so viel Bedrängniß anthäten, wie möglich, so dürfe er bei Leibe das nicht für Feindseligkeit ansehen und ihnen verübeln, denn das sei kein Krieg, sondern eitel Bundestreue, die ganze Bundestreue und nichts als Bundestreue.

So fein und zierlich aber auch der Schreibebrief in Worten gesetzt war, der Preuß glaubte ihm nicht und warf ihn zerknüllt in die Ecke. Und da schrieen sie abermals: „Wehe über den Preuß. Wehe über den Barbaren, der sich auf höfliche Briefe nicht einläßt, sondern immer gleich grob wird.“

Und er ward wirklich grob. Zunächst gegen die Verwalter, die ihm zwischen den Beinen lagen und ihn in Schritt und Tritt hemmten. Deren waren drei, Namens Adolphus Dux, Friedrich Wilhelm Elector und Georg Rex. Er schrieb Jedem von ihnen einen deutlichen Brief, schwarz auf weiß: „Bleib' mir vom Leibe mit Deiner Bundestreue, auf diesen Zopf beiß' ich nicht an. Sag' mir ungehend: Bist Du für mich oder bist Du wider mich, oder willst Du wenigstens, so lange ich mit dem Hals und seinen Leuten raufe, Dich ruhig verhalten? Gibst Du mir gar keine Antwort, oder

keine deutliche, und fährst Du fort zu rüsten, dann bin ich gezwungen, Dich als Feind zu behandeln und Dein Gut zu besetzen.“ Da antworteten die drei Verwalter, wie aus einem Munde: Wir wollen nicht Euer Freund sein und nicht Euer Feind, nicht für und nicht wider Euch; aber ruhig verhalten wollen wir uns nun erst recht nicht, sondern rüsten und raufen.“ Da fragte Preuß zum letzten Mal: „Was wollt Ihr denn?“ Da schrien sie unisono: „Bundestreue, Bundestreue, Bundestreue!“ (so hatte Ralf sie's gelehret). Da nahm sie Preuß am Ohr und warf sie von ihren Gütern. Da schrien sie, er sei ein Grobian; denn sie hätten zwar Krieg wider ihn führen wollen, aber doch nur aus purer blauer Bundestreue; und wenn man Jemanden todt schlagen wolle von Bundes wegen, dann müsse er stille halten und sich's ruhig gefallen lassen, und wenn er auch noch so stark sei.

So hub nun der Krieg an zwischen Preuß auf der einen, und Ralf und den Verwaltern, so ihm anhängen, auf der andern Seite. Preuß hatte nur einerlei Kriegsvolk, und waren es keine Söldlinge, sondern Alles eigene Leute, Vornehme und Geringe, Alles beisammen, wie sie das Land hervorbringt, und sie hatten eine harte und ernste Schule durchgemacht, wie ich Euch schon erzählt habe, und fürchteten sich nicht vor Gefahr und vor Arbeit, sondern waren rauh erzogen und von Haus aus an Solches gewöhnt. Sie waren Landwirth und zugleich auch Soldaten. Auch hatte Preuß nicht allerhand Völker und viele Verwalter in seinen Landen. Er bewirthschafte Alles selber und Alles ging aus einem Gusse und grad' wie am Schnürchen.

Auf der andern Seite aber war's anders. Ralf's Kriegsheer war zusammengesetzt aus den vielen verschiedenen Völkern, die er zusammengekoppelt und zusammengehalten vermittelst des „Theile und herrsche“; und deshalb waren sie nicht einig untereinander. Einer gönnte dem Andern das Schlimmste, und es waren welche, die ließen sich freiwillig fangen. Auch kann man in die Leute keine Ordnung bringen, wenn sie unter einander nicht einig. Denn kleine Dinge wachsen durch Eintracht, die größten aber gehen durch Zwietracht verloren.

Das Kriegsheer der feindlichen Verwalter marschirte in zwei Heerhaufen. Aber sie verstanden sich nicht unter einander, denn ein Jeder verfuhr nach seinem Kopf und hörte nicht auf den Andern. Der eine Haufen aber war zusammengesetzt aus Volk von allerlei Gütern, und das Volk von jedem Gute hielt sich für sich und wollte nichts wissen von den andern, auch dachten sie nicht an gemeinsamen Angriff, sondern nur an Vertheidigung, aber auch nicht an Vertheidigung des Ganzen, sondern Jeder nur an sein Gut. Und ein Jeglicher wäre am liebsten nach Hause gegangen und hätte sich aufgestellt an der Grenze seines Gutes, oder soferne er zu Hause einen guten Tropfen im Fasse hatte, vor der Thür seines eigenen Kellers.

So kam es, daß sie Alle in kürzester Zeit unterlagen. Preuß schlug in wenigen Tagen zuerst den Ralf und dann die Bundesarmee, zuerst den einen und dann den andern Heerhaufen. Zwar waren es tapfere Leute, aber ich habe gesagt, woran's ihnen fehlte.

Und all der alte Spuk war auf einmal verschwunden,

wie ein Gespenst am hellen lichten Tage. Der Sequester war fort mit sammt seinem Präsidenten; der Alte Bund war fort, der Bankerott war fort; die Fremdherrschaft war fort und Friedrich Sachte war auch fort. Er hatte überhaupt nur gelauert.

Dagegen waren Preuß zugefallen: das Gut Meerumschlungen-Stamunverwandt, sowie die drei Güter der abgethanen Verwalter, welche nicht verwaltet hatten für das öffentliche Interesse und das gemeinsame Wesen, sondern ein Jeder zumeist für die eigene Tasche.

Frau Reich aber wurde erlöst aus ihrem Wittwenfuge oder Gefängniß in der Eschenheimer Gasse. Sie fiel dem Sohn um den Hals und sagte: „Ich wußte, Du würdest Dein Wort halten, und ich merkte, daß es mit meinen Peinigern schlecht stand. Denn sie wurden auf einmal so höflich.“

Und Preuß richtete mit seinen Genossen den Neuen Bund auf und berief dazu das Volk ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen. Und das Volk stimmte zu und half das neue Gebäude errichten. Nur drei und ein halb Vorwerke im Süden die blieben einstweilen noch draußen. Und Kalf, statt sich immer nur um anderer Leute Sachen zu kümmern, warf sich mit Eifer auf die Bewirthschaftung seiner eigenen Güter, und das gereichte ihm und ihnen zum Vortheil.

XIV.

Von dem echten Testamente des alten Kaisers.

Ihr fragt mich, was denn die Brüder und Neffen von Preuß machten während des Krieges? Einige waren wider

ihn, und andere nicht für ihn, mit alleiniger Ausnahme des Westphal, des tapferen Streiters. Kann man sich darob wundern? Sie lebten bisher ein Jeder für sich und kannten einander zu wenig. Böse Menschen hatten unter ihnen gehegt und geschürt und Klatsch hin- und hergetragen, und Jeden gepackt an seiner schwachen Seite, und wir haben ja gesehen: ein Jeder hatte eine solche Seite; d. h. wenigstens eine! Und das einzige Band, das sie zusammenhielt, das war ein Zoll- und Handelsgeschäft. Das macht nicht das Herz warm. Ein Jeder rechnet bis auf den Pfennig, was ihm zukomme, und wenn es auch noch so viel ist, so glaubt er am Ende doch immer, es wäre zu wenig.

Auch nach Aufrichtung des Neuen Bundes, der die Schranken niederriß und es so einrichtete, daß sich Jeder an jedem Orte des Landes wohl fühlte, weil er überall gern aufgenommen und so gut, wie zu Haus war, standen noch einzelne der Brüder und Neffen schmollend im Winkel. Denn sie glaubten in ihrer Thorheit immer noch an die Echtheit jenes Testaments, welches genannt war die Aurea Bulla, und an die Weisheit der Verwalter und der Sequester. Auch wußten sie ja immer nicht gewiß, ob ihr Vater, der Kaiser, noch lebe, und wollten daher keinen neuen Kaiser.

Da kam Kunde vom Tode des Kaisers und das echte Testament kam zum Vorschein. Der Kaiser hatte es bei sich getragen auf seiner Wallfahrt zum Gnaden spendenden Bilde im Osten. Aber er war dort in einen Hinterhalt gefallen. Seine Leute waren niedergemetzelt worden. Nur er und Einer seiner Getreuen waren übrig geblieben und in die Gefangenschaft der Sarazenen gefallen. Der Kaiser erlag

nach wenigen Tagen den Wunden, so er davon getragen. Zuvor hatte er seinem Knappen Kurd das Testament übergeben, damit er versuche, es an Frau Reich gelangen zu lassen. Kurd aber entsprang den Sarazenen. Er irrte lange in der Welt umher, bevor es ihm gelang, den Heimweg zu finden. Aber das Testament des Kaisers trug er getreulich auf seinem Herzen. Und als er in seine Heimath kam, da merkte er gleich, es war schon ganz anders geworden, als zu den Zeiten des Kaisers. Denn hier hatte der Verwalter Welf den Besitz an sich gerissen und verfolgte Jeden auf das Grausamste, der es wagte, von Kaiser und Reich auch nur noch zu reden. Die Familie Kurd's war verarmt und er wußte nicht Mittel zu finden, zur Frau Reich zu gelangen. Aber das Testament hielt er in Ehren und vertraute Niemand etwas davon an, als seinen eigenen Söhnen. Nun geschah es, als Kurd schon sehr alt war, daß Welf Söhne des Landes verkaufte an England, das sie brauchte als Soldaten im Krieg wider seine rebellirenden Colonisten in einem fernen Lande, so da heißt Amerika und liegt jenseits des Meeres; und da Kurd große Furcht trug, Welf möge erfahren, daß er des Kaisers Testament besitze und ihn schädigen und das Testament vernichten, so gab er dasselbe seinem Sohne, so auch Kurd hieß, mit und beschwor ihn, es treu zu bewahren und wenn die Zeiten nicht mehr so schlimm seien, auf irgend eine Art an die Frau Reich gelangen zu lassen.

Der junge Kurd aber wurde von den Amerikanern gefangen genommen. Und das war sein Glück. Denn obgleich er von Welf verkauft worden war für Geld, wie ein Sklave, so wurde er nun Bürger eines freien Landes, und es sammelten sich dort mehr von seinen Leuten und übten

zuletzt eine große Macht in Sachen des gemeinen Wesens, wenn sie einig waren und stramm zusammenhielten. Doch dachten sie auch jenseits des Wassers noch in Ehren und Treue des alten Vaterlandes und freuten sich, wenn sie von dort was Gutes erfuhren, was leider nur selten der Fall war.

Da erscholl auf einmal die Mähr: Preuß hat sich aufgerafft, als es ihm mit Kalf's Präventionen zu arg war, er hat den Kalf abgeschüttelt und den Bankerott und den Sequester und den Alten Bund; er hat Frau Reich wieder eingesetzt in ihre Rechte und Ehren und einen freien Neuen Bund gegründet; der ist geachtet zu Wasser und zu Lande und unter den Völkern der Erde.

Da schlugen auch am Ohio und Mississippi und in den Blochhäusern des fernsten Westens von Amerika die alten deutschen Herzen, obgleich sie wetterfest waren gleich Eichenholz, hoch auf vor Freuden, und Kurd sprach zu seinem Sohne, der hieß Incho: Jetzt ist es aus mit dem Regimente des Welfen; jetzt ziehe nach Deutschland und überreiche der Frau Reich das Testament ihres seligen Herrn und Gemahls; nun wird es an der Zeit sein, daß sie erfahre, was drin geschrieben steht; denn nun ist sie frei und kann die Sachen richten und schlichten.

So erhielt Frau Reich durch Incho das Testament mit dem echten Insignel des Kaisers, und stand darin geschrieben:

„Ich hoffe zum Herrn, daß er mich noch in Gnaden läßt wandeln auf Erden, also daß ich selbst kann vorkehren, wie es gehalten werden soll, und bei lebendigem Leibe das Regiment kann abgeben an meinen Nachfolger. So ich aber werde in Kürze abberufen, so sage ich, wie Gott will, und

ordne die Sachen lektwillig, wie folgt: Ich habe vier Söhne, und wenn das Kind, so meine liebste Gemahlin unter dem Herzen trägt, männlichen Geschlechts ist, demnächst deren fünf. Ich will nicht, daß das Regiment getheilt wird, sondern nur Einer soll es erhalten. Jeder der Söhne soll an Gütern behalten, was er bei meinen Lebzeiten schon bekommen. Aber nur **Einer** soll Kaiser heißen und soll der Uebrigen Haupt sein. So ich nun aber sagen soll, welcher von ihnen, so wird mir das schwer. Denn sie sind noch zu jung und haben Alle (noch) nichts Rechtes geleistet. Wer aber will Kaiser sein, der soll und muß Haare auf den Zähnen haben. Deshalb verfüge ich, wie folgt: Meine theure Gemahlin soll dieses Testament für sich allein im Stillen überlegen und dann die Söhne mit größter Sorgfalt beobachten und zusehen, wer am meisten Beruf hat, zu herrschen. Und wer den zeigt und das Größte leistet fürs Vaterland, der soll zum Kaiser ernannt und gekrönt werden und seine Brüder und deren Nachkommen sollen ihm gehorchen, so wahr sie von mir abstammen. Deß walte Gott!"

Frau Reich aber versammelte um sich alle ihre Söhne und Enkel und die Glieder des Bundes und die Vertrauensmänner des Volkes und gab ihnen das Testament zur Prüfung. Und trotz sorgfältigen Zweifels und Untersuchens erkannten sie solches für echt und die Aurea Bulla für unecht. Denn sie war nur eine Abschrift, und die Urschrift war nirgends zu finden.

Sie beriethen nun, was zu thun sei. Da aber ein Theil von ihnen etwas umständlich war, so rückte das Ding nicht vom Flecke, und die Leute sagten, sie zankten sich um des Kaisers Bart.

Und da sie noch tief in der Berathung steckten, da gab es einen Krieg, der ging ihnen Allen an Kopf und an Kragen. Er war angezettelt von Denjenigen, welche die Erhöhung des Preuß nicht hatten verschmerzen können.

 XV.

„Finis coronat opus.“

Es war ein schwerer Krieg. Denn sie hatten einen schlimmen Feind. Aber sie fochten ihn glorreich zu Ende, und als er vorbei war, da hielten die Brüder und Neffen eine fernere Berathung nicht mehr für nöthig. Denn diesmal hatten sie nicht wider einander gefochten, sondern mit einander, Schulter an Schulter, wider mächtige Feinde. Sie hatten sich Alle tapfer geschlagen. Aber darüber waren sie einig, das Beste hatte der Preuß gethan, und ohne ihn wären sie schwerlich wieder mit heiler Haut nach Hause gekommen.

Da sprachen sie einmüthig: Nun ist die Probe gemacht auf das Testament unseres Vaters; Preuß soll Kaiser werden und nichts in der Welt soll uns in Zukunft mehr trennen. Und die Frau Reich stimmte zu.

Preuß und seine Brüder und Brudersöhne verständigten sich darüber, was gemeinsam war und was jeden Einzelnen anging. Das Gemeinsame sollte von nun der neue Kaiser verwalten. Im Uebrigen aber jeder nach seiner Art seine eigenen Dinge besorgen. Die Grenzen zwischen dem Gemeinsamen und dem Eigenthümlichen wurden genau geregelt; man

gab dem Kaiser, was des Kaisers ist und den Brüdern und ihren Stämmen, was ihrer Sachen waren. Und wie am Firmament der Gang der Sterne geregelt ist nach ewigen Rechten, und wie sich dort Centripetal- und Centrifugalkraft die Wage halten, daß jedes Gestirn seinen Gang geht, begleitet von der Harmonie der Sphären, so war es auch nun in dem weiten Gebiete, worüber weiland Mutter Germania herrschte.

Es war nie ein schöneres Fest in deutschen Landen, als damals, wie sie, nachdem Alles geregelt und Streit und Zwietracht begraben war auf ewige Zeiten, zusammen kamen, um den neuen Kaiser zu krönen.

Preuß ragte, wie sein Vater, um eines Hauptes Länge über alles Volk, und er setzte sich auf den Thron, umgürtet mit seinem tapfern Schwerte. In der Rechten hielt er das Scepter und in der Linken das echte Testament seines Vaters. Das falsche, so man „Aurea Bulla“ nannte, und das der Verwalter Welf untergeschoben, hatte man verbrannt und die Asche davon ausgestreut in die Winde.

Und als Preuß auf dem Throne saß, da näherte sich ihm seine gute Mutter und setzte ihm auf die alte Kaiserkrone, so sie mit Sorgfalt bewahrt von Alters her bis jetzt durch gute und schlechte Zeiten hindurch. Sie war den gierigen Blicken des Welf entgangen. Kalf hatte ihr vergeblich nachgestellt. Auch selbst in ihrem Gefängnisse in der Eschenheimer Gasse wußte sie solche vor dem Sequester mit Sorgfalt zu verbergen, in Erwartung besserer Zeiten.

Und als er nun so da saß, und die blauen Augen blitzten, und der mächtige Bart wehte im Winde, da schwuren

Alle, die den Vater gekannt, das sei der alte Kaiser, wie er liebte und lebte.

Seine Brüder und Nefsen aber, Frank, Schwab, Bayr sowohl, als auch Westphal, Ostphal und Ober-Sachs, küßten zuerst ihn und dann ihre Mutter. Dann reichten sie einander die Hände und sprachen selband die Worte des Bardens Friedrich Schiller:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen noch Gefahr.“

Frau Reich aber hatte, als sie ihrem Sohne die Kaiserkrone auf seine Locken gedrückt, ihm leise ins Ohr geflüstert (sie konnt's nicht verschweigen): „Mein Sohn und mein Kaiser, diese Krone hat Deine hohe Ahnin Germania geweiht und Dein herrlicher Vater getragen; werde in Allem wie er, nur in Einem nicht: kümmerge Dich mehr um unsere, als um fremder Leute Sachen, und lasse Dich von keinem Bullen-Priester bethören. Bleibe in Deinem Lande und lasse Dir nie Verwalter über Deinen Kopf wachsen. Werde hart! Ich war zu weich und mußte es büßen. Ich will keine Rache, aber ich will Recht.“ Und da ging ein heimliches Mauschen der Lüfte durch die Halle, wie durch einen heiligen Hain. Die Anderen wußten nicht, was das war. Frau Reich aber wußte es. Das war ein Gruß, den schickte Germania von ihrer fernen nordischen Insel, um ihrem Enkel, dem neuen Kaiser, zu geben die Weihe und das Angedenken an des Volkes ältere Zeiten und ältere Rechte.

Schluss.



